Nicht f. d. Austausch

DAS POLITISCHE WIRKEN DER KÖNIGIN LUISE VON PREUSSEN

INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT VON DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN

VON

TESSA KLATT
AUS BERLIN-CHARLOTTENBURG

Tag der Promotion: 20. Oktober 1937
Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juni 1936

1937
JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG / BERLIN

P 88

Berichterstatter: Professor Dr. Elze

Professor Dr. Hartung

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Clemens Landgraf Nachf., W. Stolle, Dresden-Freital.

Meinen Eltern!

VORBEMERKUNG

Königin Luise von Preußen nahm zu ihren Lebzeiten eine besondere Stellung während des Kampfes mit Napoleon ein. Ihr Wirken bildet einen wichtigen Bestandteil des Geschehens und hat ihren Tod überdauert. Die Erforschung und Darstellung ihres Wesens und Tuns zeigt Kräfte, die ihre besondere Prägung durch den Krieg erhielten. So bietet die vorliegende Arbeit die Gelegenheit, ein Frauenleben im Rahmen der Kriegsgeschichte erscheinen zu lassen.

Der Herausgeber

INHALT

Seite

Vorwort 7
Einleitung: Die geistige Persönlichkeit der Königin Luise 11

I. POLITISCHES WIRKEN IM WEITEREN SINNE

Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. 27
Königin Luise und Alexander I. von Rußland 69
Königin Luise, die Erziehung des Kronprinzen, eigene Bildungsbestrebungen und die Bemühungen um ein neue Volksbildung 101

II. POLITISCHES WIRKEN IM ENGEREN SINNE: KÖNIGIN LUISE UND NAPOLEON

Königin Luise und Napoleon 130
Königin Luise als Mittelpunkt der preußischen Kriegspartei bis zur Schlacht von Jena und Auerstedt 131
Die Angriffe Napoleons auf die Königin und die Frage ihrer Berechtigung 137
Der Einsatz der Königin Luise für eine Weiterführung des Krieges bis zum russisch-französischen Waffenstillstand vom Juni 1807 143
Das Wirken der Königin für einen ehrenhaften Frieden bis zum Abschluß des preußisch-französischen Friedensvertrages von Tilsit 151
Die politische Wirkung der Begegnung von Tilsit 158
Die Zusammenarbeit der Königin mit dem Freiherrn vom Stein für die Erleichterung der Friedensbedingungen 162
Luisens Mitwirkung an Steins Vorbereitung der preußischen Erhebung an der Seite Österreichs bis zur Änderung der außenpolitischen Lage im Herbst 1808 171
Die Haltung der Königin Luise während des Krisenjahres 1809 . . . 177
Luisens Werk der Wiederberufung Hardenbergs. 185
Die Wirkung der Königin nach ihrem Tode 199
Schlußbemerkungen 202
Anhang 204
Literaturverzeichnis 211

VORWORT

In den bisher erschienenen Biographien und Aufsätzen über die Königin Luise von Preußen ist ihre politische Tätigkeit als eine ihrer Wirkungsweisen dargestellt worden, in den meisten Fällen nicht als die hervorragende. Neben dem vorbildlichen Charakter hat man den „Zauber ihrer Persönlichkeit" als Grund ihrer starken Wirkung auf ihre Umgebung, die Zeitgenossen und die Nachwelt angesehen und hat auch darin ihre Größe erblickt. Über gelegentliche Eingriffe in die Angelegenheiten des Staates sei ihr politisches Wirken nicht hinausgekommen. Allen diesen Untersuchungen liegt — allerdings unbewußt — eine bestimmte Ansicht von den Grenzen des Politischen zugrunde und demzufolge auch eine Auffassung vom politischen Wirken. Politik bedeutet hier Verwaltung des Staates im Innern und seine Vertretung nach außen. Politisches Wirken beschränkt sich für diese Auffassung auf die Mitarbeit in diesen beiden Gebieten. Es bleibt damit einem kleinen Kreis vorbehalten, dem diese Führung der Geschäfte obliegt. Den wenigen politisch Wirkenden wird die unpolitische Menge gegenübergestellt. Wir vermögen heute die Grenzen des Politischen nicht mehr so eng zu ziehen. Was früher im allgemeinen mit Politik bezeichnet wurde, wird heute besser Regierung genannt. Kann man hier den geläufigen Ausdruck „Politik" nicht entbehren, so mag man von der „Politik im engeren Sinne" sprechen. Politik umfaßt alle Tätigkeit an der Stärkung der Volksgemeinschaft als der biologischen Lebenseinheit und an der Gestaltung des Volkes zur Nation. Politisches Wirken bedeutet für uns die Ausrichtung der Handlungen aller Volksgenossen und Staatsbürger auf das Ganze, auf das Leben von Volk, Nation und Staat. Leben dieser Ganzheiten will sagen: Erhaltung und Wachstum aller ihrer Kräfte, der Ehre, der Macht, der geistigen Größe, der Sitte und des materiellen Gedeihens. So gesehen, wirken die Gedanken und

Taten jedes Einzelnen politisch, d. h. sie formen an der Gemeinschaft. In hervorragendem Maße wirken so aber Denken, Wollen und Handeln der Führer des Volkes und Staates. Diese Menschen handeln nicht nur politisch, soweit ihnen die engere politische Arbeit obliegt, sondern in allen ihren Äußerungen in Rede und Schrift, in ihrem Verhalten, in der Rangordnung, die sie anderen Menschen und Dingen geben, in der Ausgestaltung aller Lebensverhältnisse, in die sie gestellt werden.

Königin Luise gehört zu den Menschen, die durch Geburt und Schicksal an eine führende Stelle in Volk und Staat berufen waren. Als Frau lag ihr Betätigungsfeld weniger auf dem Gebiet der Politik im engeren Sinne als auf dem großen Feld des politischen Vorlebens, des beispielhaften Wirkens in allen ihren Beziehungen zur Umwelt. Die Erfüllung ihrer politischen Aufgabe konnte sich in der Gestaltung ihres Verhältnisses zum König, zum Kronprinzen und zum Verbündeten und Freund Alexander von Rußland zeigen, wie auch in der Stellung zu ihrem Volk und zu den Fragen der Erziehung und Bildung. Die stärkere politische Tätigkeit im engeren Sinne während ihrer letzten Jahre wurde in der Hauptsache durch zwei Ursachen hervorgerufen: durch die gewaltige Erscheinung Napoleons und durch das Versagen König Friedrich Wilhelms III., dessen Schwächen erst in den Jahren der Entscheidung und des Kampfes offen zutage traten. Der Grund ihres Auftretens gegen den Feind lag zuletzt in dem Erlebnis der Gemeinschaft ihres Volkes und der notwendigen Hingabe an diese Einheit. Gerade die tiefe, verantwortungsvolle Auffassung der allgemeinen politischen Pflichten brachte sie dazu, zeitweise in stärkerem Maße, im ganzen aber fortlaufend an den politischen Geschäften mit Rat und Tat teilzunehmen, einige Male ausschlaggebend das Gewicht ihrer Stimme in die Waagschale zu werfen. Dieses Eingreifen und teilweise ständige Mitarbeiten trifft fast ausschließlich für den letzten Abschnitt ihres Lebens zu, für die Jahre 1805 bis 1810. Der Kampf gegen Napoleon macht den Hauptinhalt ihres Wirkens während dieser Zeit aus. Er beeinflußte auch die Vollbringung der allgemeinpolitischen Aufgaben der Königin.

Die Ausführungen stützen sich in der Hauptsache auf Briefe und andere Niederschriften der Königin, auf Zeugnisse befreun-

deter Menschen und auf die Urteile von Persönlichkeiten ihres Staates und Hofes oder auswärtiger Mächte, mit denen die Königin in Berührung kam. Das Material lag zu einem Teil gedruckt vor. Eine große Anzahl der Briefe der Königin Luise ist von Paul Bailleu und Karl Griewank veröffentlicht worden, um nur die bedeutendsten Quellensammlungen zu nennen. Neben diesem gedruckten Material, das ich unter dem Gesichtspunkt meines Themas weitgehender auszuwerten unternahm, als dies bisher geschehen ist, standen mir ungedruckte Quellen zur Verfügung. Ich durfte — dessen versicherte mich Herr Archivrat Dr. Jagow — den gesamten noch vorhandenen Nachlaß der Königin im Hohenzollern-Hausarchiv benutzen und konnte hier ganz oder im Auszug veröffentlichte Quellen im Original einsehen. An noch wenig herangezogenen oder ungenutzten Quellen lernte ich hier tagebuchartige Notizen und Exzerpte Luisens kennen, die sich auf weltanschauliche und religiöse Fragen beziehen, ferner einige Niederschriften politischen oder literarischen Inhalts. Drei dieser Niederschriften werde ich im Anhang meiner Arbeit im Originaltext wiedergeben, dazu den letzten Brief der Königin an Napoleon vom Frühjahr 1810. Zwei dieser Niederschriften sind bisher noch nirgends benutzt oder erwähnt worden. Im Familienarchiv zu Neustrelitz durfte ich die Briefe Luisens an ihren Bruder Georg und an ihren Vater, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, im Original benutzen. Aus dem mittlerweile nach Schwerin überführten Archiv erhielt ich die Briefe des Erbprinzen Georg an Frau von Berg aus den Jahren 1805 bis 1810 zugesandt, die besonders aufschlußreich sind hinsichtlich der Pläne und Absichten des Freundeskreises der Königin und der Kämpfe, Stimmungen und persönlichen Erlebnisse Luisens.

Für die Erlaubnis, den ungedruckten Quellennachlaß der Königin in so ausgedehntem Maße benutzen zu dürfen, sage ich Herrn Archivrat Dr. Jagow zu Berlin-Charlottenburg und dem Herrn Archivrat Dr. Endler zu Neustrelitz meinen besten Dank. Herrn Archivrat Dr. Jagow danke ich ferner für die Genehmigung zur Veröffentlichung der erwähnten Quellen.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41535713_0176

EINLEITUNG:
DIE GEISTIGE PERSÖNLICHKEIT DER KÖNIGIN LUISE

Die frühe Jugend der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, der späteren Königin Luise von Preußen, fällt in die Zeit der ausklingenden Aufklärung und in die Jahre des machtvoll vorwärts drängenden Sturmes und Dranges, der beginnenden Romantik. Anspruch auf Vorherrschaft der Vernunft und Anspruch auf Vorherrschaft des Gefühls machen beide ihren Einfluß auf einen aufnahmefähigen jungen Menschen geltend.

Luisens Ausbildung auf dem Gebiete des Geistes ist wie bekannt sehr mangelhaft gewesen. Ihre Kenntnis in den einzelnen „Fächern" des Wissens war in ihrer Jugend lückenhaft und blieb es zum Teil auch später. Trotzdem ist sie von den geistigen Strömungen der Zeit nicht unberührt geblieben. In dem am nachhaltigsten betriebenen Unterricht, dem religiös-philosophischen, wurde Luise dazu angeleitet, sich mit Gedanken wie Tugend, Pflicht, Gott auf dem Wege der Vernunft auseinanderzusetzen[1]). Die typisch aufklärerische Ausrichtung des Denkens auf diese Probleme blieb Luise während ihres ganzen Lebens erhalten. Der Drang zu konsequentem Durchdenken dieser Fragen hat sie nie verlassen. Er war auch tief in einem grüblerischen, nach Klarheit ringenden Zug ihres Wesens begründet.

Der Gefahr dieses Zuges aber, in das Wesen von Seinswerten auf dem Wege des Denkens eindringen zu wollen, wirkte bei Luise die Neigung zum tätigen Erproben ihrer Kräfte entgegen. Sie brachte sie bald zu der Einsicht, daß der Mensch in der Hauptsache durch sein Handeln, in seiner Auseinandersetzung mit den Forderungen des Tages erfahre, was Tugend, Pflicht, Wirken der Gottheit und was er selbst bedeute.

[1]) Luise: „Sammlung einiger Gedanken", Aufzeichnung aus dem Jahre 1793: De la vertu. (HA.)

Ferner gewannen die Aufklärungsideale der Tugend, Humanität und des Glückes in ihren Gedanken einen Inhalt, der sie von dem Geiste der Aufklärung völlig loslöste. Bindung an die Familie, an die Natur und an das eigene Volk wurden ihr früh zum Erlebnis. Sie lernte als junges Mädchen die starke Verwurzelung in einem glücklichen Familienkreise kennen, dessen Einigkeit sie noch in späteren Jahren betont und während ihres ganzen Lebens als ein Element empfindet, das auf ihre eigene Lebensgestaltung wirkt[2]). Volksgemeinschaft und Vaterland wurden ihr zum ersten Male lebendig, als die französischen Revolutionsheere 1792 deutsches Land am Rhein besetzten und Luise aus Hessen-Darmstadt fliehen mußte, wo sie bei ihrer Großmutter eine zweite Heimat gefunden hatte. Zusammenhang mit Menschen anderer Stände hatte sie in dem einfachen, unhöfischen Leben ihrer Jugend ebenfalls gewonnen; Volksgemeinschaft war ihr damit nicht nur in der Abgrenzung gegen das Außen, sondern auch in dem inneren Aufbau sichtbar geworden. Diese Erfahrungen trafen in ihr auf einen Menschen, der von Natur stark ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl besaß.

Anlage und Erlebnisse machten sie aufnahmefähig für die Werke Herders, die sie nun näher kennenlernte. Sie vermittelten Luise die erste tiefe und nachhaltige Begegnung mit der deutschen Literatur, Historik und Philosophie. Herder bestärkte sie in dem ihr innewohnenden Wissen um die Kraft des Gefühls, um den Wert des Gemüts, die Stärke der irrationalen Bindungen an natürliche Gemeinschaften wie Familie, Volk und Natur. Herder führte sie nicht zu ihrem Selbst; das Eigenwesen in ihr war stark genug, um sie durch ihr eingeborenes Gefühl in den jeweiligen Verhältnissen und Ereignissen ihren Weg finden zu lassen[3]). Die Begegnung mit Herder wie auch mit anderen großen Erscheinungen des Geistes führte sie nur zu „klarem Bewußtsein" der Wahrheiten, die sie in Empfindung und Intuition besaß. In diesem Sinne hat sie ihre Bildung aufgefaßt[4]). Herder war die befreundete Kraft, die ihr begegnete, ihren reichen, aber noch nicht zu Wissen

[2]) Luise an ihre Schwester Therese von Thurn und Taxis, 1802.

[3]) Luise an ihren Bruder Georg, den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, undatiert, wohl 1801.

[4]) Luise an den Kriegsrat Scheffner, 20. Juni 1808.

geformten Einsichten die Form zu geben. In Herders Gedanken spiegelte sich ihr oft der Standpunkt wider, den sie der eigenen Anlage und ihrem Willen nach einnahm. Ihre Abschriften aus den Werken Herders geben uns wie auch spätere Aufzeichnungen aus den Schöpfungen anderer Denker und Künstler die eigenen Ansichten und Willensrichtungen Luisens wieder.

Wir besitzen verhältnismäßig wenig sogenannte theoretische Aufzeichnungen von ihr. Ihre Briefe, Denkschriften und tagebuchähnlichen Betrachtungen der frühen und auch der späteren Zeit ihres Lebens beziehen sich meist auf bestimmte konkrete Situationen, auf geforderte oder vollbrachte Handlungen. Die theoretischen Aufzeichnungen, die sie selbst „Betrachtungen", „Gedenkblätter", „Wahlsprüche" und „Sammlung einiger Gedanken" nennt, geben uns die „Schau" wieder, die sie von ihrer Stellung inmitten irrationaler Lebenskräfte hatte. Diese Schau wirkte bei ihr auf das Handeln. Sie faßte jede Theorie, jedes Prinzip als ein Kraftzentrum auf, das sich im Tun des Menschen auswirken müßte, ohne diese Wirkung aber zu nichts tauge[5]).

Schon 1793 macht sie einige Auszüge aus den „Zerstreuten Blättern" Herders. Sie beweisen, mit welcher Instinktsicherheit dieser junge, damals siebzehnjährige Mensch Sprüche auswählte, die ihm als „Merkworte" Richtschnur für Fühlen, Wollen und Handeln sein sollten. Es sind Gedanken, die eine Stärkung aller Lebenskräfte bringen, wenn sie lebendige Überzeugung im Menschen werden. Aus ihrem eigenen Wesen heraus fühlte Luise, was für ihr Leben Quell der Erneuerung der Kräfte sein könnte.

So verzeichnet sie Herders „Vergessenheit und Erinnerung":

„Holde Vergessenheit, und Du, des Guten Erinnerung
Liebliche Schwestern, oh macht beide das Leben mir süß,
Du verdunkle das Böse mit Deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Lust[6])."

[5]) Luise über den Nutzen der Philosophie in dem kurzen „Auszug aus der Lobrede auf Mark Aurel"; Gedichte, Betrachtungen, Auszüge. (HA.) Ferner: Luise an Georg, undatiert, 1801, über den Sinn des Studiums der Philosophie.

[6]) Luise: „Sammlung einiger Gedanken", 24. Februar 1793. (HA.) Auszug aus Herder: „Zerstreute Blätter", 1. Sammlung, Gotha 1785. I. Blumen, aus der Griechischen Anthologie gesammelt. 1. Buch, S. 26. (Luise, Schreibfehler: ‚erneure'.)

Sie hat beide Kräfte in sich gehabt und sie in späteren harten Jahren zu erhalten gesucht und zu bewahren gewußt. Noch in ihrem letzten Lebensjahr sagt sie nach bitteren Enttäuschungen an verräterischen und schwachen Menschen, daß ihr die Kraft geblieben sei, trotz dieser Erfahrung die Menschen zu lieben, sich ihrer guten Eigenschaften zu erfreuen und sich diesem Guten offen hinzugeben, als ob es nichts anderes in den Menschen gäbe[7]). Es ist die seltene Kraft, vergessen zu können, die sie dazu befähigt, zusammen mit der Kunst, Gutes in der Erinnerung zu behalten und es damit jeden Tag für sich neu zu schaffen. In starkem Maß hat sich für sie durch dieses Vermögen der Kraftquell, der ein harmonisches Leben in den Jugendjahren bedeutet, stets erneuen lassen[8]). „Des Guten Erinnerung" wirkte hier gestaltend auf das eigene Familienleben und damit auf das Leben vieler. Einfachheit, Herzlichkeit, Frohsinn, Zusammenstehen dieser Jahre nahm sie mit in ihr Frauen- und Königinnendasein hinüber.

„Träget das Schicksal dich, so trage du wieder das Schicksal,
Folg' ihm willig und froh, willt du nicht folgen du mußt."

Dieses Wort Herders über „das Schicksal", das sie ebenfalls aufzeichnet[9]), zeigt ihren Willen, der zur Fähigkeit wurde, das eigene Ich fruchtbar mit jedem Geschick zu verbinden. Nie hat Luise von Preußen sich einem Geschick entgegengestemmt oder sich von ihm unterwerfen lassen; sie hat es mit ihrem ganzen Willen aufgenommen, „getragen", d. h. für ihr Handeln fruchtbar gemacht. Auch diese Fähigkeit, sich sagen zu können: ich habe mein Schicksal und nicht: mein Schicksal hat mich, ist ein Grund zu der Sicherheit gewesen, mit der sie Menschen und Ereignissen gegenübertrat. Zugleich bedeutete diese grundsätzliche Auffassung der Zweiheit Mensch-Schicksal, diese Kraft, sich mit dem Geschick zu verbünden, eine große Ersparnis der Lebenskräfte. Sie wurden bei ihr nicht in zwecklosem Kampf und in der Trauer um Unabänderliches vergeudet.

[7]) Luise an Frau von Kleist, 28. Juli 1809. (HA.)

[8]) Luise an ihre Großmutter, 16. September 1807.

[9]) Luise: „Sammlung einiger Gedanken", 23. Februar 1793. Auszug aus Herder, a.a.O. S. 21. (Luise verschrieben: folge und willst)

Die Devise aus der „Ungewißheit des Lebens" von Herder: „Schone dein Leben" hat sie so leichter zu erfüllen vermocht[10]). Sie verband sich bei ihr mit dem Willen, das Leben so aufzunehmen, als ob es am nächsten Tage zu Ende sei. Es ist hier die Hingabe an alle Fülle, die das Leben in allen Erscheinungsformen, in Lust und Schmerz bietet, gemeint. Luise hat sich Zeit ihres Lebens jedem Eindruck offen gehalten. Selbst in den Tagen der großen Entbehrungen und Enttäuschungen in Memel, in der Zeit der Hoffnungslosigkeit ist ihr das Erleben in der Natur, in den Werken der Dichtung und Geschichte, im Zusammensein mit geistig anregenden und seelisch reichen Menschen zum Element der Kraft geworden[11]).

Der Inhalt noch eines Merkspruches von Herder ist richtunggebend für ihr Leben geworden: es ist das Wort über die Freundschaft:

„Heliodoros, ja! Des Lebens größester Schatz ist Freundschaft;
Aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß[12])."

Sie ist von der Wahrheit dieser Worte durchdrungen gewesen. Auch schon als Siebzehnjährige nennt sie neben „inniger Liebe" und „reinen Grundsätzen" Freundschaft als gestaltende Kraft für eine glückliche Ehe[13]). Sie hat in hohem Maß die Gabe besessen, Freundschaft zu geben und zu empfangen[14]). In späteren Jahren bildet Freundschaft für Luise einen Teil der Religion[15]): Gibt sie Freundschaft, so darf der Freund an sie glauben wie an Gott, an ewige Dinge. Schenkt man ihr Freundschaft, so glaubt sie an diese Kraft wie an Göttliches. Täuschung in diesem

---

[10]) Ebenda: 23. Februar 1793. Herder, a.a.O. S. 13.

[11]) Luise an Frau von Berg, 30. November/1. Dezember 1807; Luise an Georg, 20. April 1805 u.a.m.

[12]) Luise: „Sammlung einiger Gedanken", 23. Februar 1793. Auszug aus Herder: a.a.O. S. 12. (Von Luise falsch abgeschrieben: größter statt größester Schatz und ... sie weiß statt ihn weiß. Das Wort ‚Freundschaft' von Luise unterstrichen.)

[13]) Luise: Notizen auf einem kleinen Blatt, das bei den Aufzeichnungen von 1793 liegt. Ohne Datum. (HA.)

[14]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben und Sterben der Königin Luise". Eigenhändige Aufzeichnungen ihres Gemahls König Friedrich Wilhelms III., hrsg. von Heinrich Otto Meisner, Berlin-Leipzig 1926. S. 11.

[15]) Luise an Frau von Kleist, 17. April 1808. (HA.)

Verhältnis gleicht dem Verlust religiösen Glaubens. Diese Aufnahme der Erscheinungen des Lebens hat sie als Individuum frei, heiter und stark gemacht, ihre Kraft in der Gemeinschaft der Menschen einzusetzen.

Zu diesem Ruhen in den Erscheinungen des Lebens tritt bei Luise von Preußen die Sicherheit, die ein starker religiöser Glaube verleiht. Er hat bei ihr den Sinn, den Goethe als den höchsten der Frömmigkeit erkennt: „Frömmigkeit ... ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen[16])."

Sie glaubt an einen Gott, dessen Wirken sich in allem, was geschieht, erweist. Sie faßt dem ruhigen Gedeihen feindliche Mächte — z. B. den Krieg — auch als Wirkungsweisen des Gottes auf. Krieg, Kampf überhaupt, alle Hindernisse sind Mittel Gottes[17]). Sie sollen dazu dienen, den Menschen zu befähigen, alle seine Kräfte auszubilden, ihn reifer und größer zu machen. Wir finden diese Auffassung auch in einer ihrer späteren literarischen Aufzeichnungen, die wie alle ihre Niederschriften ihre persönliche Überzeugung wiedergibt. Es handelt sich um die Abschrift eines Gedichtes, das von der Erfindung des Schießpulvers und des Druckes handelt[18]). Beide Künste werden da als gestaltende Kräfte angesehen, beide als „Gaben des Himmels." Die Kunst des Druckens führte zu einem neuen „Element für der Gedanken Verkehr" und wurde zur Bildnerin reichen geistigen Lebens. Die Schießkunst erweiterte die Möglichkeit des Kampfes für den Menschen und hob ihn damit zu größerer kämpferischer Aktivität. Diese Einbeziehung des Kampfes in das gottgewollte Weltbild, seine Annahme als die einer Bestimmung des Menschen konnte der Haltung der Königin während der Zeit des preußisch-französischen Krieges 1806/07 und in den Jahren des Erwartens und Vorbereitens eines neuen Kampfes eine größere Festigkeit und Tatbereitschaft geben als die

[16]) Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre, 1829.

[17]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1794; Luise an ihren Vater, 17. Juni 1807. Aufzeichnung Luisens für ihren Vater, 4. Dezember 1809. Aufzeichnung Luisens, ohne Datum, wohl 1808: „Glaub im Unglück" unter: „Verschiedene literarische Aufzeichnungen und Exzerpte". (HA.)

[18]) Luise, Gedichtabschrift: „Die zwei schwarzen Künste", ebenda. (HA.)

Ansicht, die den Kampf als ein Übel ansieht, das möglichst zu vermeiden ist.

Die Leiden, die durch diese Verhältnisse geschaffen werden, sind Quellen zu einem höheren Leben für die Menschen, die das Leben in seiner Ganzheit auszuhalten vermögen und sich in ihm gestalten wollen[19]). Hindernisse, Fehlschläge für Einzelmenschen und ganze Völker sind Mittel in der Hand eines allmächtigen Gottes, das wahre Reich des „Guten" in Vollendung aufzurichten.

Riesenhafte, tyrannische Erscheinungen von Menschen, die das Leben von Völkern und Individuen bedrohen, haben keine selbständige Kraft; auch sie sind Mittel für Gott, von vornherein dazu bestimmt, mit den an ihnen gestalteten Kräften der anderen, die Maß zu halten vermögen, überwunden zu werden[20]). Kampf der Einzelnen gegen solche Erscheinungen, Krieg der Völker gegen diese Menschen ist Pflicht. Ein Sieg über diese Maßlosen, die Vertreter des „bösen Prinzips", die in fremdes Recht einbrechen, gelingt einmal dann, wenn die „Guten" genug Kräfte in sich haben, um einen Angriff dieser Mächte abzuschlagen, die Gott gleichsam zur Prüfung ihrer Fähigkeiten sendet. Geschieht dies nicht, so wird der Sieg nach dem zeitweiligen Überwundenwerden durch die feindlichen Kräfte dann errungen, wenn das Alte, Morsche von ihnen zerstört worden ist und neue größere Kräfte gewachsen sind[20]).

Erkennen die Einzelnen und die Völker diese Lage nicht und spannen sie nicht alle ihre Kräfte an, um das Gute durchzusetzen, so sind sie des Bestehens nicht würdig und haben kein Recht, sich Menschen zu nennen; denn ein Wesen, das „auf zwei Beinen geht", ist deshalb „noch kein Mensch"[21]). Luise nimmt nicht an, daß alle Menschen in gleicher Weise die Ereignisse zu beurteilen vermögen. Einige werden es aber stets können. Diese nur sind Führer, sie haben die Verpflichtung, den anderen diese Lage aufzuzeigen, Opfer von ihnen zu verlangen, das Gute wiederherzustellen. Von ihnen wird aber auch in erster Linie gefordert, daß

---

[19]) Luise an ihren Vater, Sommer 1808. Luise an Frau von Berg, März 1809. Aufzeichnung für ihren Vater, 4. Dezember 1809. Aufzeichnung 1808: „Glaub im Unglück".

[20]) Luise an ihren Vater, April 1808.

[21]) Luise an ihren Bruder Georg, 28. Mai 1807.

sie die Kräfte zur Überwindung des Bösen in jeder Gestalt in sich tragen — wenn sie geschwächt sind, sie wieder zu stärken vermögen. Bedrängnis und alle Niederlagen dürfen die Führer nie auf längere Zeit niederdrücken. Sie müssen denen, die sie führen sollen, Vorbilder, Vorkämpfer sein. Luise verkennt dabei nicht die Schwere des Bestehens der „Momente" des Unglücks. Sie sagt darüber: „Es scheint als sollte gleichwie in einem heftigen Sturm der Natur alles untergehen, wenn dann nur die Hilfe von innen nicht ausbleibt, um alles wieder in der Ordnung zu bringen und aus allem Honig wie die Biene zu saugen[22])." Weiß man auch aus dem Unglück Kraft zu schöpfen, so wird durch seine Berührung die Fähigkeit aufs höchste gespannt und damit der Sieg über die feindlichen Mächte gewiß[23]). Diese Hoffnung soll in den Menschen, wenn sie nicht in der Erziehung ihrer selbst, nicht in der Aufbietung aller Mittel gegen das Böse nachlassen, nie aufhören. — So fügt die Königin sich in eine ewige Weltordnung, die für sie der Kosmos eines allmächtigen, persönlich wirkenden Gottes ist. Auch aus diesen Anschauungen ergibt sich eine große Sicherheit des Wirkens und Verhaltens in den verschiedenen Lagen, in die das Schicksal sie bringt.

Wie ordnet sich Luise in die Gemeinschaft des Volkes ein? Damit hängt die Beantwortung einer Frage, die bisher noch offen blieb, eng zusammen:

Was versteht Luise von Preußen unter dem „Guten", was unter der „Tugend"? Das „Gute" und die „Tugend" sind ihr Ziel Gottes und Lebensziel des Menschen[24]). Das „Gute" kann für sie nie in der Sich-Selbst-Vervollkommnung eines Einzel-

[22]) Luise an Frau von Kleist, 1. April 1809. (HA.)

[23]) Luise: „Verse und Gedanken", ohne Datum. Exzerpt aus Herder: „Zerstreute Blätter", 4. Sammlung, Gotha 1792. VII. Gedichte einiger Bramanen. S. 332. „Das Licht". Ferner: Luise an ihren Vater, April 1808; Luise an den Kriegsrat Scheffner, 20. Juni 1808; Luise an Frau von Berg, September 1809.

[24]) Man hat in erster Linie Schwärmerei für ein ziemlich undeutliches Humanitätsideal in der Vieldeutigkeit dieser Worte sehen wollen: so Paul Bailleu, Königin Luise. 1. Auflage, Berlin-Leipzig 1908, S. 115; ferner Karl Griewank, Königin Luise, Briefe und Aufzeichnungen, Leipzig, o. J. (1925), Einleitung, S. 53. Derselbe: Einleitung zum Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III., Leipzig 1929. S. 40.

menschen sichtbar werden, da ein Mensch allein in der Wirklichkeit nie existent ist. Der Mensch findet sich nur in der Gemeinschaft. Das „Gute" ist daher nur aufzuzeigen in den Beziehungen der Menschen untereinander, in der Erscheinung einer kleinen oder großen Gemeinschaft. Schon 1793 beschäftigt sich Luise mit dem Problem des Guten und der Tugend. Sie kommt hier zu dem Schluß, daß das Gute nur in dem bestehen könne, was zum allgemeinen Glück beiträgt. Die „Tugend" ist für sie infolgedessen jede „Hinneigung" der Seele, dieses Glück zu schaffen, wenn sie stark genug ist, sich im Handeln auszuwirken[25]). Luisens klares, von der „Natur der Dinge" geleitetes Denken mag sie zu dieser Anschauung geführt haben, die durch ihr angeborenes Gemeinschaftsgefühl, die Erfahrungen ihrer Kindheit und religiöse Grundsätze verstärkt wurde. Die Verwandtschaft ihrer Ideen mit denen Herders ist unverkennbar. — Diese Ansicht behielt Luise während ihres ganzen Lebens. Noch 1810 bezeichnet sie es als ihre Hauptaufgabe, die Menschen glücklich zu machen, auch auf Kosten ihrer eigenen Person[26]). Jeder Mensch, zuerst wieder derjenige, der zum Führer berufen ist, hat die Pflicht, sich für das Glück der anderen, für die Gemeinschaft hinzugeben. Das Glück für die eigene Persönlichkeit kann nur aus dieser Hingabe für andere erstehen; freudige Zufälle des Lebens gehören zu seinen Schönheiten, können aber nicht das dauerhafte Glück bedeuten. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist die Aufzeichnung der Königin zu verstehen: „Man muß sein Glück sich schaffen, bequem mit der Hand nimmt man es nicht[27])."

Was bedeutet das Glück, zu dessen Erfüllung in den einzelnen Mitmenschen und in der Gemeinschaft man beitragen soll? Es besteht in der Entwicklung und Erhaltung aller lebensfördernden natürlichen Kräfte in den Individuen und in den Gemeinschaften von Familie und Volk. Luise von Preußen kommt zu diesen Anschauungen, die sie weniger theoretisch niederlegt als handelnd bekundet, durch das sichere Erkennen dessen, was „die Natur der Dinge" und „die Natur des Menschen" fordert[28]).

[25]) Luise: „Sammlung einiger Gedanken", 1793. (HA.)
[26]) Luise an Frau von Kleist, 16. Mai 1810. (HA.)
[27]) Luise: Aufzeichnung in den „Gedenkblättern", Potsdam 1803. (HA.)
[28]) Luise: „Gedichte, Betrachtungen, Auszüge". (HA.)

Voraussetzung für die Menschen, glücklich werden zu können, ist ihr Glaube an eine ewige Ordnung, die sich in den bestehenden natürlichen Verhältnissen offenbart. Zu diesem Glauben muß der Wille zur Einordnung in diese Gegebenheiten und zur Erfüllung ihres Sinnes treten. Natürliche Gegebenheiten sind für sie das Menschsein, die Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht, zu einer Familie, zu einem Volk oder Staat. Zur natürlichen Ordnung gehört auch der Platz, der dem Menschen vom Schicksal in der Gemeinschaft angewiesen ist: sei es der des Gatten, des Vaters oder der Mutter, der des Königs oder der Königin, des Ministers oder Heerführers.

Luise erkennt die Notwendigkeit und Sicherheit des einfachen, angeborenen Gefühls für das Erleben dieser primären Wirklichkeiten und ihrer Forderungen an. Sie weiß jedoch, daß Instinkt und Gefühl nicht ausreichen. Zu ihnen muß sich das „Wissen" gesellen, das Festigkeit und klare Erkenntnis schafft[29]). Luise lehnt die Bildung, die sich nur an den Verstand wendet, zur Erlangung dieses Wissens ab[30]). Die richtige, d. h. eine das Leben befruchtende Bildung, wird durch ein Wissen vermittelt, das neben der Vernunft auch Gefühl und Willenskräfte des Menschen bejahen. Diese Bildung ist ihr nicht allein erwünscht; sie hält sie für unbedingt erforderlich, um die volle Wirklichkeit des Daseins, die Entwicklung aller Kräfte, d. h. Glück zu erreichen. Die Seele des Menschen kann „keine Fortschritte machen, wenn sie keinen Stoff zum Denken hat", schreibt sie schon 1793[31]). Ganz ihrer Anschauung entspricht der Vers, den sie ebenfalls aus Herders Blumenlese aufzeichnet:

„Unwissenheit ist vor dem Tode Tod;
Lebendige Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf[32])."

---

[29]) Luise: Exzerpte unbekannter Herkunft, aufgezeichnet in Hildburghausen, 1793. (HA.); Luise an Scheffner, 20. Juni 1808.

[30]) Luise an Frau von Kleist, 1803. (HA.)

[31]) Luise an Johann Wilhelm Lichthammer, Geistlicher Inspektor in Darmstadt, 28. Juni 1793.

[32]) Luise aus Herder: a. a. O. 4. Sammlung: I. Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammelt. S. 31. (HA.)

Luise hat vor allem Geschichte und Literatur als Führer zu diesem Wissen angesehen und ihr Studium in erster Linie gefordert. — Formung des Menschen, Erfassung des Lebenszieles durch die rechte Bildung und Beispiel jedes Einzelnen, besonders aber der führenden Persönlichkeiten sieht sie als Mittel an, das wirkliche Glück in der Gemeinschaft zu begründen.

Unerläßlich ist das Beispiel der Hingabe für andere, des Opfers für das Ganze des Volkes und Staates. Ohne die Aufgabe des Egoismus jedes Einzelnen ist die Schaffung fruchtbaren Lebens in Familie und Volk unmöglich. Erst durch die Einordnung der Individuen in die Gemeinschaft kann diese sich harmonisch und dadurch kraftvoll gestalten[33]).

Das größte Beispiel in diesem Handeln haben aber die Menschen zu geben, die am höchsten stehen: die Führer des Volkes[33]). Sie dürfen nie vergessen, daß sie am meisten für das Gedeihen der Gemeinschaft verantwortlich sind. Nur unter dem Gesichtspunkt dieser Verantwortung haben sie ihre Stellung zu betrachten. Sie sollen auch das Handeln ihrer Untertanen, der von ihnen geführten Menschen, allein zu dem Zwecke der Erhaltung und Stärkung des Ganzen einsetzen. Sie dürfen sie niemals als „Spielzeuge" ihrer „Laune" betrachten[34]). In einer Aufzeichnung warnt die Königin die Führer des Volkes davor, Hingabe nur für sich zu fordern, sie aber nicht selbst allen zu zeigen. Alle für einen, einer für alle: das ist ihre Parole. Ihre Worte sprechen das in aller Schärfe aus: „Wir müssen Macht und Ehre und Glanz, die uns zufallen, nicht als Mittel betrachten, um andere zu zwingen, ihr Dasein allein in bezug auf uns zu verwenden ... und unsere Existenz als Zweck aller Kräfte, die uns untergeordnet sind, betrachten. Verlangen wir alle Opfer von anderen (weil wir es können), ohne ... uns auch zu etwas verpflichtet zu halten, so verfehlen wir den Zweck unseres Seins und werden reine Egoisten[35])." Nur in der Bewährung in dieser höchsten Forderung, die das Leben dem Herrscher stellt: der Verantwortung für das

[33]) Luise an Gräfin Voß, 1. April 1799. Luise an Georg, undatiert, 1801. Luise an den Kronprinzen, 16. Oktober 1807. Luise an Scheffner, 24. August 1809.

[34]) Luise an Friedrich Wilhelm, 10. November 1793.

[35]) Luise: Aufzeichnung für den Vater, 4. Dezember 1809.

Glück seines Volkes, erfüllt der Fürst den Zweck seiner Berufung. Hingabe, Opfer für andere werden nur in der Tat lebendig, das schöne Gefühl genügt hier nicht. Darum wird die Königin nicht müde, immer wieder Tat, Einsatzbereitschaft und Entschlußkraft zu fordern[36]).

Das Wirken aller Glieder des Volkes aber, das von ihr verlangt wird, hat sich auf die Entwicklung und höchste Entfaltung der Kräfte zu richten, die die Gemeinschaft aufbauen und erhalten. Zu diesen Kräften gehören für das Volk als Basis seines Daseins als Nation Freiheit, Ehre und Macht. Sie also gilt es für jeden, soweit es in seinem Vermögen steht, zu wahren oder zu erringen. Mut, Tapferkeit, Liebe zum Ruhm und stark ausgeprägtes Ehrgefühl sind als Eigenschaften in jedem Mitgliede eines Volkes zu pflegen; denn sie stellen die „Tugenden" dar, die das Leben einer Nation, eines Staates erhalten und fördern. Luise betont neben diesen Kräften die Werte der Gerechtigkeit, Wahrheit, Religiosität und Güte und will sie geformt sehen, da sie eine Gemeinschaft erst fest fügen. Ihre Forderungen zeugen von einem Wissen um wesentliche Elemente des Lebens einer Gemeinschaft.

Luisens Anschauungen bestimmten sie zu einer Bewahrerin der natürlichen Ordnungen und zu einer Vorkämpferin für ihre höchste und damit „glücklichste" Entwicklung. Sie faßte den Gedanken, daß die Zeit der Vorherrschaft des Verstandes, die zugleich eine Zeit des ungebundenen Individualismus war, überwunden werden müsse. Einordnung des Verstandes in die Gesamtheit der menschlichen Fähigkeiten und Einfügung des Menschen in die organischen Gegebenheiten von Familie und Volk waren für sie Selbstverständlichkeit und Ziel.

Wie wir schon erwähnten, erstand das Erlebnis der Volksgemeinschaft in Luise schon in jungen Jahren. Zu noch größerer Wirkungskraft kam dieses Erleben, als die Eroberungszüge

---

[36]) Beispiel, Tun, Handeln; immer kehren diese Ausdrücke in den Betrachtungen der Königin wieder. Luise: „Verse und Gedanken", 11. Juni 1801: Auszug aus Agathons Schutzrede für sich selbst: die Natur des besseren Ich sei es, „immer das Gute zu wollen und zu tun". (12. Buch, 11. Kapitel) (HA.) Ebenda: Auszug aus Herder: a.a.O. 4. Sammlung VII. S. 333: „Sache und Erfolg". Luise: „Abendmahlsbetrachtungen": „Einen andern oder andere durch mein Beispiel zu der Nachahmung zu bewegen". (HA.)

Napoleon Bonapartes weite Teile Deutschlands unter französische Herrschaft brachten. An dem Feinde erstarkte bei ihr wie bei vielen anderen Deutschen der damaligen Zeit erst das deutsche Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe zu tatenlösender Kraft.

Die Wiederaufrichtung Deutschlands war ihr Ziel[37]). Dies schien ihr jedoch nur durch die Mitwirkung eines starken preußischen Königreichs erreichbar. Luise verwuchs mit der realen Einheit des preußischen Staates. Sie lernte als preußische Königin den Wert des großen festen Staatsgefüges kennen und dessen Bedeutung für den sicheren Bestand nicht nur der Mitglieder dieser Staatseinheit, sondern der ganzen deutschen Nation. Die Stellung Preußens sah sie zugleich als die eines Hüters deutscher Selbständigkeit und Macht an. Preußens Freiheit und Stärke galt es daher für sie in erster Linie zu fördern und, wo sie verloren war, wiederaufzurichten.

Welt- und Lebensanschauung, Geistesart und Willensrichtung der Königin, wie sie uns in ihren wenigen, nicht auf einen bestimmten Fall des Handelns bezogenen Äußerungen erscheint, zeigen, in welchem hohen Maße sie geeignet war, politisch, d. h. gemeinschaftsaufbauend zu wirken.

Alle diese Anschauungen und Willenskräfte erwuchsen in einem schönen Menschen von ursprünglich heiterem, lebhaftem und gesellig liebenswürdigem Temperament[38]). Wir dürfen Schönheit, Anmut und heitere Offenheit Luisens unter den seelischen und geistigen Grundlagen auch ihres politischen Wirkens nennen. Diese Eigenschaften waren nicht nur zufälliger, oberflächlicher Schmuck eines jungen Menschen. Sie wurden vielmehr verstärkt und vertieft durch die Grundhaltung ihres Charakters und Geistes, durch die Kräfte ihres Gemüts. Mit

---

[37]) Luise an Kaiserin Maria Ludowika von Österreich, 25. Juli 1808. Luise an die Erzherzogin Maria Beatrix, 28. Juli 1808. Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

[38]) Luise an Friedrich Wilhelm, 3. Juni 1793. Luise an Georg, 25. Juli 1808. (FA.) In diesen Briefen spricht die Königin selbst über ihre Eigenschaft. — Heiterkeit, Humor werden besonders deutlich in folgenden Briefen: Luise an Friedrich Wilhelm, 10. September 1798, 6. Juni 1800. Luise an ihren Bruder Georg, April 1804. Luise an Friedrich Wilhelm, 28. April, 13. Juni 1807. Luise an ihren Vater, 19. Juni 1810. Luise an die Geschwister, Friederike, Georg und Karl, 20. Juni 1810. Luise an Friedrich Wilhelm, 21. Juni 1810.

dem Reifen ihres Wesens wuchs ihre Schönheit noch in zunehmendem Alter[39]). In dem Ausdruck ihres Gesichts, und hier besonders ihres Auges, lag der größte Zauber dieser Schönheit[40]). Die Harmonie des Wesens, die die äußere Erscheinung der Königin ausstrahlte, wirkte beglückend und in schweren Zeiten erhebend und stärkend auf alle, die ihr begegneten. Das Dasein einer strahlenden, anmutvollen Frau an der Spitze des Staates, deren Schönheit, Liebenswürdigkeit und Glanz auch die Härte des preußischen und deutschen Schicksals nicht vermindern konnte, wirkte als Beispiel und als Zeichen für die Kraft des Volkes und des Herrschertums.

---

[39]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben und Sterben der Königin Luise", S. 15.

[40]) Berg, Karoline Friederike von: Luise, Königin von Preußen. 1. Auflage, Berlin 1814, S. 9. Ferner: Schilderung einer adligen Dame aus Hannover, mitgeteilt bei Bailleu, Königin Luise, S. 181/182. Ferner: Eylert, R. Fr.: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.", Magdeburg 1843—46. 3 Bde. — Bd. II, S. 27ff.

I.

POLITISCHES WIRKEN IM WEITEREN SINNE

KÖNIGIN LUISE UND FRIEDRICH WILHELM III.

Luise von Preußen war Friedrich Wilhelm als Gattin an die Seite gestellt, und sie stand als Königin neben dem König. Diese zweifache Beziehung gab den Richtungspunkt ihres Handelns ab: Gattin-Sein und Königin-Sein waren für sie natürliche Gegebenheiten, die sie als formbestimmend für ihr Leben ansah. Möglichst vollkommene Erfüllung der Aufgabe, die ihre Stellung ihr gab, war ihr Ziel.

Gemeinschaft zweier Menschen bedeutete beides. Vom Anfang ihrer Beziehung zu Friedrich Wilhelm an richtete sich der Wille Luisens auf den Aufbau einer wirklichen Gemeinschaft des Fühlens und Wollens. Schon ihre ersten Briefe bezeugen dies[41]). Sie zeigen ein klares, zielsicheres Bemühen, die innere Verbindung mit dem Menschen herzustellen, dem sie nach kurzer, wenn auch vom Gefühl der Sympathie begleiteter Bekanntschaft anverlobt worden ist.

Eine Liebe, die auf Achtung aufgebaut ist, bildet die Grundlage der Gemeinsamkeit, die sich hier formt[42]). Wahrheit, gegenseitige Aufrichtigkeit, ist wieder die Voraussetzung der Achtung. Luise sieht unbedingte Wahrheit gegen sich selbst und gegen den anderen als gestaltendes Element für die Gemeinschaft an[43]). Dieses Wissen kommt in der Offenheit zum Ausdruck, mit der sie dem Kronprinzen die Eigenarten ihres Wesens, auch ihre Schwächen entdeckt[44]). Ein anziehendes Zeugnis ihres Willens zur unbedingten Offenheit bildet ihre Ablehnung des Rates ihrer Großmutter, ihre Briefe wegen ihrer mangelnden orthographi-

---

[41]) Vgl. die Briefe der Brautzeit Luisens, März bis Dezember 1793.

[42]) Luise an ihre Schwester Therese, 20. März 1793. Luise an Friedrich Wilhelm, 17. Juni, 12. September 1793. Luise an Fräulein von Gélieu, 15. August 1794. Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ...", S. 12.

[43]) Luise an Friedrich Wilhelm, 2., 10. April, 17. Juni, 21. Juli 1793.

[44]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. März, 19. Oktober 1793.

schen Sicherheit zuerst „ins Unreine“ zu schreiben, ehe sie sie dem Verlobten schickt. Sie verschweigt Friedrich Wilhelm diese Unzulänglichkeit nicht: „Sie müssen auch meine Fehler kennen“, schreibt sie ihm[45]). Mit dieser Aufrichtigkeit kommt sie dem Wunsche Friedrich Wilhelms entgegen, der, obwohl verschlossen von Natur, doch begehrt, sich einem Menschen ganz aufzuschließen.

Die Formung der engen Gemeinschaft, die beiden Partnern Halt und Stärkung gibt, beginnt erst recht mit dem Anfang des gemeinsamen Lebens. Luise wird hier bald gewahr, daß diese Formung nicht möglich ist ohne die Aufopferung oder Zurückstellung vieler persönlicher Wünsche und Willensrichtungen, auch nicht ohne Mäßigung des eigenen Temperaments und der eigenen Ansichten über viele Dinge. Die Schwierigkeit, die ihr die Einfügung in das oft unnatürliche, kalte Hofzeremoniell, in das Zusammensein mit Menschen von „allerhand Arten“[46]), in die Pflichten einer Kronprinzessin bereitete, ist bekannt[47]). Sie wurde verhältnismäßig leicht überwunden durch den Takt und durch das Verständnis Friedrich Wilhelms, der selbst die Last der Regeln, der Umgebung des Hofes und der Gesellschaft empfand, wenn er sich ihr nach Temperament und Gewöhnung auch leichter unterordnete.

Schwerer war für Luise die notwendige Zurückdrängung von zwei anderen Richtungen ihres Willens, zu denen sie Anlage und Einsicht führten: es sind dies ihr früh erwachtes Interesse für die politischen Verhältnisse und ihr Wille, sich in Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm eine tiefere und gehaltvolle Bildung anzueignen.

Luisens Äußerungen über die preußische Politik und Heerführung des Jahres 1794, besonders ihre Ansichten über den Feldzug Friedrich Wilhelms II. in Polen zeugen für ihr großes Interesse und für ihre treffende Beurteilung der außenpolitischen Lage des Landes, als dessen Angehörige sie sich schon zu dieser Zeit fühlt[48]). Sie selbst spricht aus, daß ihr die politische Entwicklung „als einer guten Patriotin und guten Preußin“ doch

[45]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. März 1793.
[46]) Luise an ihren Bruder Georg, 4. April 1794.
[47]) Vgl. hierzu Bailleu: Königin Luise. S. 52ff.
[48]) Briefe Luisens an Friedrich Wilhelm vom Mai bis September 1794.

„sehr am Herzen" liege[49]). Leichtsinn, Unüberlegtheit und Zerfahrenheit des Handelns der preußischen Regierung werden von ihr erkannt: „Immer wird alles, um es durchzusetzen, leicht, ganz leicht vorgestellt; haben wir's dann erlangt, so nehmen wir alles auf der leichten Achsel, übereilen uns, und soll es denn auf etwas Ordentliches hinausgehen, so sitzen wir in der Bredulge ... Bei Gott, man könnte wahnsinnig werden bei diesen Betrachtungen[50])." Starkes Gefühl für die Ehre des preußischen Staates tritt schon hier hervor, den sie bei seinem schwachen Handeln den „Spöttereien" des Feindes ausgesetzt sieht[51]), ebenso ihre Abneigung gegen langsames, unentschlossenes Handeln, bei dem die Kräfte verzettelt werden. Sie verfolgt die Wege des Kronprinzen bei diesem Feldzug auf der Karte und sieht daraus, daß er am Einsatz seiner Kraft gehindert wird. „Ich habe gesehen", so schreibt sie ihm, „daß Du einen unglaublichen Weg ganz umsonst gemacht hast". „Ich bin kein Soldat, aber ich kann voraussehen, daß Du nichts ausrichten wirst mit dem Häuflein Soldaten...[52])." Sie bekundet Sinn für die Notwendigkeit der kühnen Handlung, des entscheidenden Kampfes für den Soldaten und Staatsmann[53]). Sehnsucht nach heldenhaftem Tun kann sie mitempfinden, als ob sie „selbst Soldat" wäre[54]). Es ist ihre Grundüberzeugung, daß jeder Mensch „wünscht, sich in seiner Laufbahn auszuzeichnen, dieser Wunsch drängt nach Verwirklichung..."[54]). Auszeichnung im Kampf wünscht sie Friedrich Wilhelm, — nicht in erster Linie aus dem berechtigten Wunsch der Frau und zukünftigen Königin heraus, heldenhaftes Tun am Mann und Thronfolger erleben zu können, wenn auch dieses Gefühl lebhaft mitspricht[55]): Bestimmend ist ihre

---

[49]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1794.

[50]) Luise an Friedrich Wilhelm, 8. August 1794. Vgl. ferner: Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1794.

[51]) Luise an Friedrich Wilhelm, 8. August 1794. Ferner: Luise an Friedrich Wilhelm, 14. August 1794.

[52]) Luise an Friedrich Wilhelm, 9. Juni 1794.

[53]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1794. Vgl. auch: Luise an Friedrich Wilhelm, 2. April 1793.

[54]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1794.

[55]) Luise an Friedrich Wilhelm, 2. November 1793. Luise an Friedrich Wilhelm, 13. Juni 1794.

Einsicht, daß der Wille zur Auszeichnung, die Liebe zum Ruhm, zum Wesen des Soldaten gehören und große Handlungen ermöglichen. Erfüllung der Sehnsucht und Aufgabe des Soldaten scheint ihr aber nur möglich in der Gefahr, die das Element des Soldaten ist. Empfindung der Freude, den Gatten geschont zu wissen, wird übertönt von dem Willen, ihn am gefährlichen Platz stehen zu sehen: „...denn da Du nun einmal Soldat bist, ist es Deine Bestimmung, in Gefahr zu sein", schreibt sie ihm während des ruhmlosen polnischen Feldzuges[56]).

Ruhmesliebe und Einsatzbereitschaft des Truppenführers dürfen ihn nie dazu verleiten, leichtfertig und mitleidslos mit den Soldaten umzugehen. Er soll sich der Schwere des Gedankens bewußt sein, daß durch eines Menschen Willen so viele seiner Brüder fallen[57]). Luise sieht diese Gefahr bei der Menschenliebe Friedrich Wilhelms als nicht groß an, sie hofft, daß er die Soldaten, die er führt, stets als seinesgleichen ansehen wird, nämlich als Menschen[58]). Diese Anerkennung gleichen Menschentums muß den Heerführer dazu treiben, rasche Entscheidungen herbeizuführen, die das unnötige und erfolglose Opfer von Menschenleben vermeiden lassen, das sie allein beklagt[59]). Sterbenlassen „um nichts"[60]) hält sie hier wie später für Frevel. Verschwendung des Lebens von Offizieren und Mannschaften sieht sie aber als natürlich und notwendig an, wenn es sich darum handelt, die Entscheidung in der Schlacht zu suchen. „Ein General", so urteilt Luise, darf keine Rücksicht aus Menschenliebe nehmen, „wenn er zu einer Tat schreitet, er würde dann mit Sicherheit verlieren"[61]).

Eigenschaften und Erkenntnisse Luisens machen sich hier in den Äußerungen ihres Miterlebens bemerkbar, die in den Jahren ihrer späteren Mitarbeit an der Entwicklung des außenpolitischen Geschehens zu den stärksten Triebfedern ihrer Aktivität gehören.

---

[56]) Luise an Friedrich Wilhelm, 13. Juni 1794.
[57]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Juni 1793.
[58]) Luise an Friedrich Wilhelm, 10. November 1793.
[59]) Luise an Friedrich Wilhelm, 20. November 1793.
[60]) Luise an Friedrich Wilhelm, 19. Mai 1807.
[61]) Luise an Friedrich Wilhelm, 19. September 1793.

Sie bemüht sich, die Mitarbeiter Friedrich Wilhelms II. kennenzulernen, Minister wie Bischoffswerder und Manstein in ihren eigentlichen Absichten „ganz aus dem Fundamente" zu durchschauen[62]). Hier kündigt sich der Wille Luisens zur Menschenbeobachtung an, für die sie feine, instinktive Empfindlichkeit und im ganzen Schärfe des Urteils entwickelte. Diese Fähigkeit Luisens wurde von Friedrich Wilhelm erkannt und auch oft eingesetzt[63]). Ihre Kenntnisse auf politischem Gebiet aber zu erweitern, schickt er sich nicht an. Er unterwirft sich hier dem Willen seines Vaters, der, selbst abhängig von Günstlingen und einer Mätresse, ängstlich darauf bedacht ist, daß die Gemahlin seines Sohnes sich „mit nichts bemengen" kann, „was Politik betrifft"[64]). Luise bekennt ihrer Großmutter, die ihre Einmischung in eine politische Frage veranlassen möchte, ihre Absicht, sich „mit höchstem Eifer" einzusetzen und zugleich die Unmöglichkeit dieses Tuns: „... Wie Sie sehen, sind mir die Hände gebunden, und ich kann nicht alles, was ich will[64])."

Der ursprüngliche Wille, ihre Fähigkeiten auch auf politischem Gebiet zu schulen und zu versuchen, ist bei Luise vorhanden. Er wird von ihrer Umgebung zurückgedrängt und auch von ihr selbst hintenan gestellt, damit sie die Anforderungen Friedrich Wilhelms erfüllen kann, der in den ersten Jahren der Ehe — auch nach der Thronbesteigung — weniger die Gemeinschaft mit der Königin sucht, als die Fürsorge und Wärme des Herzens der Frau, der er allein ganz vertraut[65]). Luise fühlt in dieser Zeit, daß Friedrich Wilhelm sie braucht, um Aufgeschlossenheit, Vertrauen zu den Menschen und Freude zu gewinnen, die er

[62]) Luise an Friedrich Wilhelm, 7. September 1794.

[63]) Vgl. die Mitwirkung der Königin in der Frage der Nachfolge des Generaladjutanten Holtzmann, Frühjahr 1803: Luise an Friedrich Wilhelm, 4. April 1803; ferner die Entscheidung der Königin über das Schicksal des Außenministers Generalmajor Zastrow, Mai 1807, Briefwechsel des Königspaares.

[64]) Luise an ihre Großmutter, 14. April 1795.

[65]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ..." S. 9f. Ferner: Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) an Luise, 5. September 1794. Friedrich Wilhelm III. an Luise, 2. April 1806. Wilhelm Friedrich von Oranien an seine Mutter, (mitgeteilt bei Bailleu: Königin Luise, S. 76.)

in einer liebeleeren Jugend nicht hat empfinden können[66]). Das Ziel, das ihr die „Natur der Dinge" vorschreibt, ist das Vertrauensverhältnis zwischen Friedrich Wilhelm und ihr, da er ihr in der natürlichen Ordnung des Lebens am nächsten steht[67]). Den Lebensgefährten glücklich zu machen und dadurch aufgeschlossener und ungehemmter im Verkehr mit den Menschen, erkennt sie als ihre Aufgabe. Es ist Luise nicht leicht gefallen, diese Aufgabe, so wie der Wunsch und die Eigenart Friedrich Wilhelms es forderte, zu erfüllen[68]). In der Kronprinzenzeit und in den ersten Regierungsjahren des jungen Königs mochte sie noch glauben, daß ihr Zurücktreten vom eigentlich politischen Aufgabenkreis keinen Nachteil für den Staat und ihr Volk haben würde.

Von Anfang an wußte sie aber, daß ein Nachgeben ihrerseits an einer anderen Stelle ein erfülltes Menschentum und vollkommenes Königtum unmöglich machen würde: in der Frage der Bildung. Das Wissen, daß die „Seele keine Fortschritte" machen könne, wenn man ihr keinen „Stoff zum Denken" gäbe[69]) und der Drang des Fortstrebens zur Bildung, von dem sie sagt, daß er allein der „Weg zu unserer Seligkeit"[70]) ist, lassen sie schon früh danach trachten, die großen Lücken ihres Wissens auszufüllen, sich Kenntnis vor allem der Geschichte und Literatur sowie der Sprachen zu verschaffen. Derjenige, der ihr hier Berater hätte sein sollen, versagte. Friedrich Wilhelm traute sich kein Urteil über den Wert oder Unwert der Denker und Dichter der Völker zu, an denen Luise ihr Wissen bilden wollte[71]). Selbst verspürte er keinen Drang zu einem Fortschreiten in der Bil-

---

[66]) Vgl. das Verhältnis Friedrich Wilhelms III. zu seinem Vater, Friedrich Wilhelm II., der für ihn nur „der König" ist, nie der Vater! Ferner: Luise an Friedrich Wilhelm, 24. Juni 1794.

[67]) Königin Luise: „Gedichte, Betrachtungen, Auszüge." (HA.)

[68]) Georg an Therese, 2. Oktober 1798. Luise: „Gedichte, Betrachtungen, Auszüge": Aufzeichnung über die Pflichten der Gattin: „... Alle Leiden, die durch diese Verhältnisse auf uns kommen können, dürfen uns nicht von der einmal erkannten Pflicht abbringen. Doch dieses ist leichter geschrieben als getan."

[69]) Vgl. Anmerkung [31]).

[70]) Luise an Georg, 2. Juni 1801.

[71]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ..." S. 13.

dung[71]). Gelegentliche Lektüre historischer Memoiren und im übrigen oberflächliche, meist erheiternde Unterhaltungsliteratur genügte ihm[72]). Als junge Königin wandte sich Luise an den Prinzen Heinrich, der ihr freilich nur französische oder in französischer Sprache geschriebene Werke empfahl. Wieweit Luise aus solchen Werken ihr Wissen geschöpft hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Ihr lebhaftes, dem Gespräch und der Diskussion geneigtes Wesen brauchte zur Formung wirklicher Bildung einen Menschen, der im Austausch der Gedanken bei einem gleichen Streben nach Erkenntnis eine Atmosphäre schuf, die das Denken bei ihr stärker anregte als das einsame Studium[73]). Sie fand einen solchen Menschen zunächst in Frau von Kleist, der Gattin eines Hauptmanns aus dem Regimente des Kronprinzen. Marie von Kleist konnte bei ihrer Bildung und bei ihrem Gefühlsreichtum Luisens Beraterin und Freundin werden, deren Einsicht und Geschmack die ungeschulte Königin vor der Beschäftigung mit Erzeugnissen der Literatur, deren Kennenlernen Zeitverlust bedeutete, bewahren konnte. Sie vermochte der Königin die Gemeinschaft des gleichen geistigen Strebens zu schaffen, die ihr in der Ehe mit Friedrich Wilhelm bis dahin versagt geblieben war und trotz ihrer Bemühungen versagt bleiben sollte. Luise scheiterte nicht nur mit der Absicht, Friedrich Wilhelm an ihren Bestrebungen teilnehmen zu lassen; ihr eigenes Handeln fand die Ablehnung des Königs. In ihren Briefen an Frau von Kleist spricht sie von dem Widerstande Friedrich Wilhelms, der mit durch seine Furcht veranlaßt ist, sie könnte durch die Vertiefung ihrer Bildung über ihn hinauswachsen und ihn dann „weniger erträglich" finden[74]). Es ist die Sorge des mittelmäßigen Mannes, der seinen Nimbus nicht verlieren möchte, sich aber unfähig

---

[72]) Boyen, Hermann von: „Erinnerungen", hrsg. von Friedrich Nippold. 3 Bde., Leipzig 1889 und 1890. II. Bd. S. 24, S. 46.

[73]) Neigung Luisens zu langen Unterhaltungen und gemeinsamer Lektüre mit Frau von Kleist, mit der sie sich bisweilen mehrere Stunden lang einschloß. (Bailleu: Königin Luise, S. 114.) Ferner: Delbrück: Friedrich, Tagebuchblätter, 1. Teil, S. 71f., 22. Dezember 1800; in Bd. 36 der Monumenta Germaniae Paedagogica, hrsg. von Georg Schuster. 3 Bde., Berlin 1907: Bd. 36, 37, 40. Ferner: Luise an Frau von Berg, 4. Mai, 8. Juli 1808.

[74]) Luise an Frau von Kleist, 17. Dezember 1801. (HA.)

fühlt, mit der Gefährtin zusammen weiterzustreben. Luise glaubt in dieser Zeit noch, ihn von seiner Sorge heilen zu können[74]). Daß Gegensatz und Spannung nicht vermieden werden konnten, klingt aus der traurigen Bemerkung eines anderen Briefes an die Vertraute, daß es ihr bei ihrem Handeln nicht mehr oft gelinge, einen, den sie liebe, glücklich zu machen: „Ich, die ich Glück um mich verbreitet sehen möchte, störe es oft[75])." Aus diesem Auseinanderfallen von Ziel und Erfolg in der Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm erwuchs eine Gefahr für das Streben Luisens.

Ein zweites Hindernis für das Voranschreiten ihrer Arbeit bildete die vom König angesetzte und genau beobachtete Tageseinteilung, die ihr wenig Zeit für ein regelmäßiges und eindringendes Studium ließ[76]). Das Zusammensein mit Friedrich Wilhelm selbst, dem ein großer Teil ihrer von repräsentativen Verpflichtungen freien Zeit bestimmt war, wurde nie zur Zusammenarbeit. Friedrich Wilhelms amusische Art äußerte sich gelegentlich offen und hart, wenn er bei literarischer oder philosophischer Lektüre oder Diskussion zugegen war[77]). Zerstreuung und Erheiterung erwartete Friedrich Wilhelm meist von den gemeinsam verlebten Stunden, mehr nicht[78]). Er gibt Vorwürfe zu, die ihm Luise wegen dieses Handelns und Unterlassens machte, ohne daß er das Bewußtsein hätte, wie sehr ihn diese als König treffen mußten[78]). Als „ganz natürlich" kennzeichnet er das eigene Wollen, von dem er Luisens Wunsch, ihre Zeit in der Vervollkommnung der Bildung „nützlicher anzuwenden", abhebt[78]).

Um die Jahrhundertwende machte Luise die Bekanntschaft der Frau von Berg, einer Enkelin des Staatsministers von Podewils. Sie wurde für sie zur Vermittlerin der klassischen deutschen Bildung und zur Freundin, in deren Umgang Luise die geistige Weite fand, in der Frau von Berg Marie von Kleist noch über-

---

[74]) Luise an Frau von Kleist, 17. Dezember 1801. (HA.)

[75]) Luise an Frau von Kleist, 26. Dezember 1801. (HA.)

[76]) Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen an ihre Mutter, 7. April 1804. — Von Boyen: Erinnerungen II, S. 19. — Ferner: Beschreibung des Tageslaufes bei Bailleu: Königin Luise, S. 119.

[77]) Delbrück: Tagebuchblätter, 1. Teil, S. 72.

[78]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ..." S. 21.

traf[79]). Friedrich Wilhelm hat an dieser Freundschaft nicht teilgenommen; er hätte sie gern verhindert[80]). Hier mochte er instinktiv den Einfluß eines bedeutenden Menschen auf Luisens Verhältnis zu ihm fürchten, der ihm gefährlicher werden konnte als der des Umganges mit Büchern. Luise hat nichtsdestoweniger an dieser Freundschaft festgehalten, die ihr die Möglichkeit gab, über die Lücke in ihrer Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm hinwegzusehen. Es mag wesentlich dem Anschluß Luisens an diese Frau zu verdanken sein, daß sie sich im ganzen ohne Bitterkeit in die anspruchsvolle Anspruchslosigkeit des Königs in seinem Verhältnis zu ihr fügte. Ganz ausbleiben konnten Ungenügen und Trauer nicht, wenn sie sich auch nie zum Gefühl der Unzufriedenheit steigerten. Verstärkt wurde solch ein Empfinden durch die Wesensart Friedrich Wilhelms, dessen häufige „humeurs" und Krittelei anzeigten, daß er für die Größe des Opfers, das Nachgeben und völliges Eingehen auf seine Wünsche von seiten der Königin bedeuteten, wenig Einsicht besaß[81]). Luise fand sich dabei „in die Eigenheiten und den Geschmack" eines Menschen, „die dem ihrigen so viel entgegen" waren[82]). Der Bruder der Königin, Georg von Mecklenburg-Strelitz, zeichnet mit scharfer Beobachtungsgabe das Verhältnis des königlichen Paares, als er bei längerem Besuch 1798 Zeuge seines Zusammenlebens wird[83]). Ihm, dem Luise nahestehenden Bruder, offenbart sich die Enttäuschung der Schwester. Er sieht „manche Träne" fließen, die den Augen Friedrich Wilhelms verborgen bleibt. Er erkennt, wieviel „Selbstbeherrschung", welche hohe „Kraft des Herzens sowohl als des Geistes" nötig ist, sich „in dem Maße der Vortrefflichkeit zu erhalten", wie Luise es tut[83]). Leise, unter dem Mantel des Scherzes, klingt das Ungenügen und die Sorge Luisens über das Leben ohne geistige Übung und Weite aus ihren Worten: „Wenn es so fortgeht,

[79]) Über Frau von Berg: Bailleu: Königin Luise, S. 118ff.

[80]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ..." S. 20.

[81]) Georg an Therese, 2. Oktober 1798. Ferner: Therese an Georg, 10. Dezember 1796. Luise an Georg, 1. Oktober 1797.

[82]) Tagebuchaufzeichnung der Prinzessin Wilhelm von Preußen, 14. September 1805. (HA.)

[83]) Georg an Therese, 2. Oktober 1798.

werde ich bald nicht mehr wissen, ob London in England oder in Deutschland liegt[84])." Luise hat das Bewußtsein gehabt, daß sie mit ihrer Nachgiebigkeit und Güte gegenüber den Menschen, die ihr am nächsten standen, oft Fehler begehen konnte, daß ihre „Menschenliebe" bisweilen in „Schwäche" auszuarten drohte: „Ich wünschte, es ginge allen Menschen wohl, deshalb verzeihe ich leicht, vergesse gern, schelte nicht, wo ich sollte, um nicht zu betrüben, und ich fürchte, ich stifte doch nichts Gutes, weder außer mir noch in mir, denn die menschliche Natur ist verdorben, sie will Härte um der Besserung willen...[85])." Luise fühlte, daß der Wille zur seelischen Harmonie im Verhältnis zu Menschen, die sie liebte, oft in ihr die Absicht besiegte, ein für recht erkanntes Ziel durchzusetzen oder den anderen von einem Weg abzubringen, dessen Verfolgung sie als schädlich erkannt hatte. In diesem Zusammenhang vor allem sind ihre Worte zu verstehen, die sie angesichts der nahen Thronbesteigung ausspricht: „Ich bin nicht zur Königin geboren...[86])." Einsicht in eigenen Mangel, Sehnsucht, ruhiges „Glück einer Kronprinzessin"[87]) zu bewahren, klingt aus diesem Geständnis, dem sich freilich die Äußerung ihres Willens anschließt, das „Opfer", das ihre Stellung fordert, zu erfüllen, um in der Zukunft Gutes dadurch zu schaffen[86]). Das Gefühl der Gefahr ihrer zu großen Weichheit wird verstärkt durch die Einsicht in die Schwierigkeit der außenpolitischen Lage und in die Entscheidungen, die sie vom preußischen Monarchen fordert[88]). Daß die Königin dazu die noch größere Gefahr, die in der Abneigung Friedrich Wilhelms gegen Entscheidungen überhaupt lag, schon ahnte, ist aus dem Bekenntnis der Sorge um ihren eigenen rechten Einsatz als Königin herauszuhören. Diese Sorge klingt deutlicher auf in dem Schreiben an ihren Vater aus den Tagen nach der Thronbesteigung, dem sie hier wie auch später geheime Befürchtungen und ihre Auffassung vom rechten Königtum entdeckt: „Am meisten aber ficht mich die Zukunft an. Der Gang der Politik

[84]) Mitgeteilt bei Bailleu: Königin Luise, S. 99.
[85]) Luise an Georg, 14. November 1799.
[86]) Luise an Georg, 1. Oktober 1797.
[87]) Luise an Georg, ohne Datum, kurz nach der Thronbesteigung.
[88]) Luise an ihren Vater, 17. November 1797.

muß den müßigsten Zuschauer unruhig machen; wie soll ich es nicht sein, lieber Vater, da mein Mann zum ersten Male handelt und sich durch seine Handlungen einen Namen fürs Leben machen soll?[89])" Der Ton des Satzes liegt auf dem Worte „handeln"; das rechte Handeln sieht Luise als entscheidend an. Um seine Verwirklichung durch den König kreist in späteren Jahren das stärkste Bemühen der Königin, nachdem sie klar erkannt hat, in welche Gefahr und in welchen Abgrund Nicht-Handeln und Mangel an Entschlußkraft beim Herrscher eines Volkes den Staat reißen können.

In den ersten Jahren des Königtums tritt die Sorge um die Richtigkeit des außenpolitischen Verhaltens Friedrich Wilhelms bei Luise zurück. Sie billigt anfangs die Politik der Neutralität, die Friedrich Wilhelm mit der Abweisung der österreichischen und russischen Unterhändler im Sommer 1798 einleitet[90]). 1799 setzt der König diese Politik mit der Weigerung, an der zweiten Koalition gegen Napoleon teilzunehmen, fort. Luisens Zustimmung zu diesem Handeln kann man aus einer Aufzeichnung schließen, die sie zu dieser Zeit über die Vorteile der Neutralität Preußens und über die Nachteile der Koalitionspolitik macht[91]). Die Erhaltung des Friedens, der sichtbar das Gedeihen des Landes fördert, wird hier auch von Luise aus preußischem Staatsegoismus heraus bejaht. Sie sieht keine Gefahr der Zerstückelung für den isolierten Staat, da Preußen Kraft genug habe, jeden möglichen Angriff seiner Feinde erfolgreich abzuwehren. Sie vertraut dabei vor allem auf die Armee, die die Siege des Siebenjährigen Krieges erfocht und auf die Liebe und Begeisterung ihres ganzen Volkes. Andererseits hören wir aus einem Schreiben des französischen Geschäftsträgers in Berlin, Otto, daß sich der König mit seiner Beharrlichkeit, auf dem „guten Wege", d. h. dem der Freundschaft mit Frankreich zu bleiben, „beständig in

---

[89]) Luise an ihren Vater, 26. Dezember 1797.

[90]) Cobenzl und Repnin weilten Anfang August 1798 als Abgesandte Österreichs und Rußlands in Charlottenburg, um den König für den Anschluß an eine österreichisch-russische Verbindung zu gewinnen.

[91]) Aufzeichnung Luisens, ohne Datum, wohl 1799, abgedruckt im Anhang Nr. 1.

Opposition mit der Königin" befinde[92]). Wir glauben schließen zu dürfen, daß Luise zwar einer Koalitionspolitik noch abgeneigt gegenüberstand, wie sie dies die Erfahrungen, die Preußen 1794 mit Rußland gemacht hatte, gelehrt hatten[93]), daß sie aber ein kraftvolles Auftreten gegenüber Frankreich für notwendig hielt und in diesem Sinne Einfluß auf den König zu gewinnen trachtete. Vorsichtige Rücksicht in allen Handlungen auf die vermeintliche Freundschaft Frankreichs hielt die Königin nicht immer mit dem Gebot der Ehre und Klugheit vereinbar. Dies bewies sie durch die Haltung, die sie nach der Erschießung des Herzogs von Enghien 1804 einnahm. Sie hatte die Absicht, die Hoftrauer für den Herzog zu tragen, um die Empörung auch des preußischen Königtums über diese Handlung Napoleons kundzutun[94]).

Abgesehen von vereinzelten Äußerungen ihrer Ansichten auf diesem Gebiet liegen jedoch aus den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts keine Beweise für eine selbständige Handlungsweise oder auch nur dauernde Teilnahme der Königin an der außenpolitischen Entwicklung vor. Im ganzen wurde während dieser Zeit auf dem Gebiete der Außenpolitik kein Gegensatz zwischen ihr und dem König laut. Luise verharrte noch bei ihrer Abkehr von dieser Seite der Regierung. Sie überließ Friedrich Wilhelm hier seinem eigenen Denken und Wollen, obwohl sie die beratende Teilnahme an den Gegenständen, mit denen Friedrich Wilhelm sie vertraut machte, keineswegs abwies. Der König schätzte ihr „richtiges, gesundes Urteil"[95]) in vielen Fragen und liebte es auch, in Rede und Gegenrede mit der Königin seinen Standpunkt zu klären oder einen neuen, höheren zu gewinnen[96]).

Teilnahme der Königin sehen wir hier: immer ausgerichtet an der Formung der inneren Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm.

---

[92]) Bericht Ottos an Reinhard, 25. September 1799, (Bailleu: Preußen und Frankreich, Bd. 1, S. 513; in PPrStA. 8. Bd. Diplomatische Korrespondenzen, 1. Teil, 1795—1800, Leipzig 1881.

[93]) Luise an Friedrich Wilhelm, 31. Mai, 28. August 1794.

[94]) Lombard an Hardenberg, 8. Mai 1804, in Bailleu: Preußen und Frankreich, Bd. II, S. 261f. (PPrStA. Bd. 29) Diplomatische Korrespondenzen, 2. Teil, 1800—1807, Leipzig 1887.

[95]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ..." S. 24. Im gleichen Sinn: S. 31.

[96]) Ebenda: S. 32.

Diese stand für sie während dieser Zeit im Zentrum ihres Wirkens. Sie zu bilden, gelang ihr in einem vollkommenen Maße. Das offensichtliche Fortschreiten, die Befestigung der Gemeinschaft zwischen Friedrich Wilhelm und ihr wurde schon wenige Jahre nach der Vermählung von Menschen, die sie beobachten konnten, bemerkt und mit Bewunderung festgestellt. Während eines Besuches beim Kronprinzenpaar kann Luisens Schwester, Therese von Thurn und Taxis, die enge Gemeinschaft Friedrich Wilhelms und Luisens feststellen, die im wesentlichen von der Kronprinzessin in dauernder Wachsamkeit und Bemühung geformt ist[97]). „Ein vortreffliches Herz, Vernunft durch guten Rat befestigt, Nachdenken, Erfahrung, und das mächtigste aller Mittel, die Liebe", nennt sie da als Gründe des Gelingens der zukünftigen Königin, sich und anderen ein dauerndes Glück zu erobern. Therese erkennt die starke Wirkung dieses Gelingens auf Luise selbst, die sie für ihre Aufgabe, durch lebendige Frische und Heiterkeit eine harmonische Atmosphäre am preußischen Königshof zu schaffen, nur noch fähiger macht. Der Kammerherr von Schilden bemerkt 1804, daß zu dieser Zeit schon das „größere Publikum" das durch die Königin geschaffene beispielhafte Leben der königlichen Familie erkenne und seine Dankbarkeit für die hier erstandene schöne Ordnung durch größte Anhänglichkeit an die Königin bekunde[98]). Ähnliche Gedanken sprach der Bruder der Königin, Georg, schon 1798 aus, in dem gleichen, schon erwähnten Brief[99]), in dem er Luisens großes Opfer in dieser Gemeinschaft anerkennt: „... Wahr ist es, sie hat unzuberechnende Aufforderung, so sich stets zu bewachen und zu bessern, denn nicht allein ihr größtes, nämlich ihr häusliches Glück erhält dadurch immer hellere und reinere Farben, sondern auch ihr Platz, auf dem sie steht, muß sie schon unbeschreiblich aufmuntern, da es gewiß keine kleine Stärkung ist, die feste Überzeugung haben zu können, durch unser Beispiel auf Millionen zu wirken, Millionen dadurch glücklich zu machen..."

---

[97]) Therese an Georg, 10. Dezember 1796. Vgl. hierzu auch: von Boyen: Erinnerungen, Bd. II, S. 24.

[98]) Kammerherr von Schilden an Georg von Mecklenburg-Strelitz, 1804. (Mitgeteilt bei Bailleu: Königin Luise, S. 122f.)

[99]) Georg an Therese, 2. Oktober 1798.

Luisens menschliche Größe in der Schaffung einer möglichst vollkommenen Einheit in der Ehe ist von allen Beurteilern der Königin anerkannt worden, ohne daß die große Bedeutung dieser Tatsache genügend hervorgehoben worden wäre. Es war nicht die Ehe irgendeines Mitgliedes des Volkes, die das Bild der vollkommenen Einheit bot; es war die Ehe der Führer des Staates, auf denen der Blick eines ganzen Volkes ruhte[100]). Für die Gestaltung des Lebens im Volke war es nicht gleichgültig, wie die Wirklichkeit von Ehe und Familie im Hause des Königs geformt wurde. Zu erinnern ist hier auch an die Bedeutung und damals noch herrschende Beispielhaftigkeit des Adelsstandes in seinen Lebensformen. Ferner war es eine Ehe zwischen Fürsten, die über die eigene Volksgemeinschaft hinaus wirken mußte in der großen Gemeinschaft des Adels- und Fürstenstandes. Die Äußerung eines auswärtigen Gesandten wird dieser Bedeutung der königlichen Lebensführung gerecht: „Pour vous donner une idée définitive du Roi et de la Reine, c'est ... le modèle des ménages de l'Europe, la famille royale jointe[101])." Das Beispiel dieser Ehe stand in diesem großen Ring einzig da; es bot das Gegenbild zu der Korruptheit und Verantwortungslosigkeit, die man zu dieser Zeit mit dem Begriff der Eheverbindung zwischen Menschen der höchsten Gesellschaftsschicht zu verbinden pflegte. Durch das Dasein dieser Ehe wurde es unmöglich gemacht, verächtlich über die häusliche Sitte und Kultur der Fürstenhäuser hinwegzugehen. Das hervorragende Beispiel des preußischen Hofes auf diesem Gebiet beseitigte einen Angriffspunkt für die Elemente der Revolution, die die Abschaffung der monarchischen Regierungsform auch aus dem Grund der großen sittlichen Verantwortungslosigkeit und Unwahrhaftigkeit des Lebens der meisten Monarchen als gerechtfertigt ansahen.

Über die allgemein geltende Wichtigkeit dieser Seite der monarchischen Führung hinaus war die Schaffung der Einheit des Königspaares und der Harmonie des Familienlebens am Hofe für Preußen noch von besonderer Bedeutung. Hier war Friedrich der Große auf den Gebieten des seelischen Lebens des Einzelnen

[100]) Boyen: Erinnerungen, Bd. II, S. 122f.

[101]) Beurnonville an Hauterive, 1. Februar 1800 (in Bailleu: Preußen und Frankreich, Bd. 1, S. 519.)

und der Gemeinschaft vorbildlich geworden, auf denen es der einsame König werden konnte. Er vermochte kein Bild der ersten natürlichen Gemeinschaft zu schaffen: der Ehe und Familie. Die vom Vater aufgezwungene Verbindung mit einer ungeliebten Frau mußte einem wahren und anspruchsvollen Charakter die Möglichkeit nehmen, aus einer äußeren Verbindung innere Gemeinschaft zu formen. Diese Lücke im vorbildlichen Königtum galt es auszufüllen. Nach dem Zwischenspiel der Niedrigkeit und Maßlosigkeit in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. gelang es Friedrich Wilhelm III. und Luise, fürstliches Beispiel in dieser Lebenssphäre zu schaffen. Luise erwies sich, wie es bei der Charakter- und Temperamentsanlage der beiden Monarchen natürlich war, auf diesem Gebiet als die eigentlich Schöpferische. War Friedrich der Große im Wesen und Schaffen der König geworden, der dem preußischen Staatsvolk und darüber hinaus allen Deutschen einen Beziehungs- und Richtpunkt gab, so wurde Luise von Preußen die Königin, die Edelfrau in einem großen Maße mit durch ihren Aufbau eines königlichen Hauses.

Neben der Formung der Gemeinschaft mit dem Könige stand zu dieser Zeit die Erfüllung der Aufgabe im Mittelpunkte ihres Wirkens, die ihre Stellung als erste Frau des Staates und Mutter ihres Volkes bedeutete. Luise wandte einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft dem Gebiete der Regierung zu, das Friedrich Wilhelm III. ihr vom ersten Tage seines Königtums an in der Hauptsache allein überließ: der Repräsentation des regierenden Hauses und der Schaffung eines persönlichen Vertrauensverhältnisses zwischen den Herrschern und den Mitgliedern des ganzen Volkes in allen seinen Ständen.

Wir haben gesehen, daß Luise als junge Kronprinzessin das Hofzeremoniell, den Umgang mit Menschen von „allerhand Arten" als starke Beschränkung ihrer persönlichen Wünsche, als Unfreiheit und damit als Last empfand. Für einen jungen Menschen, der eine von Etikette freie und einfache Jugend verlebt hatte[102]), mußte die Hofordnung mit ihren oft schwer durchschaubaren Verpflichtungen ein Gebiet bedeuten, auf dem er sich erst mit der Zeit zurechtfinden lernen konnte. Nach der

[102]) Vgl. Bailleu: Königin Luise, 1. Kapitel: Kindheit und Jugend.

ersten Unsicherheit und Verstimmung[103]) hat Luise dies überraschend schnell gelernt und sogar ihre Freude an diesen Pflichten gefunden. Hatte sie anfangs nur durch ihre Schönheit und jugendliche Anmut gewirkt, so brachte sie mit der Zeit die Form — und nicht nur die äußere Form — des gesellschaftlichen Verkehrs zu einer Vollendung, die allgemein höchste Bewunderung erregte und beglückte. „Il est impossible de mieux recevoir", so lautet das Urteil eines der französischen Vertreter am preußischen Hof[104]). Die Kunst des Umganges mit den verschiedenartigen Menschen, die sie als Herrin des königlichen Hauses zu empfangen hatte, erwuchs aus einem starken Einfühlungsvermögen[105]), einer großen Güte des Herzens, die sie gern allen Menschen Freude bereiten ließ[106]) und einer seltenen Begabung in Wort und Gebärde[107]), die von ihr mit Bewußtsein gepflegt wurde, da sie die Wichtigkeit des Sich-Mitteilens für die menschliche Gesellschaft voll erkannte. Neigung und Pflicht wirkten bei ihrer Bemühung zusammen, wie aus einem Schreiben an den Bruder Georg deutlich wird: „Ich glaube, daß Du die mitteilenden Naturen auch lieber hast, wie ich sie auch mehr liebe; und wenn ich recht darüber nachdenke, so ist es ein doppelter Fehler, wenn man wie ein Stein und verschlossen dastehet. Erstlich ist es eine Verwahrlosung der Mutter Natur, wenn man nichts von sich geben kann, zweitens aber ist es ein wirklicher Fehler in der menschlichen Gesellschaft, zu deren Annehmlichkeit man gar nichts beiträgt, was doch Pflicht eines jeden ist ...

[103]) Luise an Friedrich Wilhelm, 3. Juni 1793. Luise an Georg, 28. Mai 1794, Winter 1795.

[104]) Beurnonville an Hauterive, 1. Februar 1800. Ferner: Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ...", S. 24f; Eylert: „Charakterzüge ...", Bd. II, 1. Teil, S. 56.

[105]) Eylert, Bd. II, S. 50f.

[106]) Luise an Georg, 11. April 1798, 25. Juli 1808 (FA.)

[107]) Boyen: Erinnerungen, Bd. II, S. 22. — Eylert: Bd. II, 1. Teil, S. 234. — Gentz, Friedrich: „Journal de ce qui m'est arrivé du plus marquant dans le voyage que j'ai fait au quartier général de S M le Roi de Prusse. 9 octobre Audience chez la Reine. (in: Mémoires et Lettres inédits du Chevalier de Gentz, publiées par G. Schlesier, Stuttgart 1841. VIII: P. 296—301. Ferner: George Jackson an seine Schwestern, 24. Februar 1803 in: The diaries and letters of Sir George Jackson, K. C. H., hrsg. von Lady Jackson, 2 Bde., London 1872, Bd. 1, S. 126f.

und Bedürfnis. Ja ich möchte jeden froh in meinem Kreise machen, den Geist erheitern und das teilen, was mein ist mit den andern[108])." Zu diesen Eigenschaften trat bei der Königin eine unerklärliche persönliche Anziehungskraft, die sie auf fast alle Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, ausübte. Bezeichnungen der Königin als „Zauberin", als „Fee, die alles ihrer Bezauberung unterwirft"[109]), versuchen dieser Wirkung ihrer Erscheinung gerecht zu werden. Diese Macht der Persönlichkeit der Königin bekennt auch Napoleon in seinen Bemerkungen über die Tilsiter Begegnung mit Luise, wo er sagt, daß es ihm Mühe gemacht habe, diesem Zauber zu widerstehen[110]). Zu dieser Art des Wirkens trug weibliche Koketterie nichts bei. Sie lag nicht in der Art der Königin, die Affektiertheit und Scheinenwollen verabscheute[111]) und in dem Ausdruck der Bemühung zu gefallen die Wärme des Herzens vermißte[112]) und von der Berechnung darin abgestoßen wurde. Das Fehlen jeglicher Koketterie bei der Königin wurde von Menschen, die der Wirkung von Luisens Persönlichkeit lange mißtrauten, nach der Bekanntschaft mit ihr zugegeben und ihre Anziehungskraft da gleichwohl bejaht[113]). Die natürliche Kraft ihres Zaubers bekundete sich auch da, wo absichtsvolle Art des Betragens wahrscheinlich ihre Wirkung verfehlt haben würde: in den breiten Massen ihres Volkes.

Hiermit kommen wir zu dem Bereich des Wirkens der Königin, den sie als einen ihrer vornehmsten ansah: zu der Schaffung

[108]) Luise an ihren Bruder Georg, 25. Juli 1808. (FA.)

[109]) Lombard an Lucchesini, 12. Juli 1802 (Preußen und Frankreich II, S. 103f.) Ferner: Lang, Karl Heinrich v.: „Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit". Braunschweig 1842.

[110]) Las Cases: Mémorial de Sainte-Hélène. 8 Bde., Paris 1823. Bd. 4, S.258f. 16. Juni 1816. — Ferner: Napoléon an Joséphine, 8. Juli 1807. Correspondance de Napoléon I., 32 Bde., Paris Plon-Dumaine 1858—1870. Bd. 15, S. 395f., Nr. 12875.

[111]) Luise an Friedrich Wilhelm, 9. Dezember 1793. Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

[112]) Luise an Friedrich Wilhelm, 12. Mai 1807

[113]) Kaiserin Elisabeth von Rußland an ihre Mutter, die Markgräfin Amalie von Baden, 19./31. Januar 1809. (In Bailleu: Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. — Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen. Leipzig 1900. PPrStA. Bd. 75, S. 555f.)

der Atmosphäre des Vertrauens zwischen dem Volk und den Herrschern. Auch hier hatten Schönheit und Anmut Luisens ohne ihr Zutun den ersten Grund einer Beziehung gelegt: die Bewunderung ihrer äußeren Schönheit stand am Anfang. Hatte sie schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Berlin durch ihr offenes, von der strengen Etikette freies Wesen Vertrauen gewonnen, so war es ihre Absicht, die Beziehung zwischen dem Königshaus und den Untertanen zu vertiefen. Der beherrschende Wille ihres Wesens, glücklich zu machen, traf sich mit der ihr eigentümlichen Sehnsucht, Widerhall bei den Menschen zu finden. Aus diesem Wunsch erwuchs die Bemühung, sich diese Wirklichkeit zu schaffen, soviel an ihr lag. Schon 1795 wies sie den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz auf die Aufgabe und das Glück des Herrschers hin: „Man hat Dich sehr gern in Strelitz. Wisse diese Liebe wohl zu schätzen und mache Dir alle Herzen zu eigen. Glaube mir, es ist etwas Großes, von seinen Untertanen geliebt zu sein[114])." Während des Aufenthalts der Königin in Potsdam oder Paretz bot sich Gelegenheit, in Ungezwungenheit Menschen aus dem Volke zu begegnen[115]). In ausgedehntem Maße aber war die Möglichkeit hierzu durch die Reisen gegeben, die die Monarchen in alle Teile des Königreiches führten. Luise sah der Huldigungsreise, der ersten großen Reise, die sie als Königin unternahm, mit Freude entgegen. Das Ziel, das sie auf dieser Reise verfolgte, offenbarte sie wiederum dem Bruder Georg: „Ich werde alles anwenden, um ohne Zwang die Liebe der Untertanen durch Höflichkeit, zuvorkommendes Wesen, Dankbarkeit da, wo man mir Beweise der Liebe und Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen, und so, glaube ich, werde ich mit Nutzen reisen ...[116])." Der Zweck dieser Reise wurde von der Königin vollkommen erreicht[117]). „Cour, Gêne, Etikette[116])" lagen auf dieser wie auf

[114]) Luise an Georg, 15. Oktober 1795.

[115]) Schuster, Georg: „Geschichte des preußischen Hofes", Berlin 1912—1914, Bd. III. „Friedrich Wilhelm III. und sein Hof" (Bearbeitung von Erich Bleich), Berlin 1914, 3. Kapitel, 5. und 7. Abschnitt, 4. Kapitel, 2. Abschnitt.

[116]) Luise an Georg, 11. April 1796.

[117]) Gräfin Voß: „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", 6. Auflage, Leipzig 1894, S. 220—234.

den folgenden Reisen zum größten Teil auf ihr, die sich jedoch nicht von ihnen bedrückt fühlte, wie dies beim König stets der Fall war. Luise hatte diese Reise auch in der Absicht unternommen, dem König „von Nutzen" zu sein[116]), da sein Wesen der Repräsentation abgeneigt war[118]) und im größeren Kreise durch Kühle, Verlegenheit und Steifheit oft abstoßend oder hemmend wirkte[119]). Um den König zu entlasten und den Zusammenhang des preußischen Königshauses mit dem Volk recht eng zu gestalten, unterzog sie sich der Beschwerde dieser Fahrt, als sie der Geburt ihres vierten Kindes entgegensah[120]). Die Anhänglichkeit, die man ihr bewies, nahm für sie „die Bitterkeit der Beschwerde"[121]). Aus Naturanlage und Selbsterziehung gelangte sie so zu einer vollendeten Darstellung des Königtums. Nach ihrem Tode nannte Friedrich Wilhelm auch in dieser Hinsicht ihren Verlust „unersetzlich", als er über die Wirkung ihrer Erscheinung und ihres Betragens „auf Fremde und Einheimische" nachdachte[122]).

In der Schaffung der seelischen Gemeinschaft mit dem Könige stellte Königin Luise ihrem Volke die Einheit der ersten Lebenszelle jeder Volksgemeinschaft vor Augen. In der Natürlichkeit und Unbefangenheit ihres Verkehrs mit allen Schichten ihres Volkes schuf sie das Band zwischen dem Herrscherhaus und den Untertanen, das den Zusammenhalt der Glieder des preußischen

---

[118]) Luise an Georg, 11. April 1798. Georg an Frau von Berg, 17. Januar 1810 (FA.)

[119]) Boyen: Erinnerungen, I., S. 281. Heinrich von Treitschke: „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", 5 Bde., 3. Auflage, Leipzig 1882—1894. Bd. 1, 1. Buch, 2. Abschnitt, S. 147.

[120]) Prinzessin Charlotte, geb. 13. Juli 1798. Königin Luise konnte sich aus dem gleichen Grunde vor oder kurz nach den Geburten ihrer Kinder selten schonen. Vgl. die Reisen 25. Mai bis 8. Juli 1799 nach Franken und Thüringen. — 14. Oktober Geburt ihrer Tochter Friederike. Mai 1801 Manöverreise nach Magdeburg. — 29. Juni Geburt des Prinzen Karl. — Friedrich Wilhelms Furcht vor jeder „Gêne" und die Unsicherheit seines Wesens, wenn er von der Königin getrennt war, verleiteten ihn hier zu einem Egoismus, der den Kräften Luisens nachteilig war. Opferbereitschaft der Frau und Königin auch in dieser Hinsicht ist zu wenig beachtet worden.

[121]) Luise an Georg, 4. Juni 1798. Luise von Preußen, Tagebuch der Reise nach Pommern, 1798.

[122]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ...", S. 25.

Staates mit dem Monarchen auch nach der Zerstückelung Preußens durch Napoleon gewährleisten sollte. Friedrich Wilhelm wäre es bei seinem spröden, zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit neigenden Wesen nie gelungen, den Zusammenhang zwischen Volk und Führer so lebendig zu machen. In der Abwendung von der „hohen Politik" vollzog sich durch Luisens Tun ein im tiefsten Grund politisches Wirken, das wir vielleicht heute erst in seiner ganzen Bedeutung ermessen können.

Mit der Hinwendung Luisens zur außenpolitischen Entwicklung im Jahre 1805 begann eine Wandlung ihres Wirkens auf Friedrich Wilhelm III. Bisher hatte sie ihr Handeln vornehmlich darauf gerichtet, Friedrich Wilhelm die seelische Sicherheit und Heiterkeit zu geben, die ein Herrscher nach ihrer Ansicht haben mußte, um die ihm anvertrauten Menschen glücklich zu machen[123]). Der Gedanke an eine Stärkung seines Selbstvertrauens und seiner Energie im Handeln gegen den Feind trat nun in ihrem Verhältnis zu Friedrich Wilhelm in den Vordergrund.

Die Niederlage der preußischen Außenpolitik, die sich in der Nichtachtung der preußischen Grenzen beim Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach zeigte, führte nicht nur die selbständige Aktivität der Königin herauf, die sich gegen den französischen Kaiser richtete, sondern auch eine zielbewußte Einwirkung auf den König. Nachdem Luise den Krieg gegen Frankreich und die Notwendigkeit eines preußischen Anschlusses an die russisch-österreichische Koalition in Erwägung gezogen hatte, galt es für sie, Friedrich Wilhelms Entschlußkraft für den rechtzeitigen Einsatz der preußischen Macht zu stärken. Friedrich Wilhelms Unentschlossenheit wurde in der Frage der Zusammenkunft mit Zar Alexander offenbar. Der König suchte diesem Treffen so lange wie möglich auszuweichen. Auch blieb er in den kritischen Tagen nach dem Ansbacher Zwischenfall in Paretz, um entscheidenden Besprechungen, die ihn in Berlin erwarteten, auszuweichen. Luise erkannte zum erstenmal die gefährlichen Schwächen des Königs. Trotz der Erlaubnis Friedrich Wilhelms, mit ihren Geschwistern zu ihrem Vater nach Mecklenburg zu reisen, blieb sie beim König, da sie ihre Anwesenheit in seiner

[123]) Luise an Georg, 25. Juli 1808.

Nähe zur Stärkung seiner Sicherheit und Tatkraft als notwendig ansah. „Ich habe meinen Pflichten ein sehr großes, schmerzliches Opfer gebracht"; schreibt sie da: „sie sind mir aber so heilig und teuer wie sonst nichts"[124]). In den Novembertagen 1805, nachdem sich Friedrich Wilhelm, von Alexander und der Königin getrieben, zum Anschluß an die Partei Rußlands und Österreichs entschlossen hatte, versuchte die Königin mit aller Beredsamkeit, Friedrich Wilhelm zu einer tatenfrohen Haltung zu veranlassen. Offen sprach sie über die Entscheidungen, die fallen mußten, über die politische Lage im allgemeinen an der Tafel des Hofes, so offen und entschieden, daß Prinz Louis Ferdinand, „aufs höchste überrascht", „sogar den König zum Kriege entschlossen glaubte"[125]). Letzteres entsprach nicht ganz den Tatsachen. Die Berichte des französischen Gesandten über das Verhalten des Königs lassen klar erkennen, daß Friedrich Wilhelm die Erhaltung der Neutralität nach wie vor wünschte und sehr hoffte, daß die Erfüllung des Potsdamer Vertrages nicht notwendig sein würde[126]). Die Nachrichten des französischen Gesandten aus dem Dezember sprechen von der ununterbrochenen Einwirkung der Königin, Hardenbergs und des Prinzen Louis Ferdinand auf Friedrich Wilhelm. Diese hätten den König zur Entschlossenheit gegenüber Frankreich gemahnt, damit die Armee nicht schließlich an seinem Mut zweifele[127]). Düstere Gemütsstimmung und schlechte Laune des Königs werden damals bemerkt, die ihm in allen Stunden der Entscheidung eigentümlich waren[128]). Auch nach dem für Rußland unglücklichen Ausgang der Schlacht von Austerlitz gab Luise noch nicht die Hoffnung auf eine Fortführung des Krieges und die Teilnahme Preußens an ihm auf. Sie versuchte zu dieser Zeit immer wieder, den König in ihrem Sinne zu beeinflussen, scheiterte aber an seiner

---

[124]) Luise an die Großfürstin Anna von Rußland, 9. Oktober 1805.

[125]) Laforest an Talleyrand, 23. November 1805 (Preußen und Frankreich, II, S. 409f.).

[126]) Laforest an Talleyrand, 26. November, 5., 13. Dezember 1805. (Preußen und Frankreich II, S. 410f., S. 414f., S. 419ff.).

[127]) Laforest an Talleyrand, 5. Dezember 1805.

[128]) Ebenda. Ferner: Gräfin Voß: „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe": 30. Oktober 1806, 13. April 1809, S. 254f., S. 356f.

Hartnäckigkeit. Die Diplomaten der fremden Höfe rühmten oder verwünschten je nach der Stellung ihres Landes die Aktivität der Königin gegenüber Friedrich Wilhelm, gaben sie aber einstimmig zu[129]). Innerhalb der königlichen Familie begrüßte Prinz Louis Ferdinand, der Führer der Kriegspartei in der Armee, die entschlossene Art der Äußerungen Luisens[130]). Schon Anfang Dezember 1805 wurde die erneute enge Zusammenarbeit des preußischen Königs mit dem franzosenfreundlichen Kabinettssekretär Lombard bemerkt[131]). Nach dem Vertrage von Schönbrunn nahm Friedrich Wilhelm erleichtert wieder das System der norddeutschen Neutralität auf[132]).

Der Gegensatz der Meinungen, Absichten und Temperamente Friedrich Wilhelms und Luisens trat durch die unabgeschwächte, ganz spontane politische Meinungsäußerung der Königin im Winter 1805/06 zum erstenmal stark hervor. Er drohte bei der Selbstherrlichkeit und dem ausgeprägten königlichen Selbstbewußtsein Friedrich Wilhelms die Einheit des Herrscherpaares zu verletzen[133]). Die Schwierigkeit der Lage Luisens wird zu dieser Zeit und im folgenden Frühjahr deutlich; sie kommt in den Konflikt der Erfüllung ihrer beiden Pflichten: Gefährtin Friedrich Wilhelms zu sein, die ihn unbedingt unterstützt und der er unbeirrbar vertraut — und in möglichster Vollkommenheit Königin zu sein, die sich im Raten und Handeln entschieden für das von ihr erkannte Beste ihres Volkes einsetzt. Dieser Konflikt ist vom Beginn ihrer Ehe und ihres Königtums an latent vorhanden. Dank der Zuneigung Luisens zu Friedrich Wilhelm

---

[129]) Begeisterte Äußerung eines russischen Diplomaten: angeführt bei Bailleu: Königin Luise, S. 168. Absprechende Äußerungen in den oben erwähnten Berichten Laforests an Talleyrand.

[130]) Prinz Louis Ferdinand von Preußen an seine Schwester, Fürstin Luise Radziwill, 9. Januar 1806. (HA.)

[131]) Laforest an Talleyrand, 13. Dezember 1805.

[132]) Friedrich Wilhelm III. an Friedrich August von Sachsen, 20. Dezember 1805. (Preußen und Frankreich II, S. 427f.)

[133]) Vgl. die Gerüchte über die Lockerung der festen Einheit zwischen Friedrich Wilhelm und Luise, die noch in den Berichten des französischen Gesandten im August 1806 nachklingen. Ferner: Luise an Alexander von Rußland, 9. Mai 1806.

und dank ihrer Anpassungsfähigkeit kommt er nicht zum Ausbruch, solange beide Pflichten ihr noch vereinbar scheinen. Er wird ihr selbst nur selten bewußt — oder besser: sie rückt ihn nicht ins Licht. Sein Dasein spricht schon aus einigen Äußerungen Luisens in den vertrauten Briefen an ihren Bruder[134]) und klingt auf in dem Ausdruck der Resignation und schmerzlichen Erfahrung, der in den Aufzeichnungen ihrer Tagebuchblätter vorherrscht[135]). Das Hervortreten des Gegensatzes vermeidet Luise, solange sie an keine wirkliche Gefährdung der preußischen außenpolitischen Stellung durch die Entschlüsse und Unterlassungen des Königs glaubt. In dem Augenblick, da sie sehen muß, daß die moralische Stellung Preußens und sein Dasein als Großmacht durch den Mangel an Tatkraft und die zum Teil daraus folgende Neutralität Friedrich Wilhelms in Gefahr geraten, tritt der Konflikt durch ihr entschlossenes Eingreifen hervor. Der erste Zusammenstoß mit dem König infolge der gegensätzlichen Ansichten zeigt ihr, daß es ihr nicht gelingt, den preußischen Herrscher zu ihrer Meinung zu bekehren. Der ausgesprochene Gegensatz des Willens der Königin zu seinem eigenen verstärkt die düstere Gemütsstimmung Friedrich Wilhelms und das eigensinnige Beharren auf der einmal gefaßten Ansicht. Das Gegenteil des Zieles, das die Königin sich gesetzt hat, wird so erreicht; sie vermag dem König nicht zu „nützen“[136]).

Da nach dem Ausmaß ihrer geistigen Fähigkeit und der Art ihrer Charakteranlage keine Möglichkeit für sie besteht, über einen Bruch mit Friedrich Wilhelm und seine Ausschaltung als König hinweg selbst allein die Regierung zu ergreifen, kann sie auch ihrem Land durch die Zerreißung der Einheit mit dem König nicht von Nutzen sein. Ihre Bemühung hat sich daher

---

[134]) S. o. Seite 35ff.

[135]) Vgl. Luise: „Gedenkblätter“: „Recht, Glaube, Liebe“. (HA.) Bailleus Auslegung der Aufzeichnungen Luisens können wir uns nicht anschließen. Bei aller Nachdenklichkeit des Wesens der Königin ist in ihm kein Hang zur Schwermut erkennbar. Noch abwegiger erscheint es uns, Ahnungen eines frühen Todes zur Erklärung dieser Äußerungen heranzuziehen. (Bailleu: Aus einem Stammbuch der Königin Luise. FBPG. Bd. 8, 1895.)

[136]) Luise an Friedrich Wilhelm, 24. Juni 1794. Luise an Friedrich Wilhelm, 7. Juli 1806.

darauf zu richten, auch weiterhin den Konflikt möglichst zu vermeiden.

Im Frühjahr 1806 wurde ihr dies durch die Änderung der Haltung Friedrich Wilhelms erleichtert, der jetzt nach dem Pariser Vertrage selber erkannte, daß es unmöglich war, nach dieser Demütigung Preußens freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich aufrechtzuerhalten. Friedrich Wilhelm suchte bald selbst Anschluß an Rußland[137]). Luisens Aktivität während der Sommermonate 1806 konnte sich also im Einverständnis mit den politischen Zielen des Königs auswirken. Ihre Einflußnahme auf den Monarchen konnte sich zu dieser Zeit darauf beschränken, seine Abneigung gegen Napoleon zu erhöhen und seine Tatkraft für den eingeschlagenen Weg zu stärken. Ein Zeugnis für die geschickte und vorsichtige, aber beharrliche Einwirkung Luisens auf Friedrich Wilhelm sind ihre Briefe an ihn aus Pyrmont vom Juni und Juli 1806. Hier erinnert sie ihn an das Einverständnis, das zwischen ihnen in der Gegnerschaft gegen Bonaparte herrscht und begründet ihre politische Mitarbeit während dieser Reise mit dem Willen, dem König für die Erreichung seiner eigenen Ziele, für die Gewinnung von Bundesgenossen, nützlich zu sein. Sie bemängelt zu dieser Zeit nicht die noch fehlende Tatkraft Friedrich Wilhelms, sondern lobt die Entschlüsse, zu denen der König sich — wenn auch spät — aufgerafft hat[138]). In der Denkschrift des Königs für den Zaren sieht sie ein Zeugnis seiner Entschiedenheit, das bisher noch fehlte, um das Vertrauen zu Preußen bei dem voraussichtlichen Bundesgenossen des nahen Kampfes zu festigen. An die Bejahung seines Handelns knüpft sie die Kritik seines Wesens, die in ihrer gütigen und feinen Art den König „König bleiben" läßt[139]) und von jeder Leidenschaftlichkeit, die Friedrich Wilhelm stets mißtrauisch macht[140]), frei ist. Die Worte der Königin lauten da: „Die Wahl[141]) ist vortrefflich, aber viel mehr

---

[137]) Vgl. den Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. und Alexanders I. von Rußland, Frühjahr und Sommer 1806. (PPrStA. Bd. 75.)

[138]) Entsendung des Generals Krusemarck nach Petersburg, 24. Juni 1806 und Abfassung einer Denkschrift für den Zaren, 23. Juli 1806. (PPrStA. Bd. 75.)

[139]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

[140]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ...", S. 24.

[141]) Krusemarcks.

ist die Denkschrift wert, die er überbringt, von Deiner Hand, von Deinem Herzen und von Deinem Geist, das habe ich von jeher gewünscht und das war nötig. Befolge immer diese Methode, und es wird nie Verwirrungen geben, wie ich mir schmeichle. Überhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt: hast Du es einmal gewonnen, wirst Du viel schneller einen Entschluß fassen, und hast Du den Entschluß gefaßt, so wirst Du viel strenger darauf halten, daß man Deine Befehle befolgt. Gott hat Dir alles gegeben, richtigen Blick und eine einzigartige Überlegung, denn die wird immer von Kaltblütigkeit beherrscht, und Deine Leidenschaften verblenden Dich nicht oder doch selten, welch ein Vorzug! Benutze ihn und laß Deine Diener Deine Überlegenheit fühlen[142])." Diese Zeilen sind charakteristisch für die Beurteilung des Königs durch Luise. Sie stimmt im ganzen mit den Zeugnissen bedeutender Männer seiner Umgebung überein[143]). Wir können dazu in ihr eine Antwort sehen auf die Äußerung der eigenen Ansicht Friedrich Wilhelms: „Aber ist das Unbestimmte nicht besser, als ausgesprochene Dummheiten zu begehen?[144])" Diese Einsicht Luisens in die Eigenart des Geistes und Willens Friedrich Wilhelms III. bestimmt die Richtung ihrer Einflußnahme auf den König: Luise ist vom Beginn der Krisenzeit des Sommers 1806 bis zum Ende ihres Lebens unablässig bemüht, die Gefahren, die dem König, dem Königtum und dem Staat durch diese Eigenschaften Friedrich Wilhelms drohen, zu mindern, indem sie Selbstvertrauen und Entschlußkraft des Herrschers zu stärken sucht und ihm hilft, seine inneren Krisen zu überwinden, die jede wechselvolle und gefährliche Lage des Staates heraufbeschwört. Schon im Sommer 1806 — also noch vor dem Unglück von Jena und Auerstedt — gesteht ihr Friedrich Wilhelm seine gequälte seelische und geistige Lage: „... Diese Zeit andauernder Krise, die mich manchmal bis

---

[142]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1806.

[143]) Boyen: Erinnerungen II, S. 15. — Hardenberg: Denkwürdigkeiten, hrsg. von Leopold von Ranke, 5 Bde., Leipzig 1877, Bd. III, S. 526. — Clausewitz, Karl von: „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe." Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10, S. 422.

[144]) Friedrich Wilhelm an Luise, 20. Juni 1806.

zum Erliegen niederdrückt und entmutigt[145])." Fast zu gleicher Zeit schreibt er ihr in dem Bewußtsein, mehr denn je den seelischen Halt durch die Königin zu brauchen: „Du weißt, daß mein ganzes Glück von Deiner Erhaltung und der Bewahrung Deiner Gefühle für mich abhängt[146])." Scherzend wiederholt er Worte Luisens, die sie einmal über ihn sagte: „Mit einem Wort, er fällt um, ohne mich[147])", ohne sich der ganzen Wahrheit dieser Worte bewußt zu sein. Durch die Äußerungen des Königs klingt wieder die Sorge vor einer Auflösung der engen Gemeinschaft mit Luise, die schon früher hervortrat[148]) und die ihn nie ganz verläßt: eine Furcht, die auch in dem Mangel an Selbstvertrauen begründet ist. Luisens Briefe suchen ihm die Gewißheit zu geben, daß die Einheit zwischen ihnen unangetastet ist: „Ich empfand lebhaft, daß es Gefühle gibt, die erst mit dem Leben endigen, und die sind es, die ich Dir geweiht habe, mein lieber Freund[149]). Der nicht aussetzende Argwohn gegen eine zu rege politische Betätigung der Königin ist neben der Offenbarung der inneren Krise Friedrich Wilhelms und seiner Sehnsucht nach der engen Verbindung mit Luise ein weiteres charakteristisches Zeichen seiner Briefe aus jenen Tagen. Er bemüht sich, trotz der Anerkennung der Nützlichkeit ihrer politischen Bestrebungen, ihrer Überlegungen und Ratschläge, ihr Interesse und Tun von diesen Dingen abzuziehen[150]). Fürsorge für ihre Gesundheit spielt bei seinen Mahnungen gewiß eine Rolle, sie wird bei seinen Äußerungen von ihm in den Vordergrund gerückt. Sie darf aber nicht über seine Nervosität und Furcht vor Luisens Einmischung in die Regierung hinwegtäuschen, die der eigentliche Beweggrund seiner Bemühungen ist[151]).

Dieses Erlebnis der Besorgnisse und des Argwohns des Königs muß man sich vergegenwärtigen, wenn man Luisens Verhalten

[145]) Friedrich Wilhelm an Luise, 18. Juni 1806.

[146]) Friedrich Wilhelm an Luise, 7. Juli 1806.

[147]) Friedrich Wilhelm an Luise, 20. Juni 1806.

[148]) Luise an Frau von Kleist, 17. Dezember 1801. (HA.)

[149]) Luise an Friedrich Wilhelm, 16. Juni 1806. — Vgl. ferner: Luise an Friedrich Wilhelm, 7. Juli 1806.

[150]) Friedrich Wilhelm an Luise, 12. Juli 1806. — Vgl. auch den Brief vom 4. April 1806.

[151]) Boyen: Erinnerungen, II, S. 24.

in einer wichtigen innenpolitischen Frage im Sommer und Herbst 1806 richtig beurteilen will: in dem Kampf um die Beseitigung der Kabinettsregierung. Von den Staatsmännern und militärischen Führern, die für die Abschaffung eines Kabinetts ohne Verantwortung eintraten, wurde die Mitwirkung der Königin als unerläßlich angesehen, um beim König in dieser Frage überhaupt Gehör zu finden. Stein ließ der Königin seine Denkschrift am 10. Mai 1806 überreichen. Diese in der Form der Kritik äußerst harte und maßlose Schrift wurde von Königin Luise zurückgewiesen, obwohl sie sie in ihrem Inhalt und in ihren Motiven billigte[152]). Die Empfindlichkeit des Königs, die im Winter vorher ihr eigenes energisches und heftiges Auftreten verletzt hatte und die Hartnäckigkeit Friedrich Wilhelms, die daraus folgte, ließen es ihr verfehlt scheinen, ein bei dem Selbstgefühl des Königs schon an sich gefährliches Unternehmen in unmäßiger Form beginnen zu lassen. Während der Reise der Königin nahm Hardenberg die Bemühungen Steins wieder auf. Luise empfahl im Sinne Hardenbergs die schriftliche Darlegung der Gründe gegen die Kabinettsregierung und riet zur Unterzeichnung auch durch einige „Männer vom Gewicht bei dem Militär[153])." Der Meinung Hardenbergs entgegen wünschte sie aber die Mitwirkung von Haugwitz, die sie zu gewinnen meinte. Hardenberg, der Gegner Haugwitz', gegen den sich im übrigen auch die Beschwerde der Reformer richtete, wurde durch diesen Vorschlag bewogen, von der Mitwirkung der Königin abzusehen und die Eingabe an den König vorläufig zu unterlassen. Luisens Wunsch der Heranziehung Haugwitz' mochte den Männern, die zur Reform drängten, von Unverständnis zeugen und kann überhaupt leicht so gedeutet werden[154]). Luise kannte die Unzulänglichkeit von Haugwitz und billigte seine Außenpolitik des Winters 1805 und des Frühjahrs 1806 nicht. Wenn sie dennoch für die Gewinnung

---

[152]) Wittgenstein an Hardenberg, 13. Juli 1806. (Hardenberg: Denkwürdigkeiten III, S. 112f.)

[153]) Wittgenstein an Hardenberg, 13. Juli 1806.

[154]) Es geht nicht an, das Handeln der Königin einfach mit der Bemerkung zu quittieren, daß sie „der Hoffnung der Patrioten ... nicht entsprochen hat" und rein persönliche Gründe wie ihr Ruhebedürfnis oder körperliche Schwäche als maßgebend anzuführen, wie dies Bailleu, Königin Luise, Seite 174f. tut.

dieses Ministers für die Eingabe der Reformer eintrat, so kann dies nur aus dem Wissen heraus geschehen sein, daß ein Mann, der das Vertrauen des Königs hatte, bei der Reform mitwirken mußte, wenn diese vom König überhaupt in Erwägung gezogen werden sollte. Auf diese Überlegung der Königin deuten ihre zu Wittgenstein gesprochenen Worte hin: „Haugwitz muß aber notwendig mit unterschreiben[155])." Hätte Haugwitz mitgewirkt, so würde der König neben seinen Kabinettsräten allein gestanden haben und hätte auch die Ansicht des Mannes, von dem er keinen Angriff auf seine Autorität fürchtete, gegen sich gehabt. Der Argwohn Friedrich Wilhelms, es handele sich bei diesem Vorgehen um eine Verschwörung ehrgeiziger Prinzen und verdächtiger Reformer, wäre dann vermutlich fortgefallen. Ob das Unternehmen der Reformpartei bei der Erfüllung von Luisens Bitte eher Erfolg gehabt hätte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Psychologisch richtiger war der Plan der Königin, der die Imponderabilien im Wesen Friedrich Wilhelms mehr in die Rechnung einbezog.

Am 2. September wurde eine zweite Denkschrift von Johannes von Müller entworfen und dem König vorgelegt. Sie verfehlte ihren Zweck vollständig. Friedrich Wilhelms Autoritätsgefühl war durch sie aufs höchste verletzt. Der König sah Auflehnung gegen seinen Willen und Parteigeist in ihr. Die Unterzeichner der Denkschrift verfielen seiner Ungnade. Luise verwandte sich nicht für sie und setzte sich dem König gegenüber nicht für die Gedanken ein, die in der Eingabe ausgesprochen waren[156]). Wieder schien sie ihre Mitwirkung der Reformpartei zu versagen, die die Stärkung des Vaterlandes erstrebte. Ihre Haltung mag als Schwäche und zu große Nachgiebigkeit gegenüber dem Willen des Königs erscheinen. Zu bedenken ist aber: Was hätte die Königin erreichen können, wenn sie sich vor Friedrich Wilhelm offen auf die Seite der Verfasser der Denkschrift gestellt hätte? Die kaum wiedergewonnene Einigkeit zwischen dem Königspaar wäre aufs neue in Frage gestellt und der König damit der Stütze beraubt worden, die er in dieser Zeit der Krise brauchte. Kurz

[155]) Wittgenstein an Hardenberg, 13. Juli 1806.

[156]) Hardenberg: Denkwürdigkeiten, Bd. III, S. 118.

vor dem Kampf gegen Napoleon wären Festigkeit und Unternehmungsmut des Königs höchstwahrscheinlich wieder gebrochen worden. Eine Spaltung der Spitze des Staatsaufbaus wäre die Folge gewesen, die der Intrige Eingang verschafft hätte. Unter diesem Gesichtspunkt war die Haltung der Königin einzig richtig, die das unerreichbare Beste dem augenblicklich Günstigen aufopferte, wenn sie auch eigene Überzeugung und den als groß erkannten Willen bedeutender Männer vorläufig preisgeben mußte.

Wie sehr der König ihre Unterstützung brauchte, bewies er durch seinen Wunsch, daß Luise ihn beim Kriegsausbruch ins Hauptquartier begleite. Aus den Tagen des gemeinsamen Aufenthalts in Naumburg und Erfurt vor dem preußisch-französischen Treffen haben wir kein Zeugnis Luisens für das Verhalten Friedrich Wilhelms, wenn wir von Äußerungen über seine Bewegtheit beim Abschied von ihr kurz vor den entscheidenden Schlachten absehen[157]). Dabei ist charakteristisch für ihn, daß es ihm außerordentlich schwer fällt, die Trennung von der Königin auszusprechen und er nur dem Drängen des Herzogs von Braunschweig nachgibt, der die Gefahr für Luise von Preußen erkennt[157]). Seine Scheu vor der Trennung von der Königin in dem Augenblicke großer Entscheidungen stimmt zusammen mit der Besorgnis Luisens über sein Alleinsein, die aus allen ihren folgenden Briefen spricht. Noch am Tage der Abreise schreibt sie Friedrich Wilhelm mit der Bitte, sie nicht im unklaren über die Ereignisse und seine Entscheidungen zu lassen[158]). Nach der einfachen, ruhigen Versicherung ihrer Zuneigung zu ihm, die ihm Sicherheit verleihen soll, steht am Schluß des Schreibens die Forderung, er möge Zutrauen zu sich selbst fassen und „das Ganze“ führen[158]). „Dich allein zu wissen, ohne mich, ist fürchterlich“, lauten ihre Worte im nächsten Brief an Friedrich Wilhelm[159]), die kurz danach fast wörtlich wiederholt werden[160]). Die Bitte, Mut zu haben, folgt. Mit ihrem Wissen, um welche Entscheidung es sich handelt, wächst ihr Wunsch, die Trennung vom König aufgehoben zu sehen. Während der Ereignisse, die zur Verwerfung

[157]) Königin Luise: Aufzeichnung über den 13. Oktober 1806.
[158]) Luise an Friedrich Wilhelm, 13. Oktober 1806.
[159]) Luise an Friedrich Wilhelm, 17. Oktober 1806.
[160]) Luise an Friedrich Wilhelm, 20. Oktober 1806.

des Waffenstillstandes führten, war Luise wieder mit Friedrich Wilhelm vereint und konnte ihre mutige und zuversichtliche Haltung auf ihn einwirken lassen, als er im Höhepunkt der Krise mehr denn je ihren Halt brauchte, wie seine energische Weigerung beweist, sich kurz vor der Konferenz von Osterode von ihr zu trennen[161]).

Luisens innere Verbundenheit mit Friedrich Wilhelm bleibt im Wechsel der Ereignisse unverändert; nichtsdestoweniger erfährt ihre Einstellung zum König seit den Ereignissen nach den unglücklichen Schlachten und den folgenden Niederlagen der Armee eine Veränderung. Vor der Entscheidung — im Sommer 1806 — hofft sie nach seiner Initiative in seinem Handeln gegenüber dem Zaren[162]) noch auf seinen Entschluß, Führer des kommenden Kampfes zu sein. Bis zur Schlacht, ja bis zum Zusammentreffen mit Friedrich Wilhelm nach der Niederlage bleibt diese Hoffnung erhalten und spricht sich auch in den Worten aus, mit denen sie ihn anfeuert, den Kampf weiter zu tragen[163]). Nach der Wiedervereinigung aber muß sie bei der Resignation, Mattigkeit und Friedensbereitschaft des Königs spüren[164]), daß er allein sich nie zur Aufrechterhaltung des Krieges gegen Napoleon wird entschließen können. Sie ahnt, daß er als König in diesem Kampf einen Helfer braucht, wie er als Mensch nach ihrer Unterstützung verlangt. Aus diesem Wissen wird ihre vorbehaltlose Hinwendung zu Alexander von Rußland mit der Bitte, dieser Helfer für Friedrich Wilhelm und Preußen zu sein, erklärlich[165]). Nach der Vereinigung des Königs und des Zaren richtet Luise ihr Augenmerk darauf, die Verbindung der beiden Herrscher möglichst eng zu gestalten. Als sie nach der Konvention von Bartenstein von Friedrich Wilhelm getrennt ist, empfiehlt sie ihm, mit Alexander in Schippenbeil zusammenzubleiben, so-

[161]) Vgl. Teil II, S. 144f.

[162]) Denkschrift Friedrich Wilhelms für Alexander von Rußland vom 23. Juni 1806. (PPrStA. Bd. 75, S. 108ff.)

[163]) Luise an Friedrich Wilhelm, 13., 17., 18., 20. Oktober 1806.

[164]) Gräfin Voß: „Neunundsechzig Jahre ...", 30. Oktober 1806, S. 254f. Bericht Krüdeners über die Klagen der Königin über Friedrich Wilhelm (bei Bailleu: Königin Luise, S. 212).

[165]) Luise an Alexander I. von Rußland, 6. November 1806.

lange der Zar noch im Hauptquartier weilt[166]). Es geschieht dies mit aus dem Wunsche heraus, Friedrich Wilhelms Handeln im Zusammensein mit dem russischen Kaiser die Festigkeit zu verleihen, deren er bedarf, um gegen die Einflüsterungen von „Friedensfreunden" wie Zastrow, Schrötter und Voß gefeit zu sein.

Während des Frühjahrs 1807 kann Luise, der in Königsberg die Repräsentation des preußischen Königshauses allein überlassen bleibt, vor allem die Offiziere des preußischen und des verbündeten russischen Heeres durch ihr Verständnis für berechtigte Wünsche sowie durch ihre gütige Teilnahme und ihre Hochachtung für das Verdienst enger an das Königshaus ketten. Durch ihre Vermittlung gelingt es, den König zu veranlassen, preußische Offiziere an Stellen einzusetzen, wo sie voraussichtlich dem Staate am meisten nützen können. Luise beweist bei allen Vorschlägen, die sie dem König in dieser Zeit in betreff der Offiziere macht, daß sie Sinn für die Wichtigkeit des richtigen Einsatzes von verdienstvollen und zum Handeln bereiten Männern des Heeres besitzt: so z. B. wenn sie dem König empfiehlt, die Bilaschen Husaren als ein Korps beisammenzulassen und sie nicht — wie General Rüchel es möchte — „unterzustecken"[167]), damit ihr Beispiel zum Nacheifern aufrufe. Sie verwendet sich für die Auswechselung des jungen Leutnant Natzmer, von dem sie nach der persönlichen Begegnung mit ihm annimmt, daß er „den lebhaften Wunsch hat, seinem König und seinem Vaterlande zu dienen"[168]). Noch kurz vor der Schlacht von Friedland verschafft sie dem jungen Nostiz die Erlaubnis, sich nach Schlesien zum General Götzen zu begeben. Dieser Offizier hat nach ihrer Ansicht ein Anrecht auf die Erfüllung seiner Bitte, da er keinen „Anspruch" darauf erhebt, „zu führen", sondern „nur die Streitkräfte verstärken" will und „soviel wie möglich am Guten Helfen"[169]). Sie erkennt den Wert eines solchen Offiziers, wie sie Männer verabscheut, die in einer Zeit, da jede kleine Truppe zur Ent-

[166]) Luise an Friedrich Wilhelm, 16. April 1807. Vgl. auch Luise an Friedrich Wilhelm, 15. April 1807, 12. Mai 1807.

[167]) Luise an Friedrich Wilhelm, 16. April 1807.

[168]) Luise an Friedrich Wilhelm, 18. April 1807.

[169]) Luise an Friedrich Wilhelm, 10. Juni 1807.

scheidung beitragen kann, von „Seitenkorps“ sprechen und sich aus Ehrgeiz weigern, diese zu führen[170]).

In der freieren Hofhaltung in Königsberg und auch später in Memel können sich Luisens Fähigkeiten der Menschenbehandlung noch ungehinderter entfalten als in Berlin, da sie sich in der Zeit der Not, die alle Gutgesinnten verbindet, nicht an die strenge Ordnung der Etikette gebunden glaubt und offen dem Verdienst vor dem Rang den Vorzug gibt[171]). Die Verbindung zwischen dem Könighaus und dem Volk wurde in dieser Zeit durch gemeinsame Entbehrungen, Opfersinn und den einfachen herzlichen Verkehr, den Luise auch mit Vertretern des Bürgertums förderte, noch enger[172]). Daß die Königin in den Tagen des Krieges ihre Aufgabe auch darin sieht, sich der verwundeten Soldaten anzunehmen, würde keiner besonderen Erwähnung bedürfen: bemerkenswert aber ist die Begründung, mit der sie Friedrich Wilhelm zu dem Befehl einer besseren Wartung der verletzten polnischen Aufständischen veranlassen will: „Man gehet unmenschlich mit ihnen um in Deinem Namen, indem Du der menschlichste Mensch bist, den es gibt[173]).“ In ihrer Sorge um ein vollkommenes Königtum erkennt sie die Wichtigkeit scheinbar belangloser Dinge. Sie selbst handelt nach der Einsicht, die sie einmal gegenüber Lucchesini in die Worte kleidete: „Wem nichts zu groß ist, ist nichts zu klein[174]).“

Auch zu dieser Zeit muß sie Friedrich Wilhelm mahnen, Festigkeit gegenüber den Gegnern seiner Politik zu zeigen: „... Waffne Dich mit Mut und Festigkeit und sage ihnen in Ruhe und Würde: so will ich es[175]).“ Bei der Übersendung einer Bittschrift von Beamten, die sich gegen die Geschäftsverteilung Hardenbergs im Ministerium wenden, teilt sie ihm auch die Gründe mit, die den Finanzminister von Voß veranlaßten, seine Unterschrift dazu zu geben: er getraue sich, so gegen seinen König vorzugehen, da die „Zeiten“ seit Friedrich dem Großen

[170]) Luise an Friedrich Wilhelm, Beilage zum Brief vom 22. Mai 1807.
[171]) Luise an Friedrich Wilhelm, 18. April, 4., 12. Mai 1807.
[172]) Boyen: Erinnerungen, I, S. 281.
[173]) Luise an Friedrich Wilhelm, 6. Mai 1807.
[174]) Luise an Lucchesini, 21. Dezember 1800. (HA.)
[175]) Luise an Friedrich Wilhelm, 12. Mai 1807.

„andere" geworden seien[176]). Wiederholt versucht sie so, den König zu einer entschiedenen Haltung gegenüber den Nörglern an seiner Kriegspolitik zu veranlassen, indem sie ihm zeigt, wie sehr die Gegner und Untätigen mit seinen Schwächen rechnen und sie sich zunutze machen. So weist sie ihm in dem Betragen eines Ministers die Folgen der Abneigung Friedrich Wilhelms nach, sich „in Kollisionen zu finden", die ihm „peinlich sein könnten und wo nur ein ‚Ich will' der Sache ein Ende machen könnte[177])." Auf die Wichtigkeit der richtigen Ausübung der herrscherlichen Rechte und Pflichten von Strafe und Belohnung, Strenge und Milde muß sie ihn hinweisen: „Sei etwas fest hier, denn es muß einiger Schrecken in die Leute fahren, wenn sie ihre Pflichten tun sollen[178])." „Es ist süß, zu belohnen, aber um es tun zu können, muß man auch strafen können, und das empfehle ich Dir auch[179])." Wie gefährlich Friedrich Wilhelms nachgiebige Haltung und wie nötig die Warnungen der Königin waren, zeigte das dauernde Wühlen unzufriedener Minister, die den Ausgang des preußisch-russischen Feldzuges durch die Schlacht von Friedland und den russisch-französischen Waffenstillstand begrüßten. Nach diesem Ereignis begann Luise ein „Bombardement" Friedrich Wilhelms mit Briefen, wie sie es einmal nannte[180]), in denen sie unermüdlich Hoffnungskraft und Unternehmungsmut des Königs anzustacheln sucht. Politische Ratschläge, die sie darin gibt, haben uns in diesem Zusammenhang nicht zu beschäftigen[181]). Bezeichnend für ihr Verhältnis zu Friedrich Wilhelm aber ist in den Briefen aus der zweiten Hälfte des Juni die Eindringlichkeit und Ausführlichkeit, mit der sie ihm mögliche Wege des Verhaltens aufzeigt und die Unruhe, die aus diesen Schreiben klingt[182]). Beides deutet auf ihr Wissen, daß die Ungeschicklichkeit des Königs in den Friedens-

[176]) Luise an Friedrich Wilhelm, 14. Mai 1807.

[177]) Luise an Friedrich Wilhelm, Beilage zum Brief vom 22. Mai 1807.

[178]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. Mai 1807.

[179]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. Mai 1807.

[180]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. April 1807.

[181]) Siehe Teil II, Seite 152ff.

[182]) Vgl. ihre Briefe an den König während der Tilsiter Verhandlungen, vom 22. Juni an.

verhandlungen viel Schaden anrichten kann. Diese Erkenntnis zusammen mit der Einsicht in die Tragweite der Entscheidungen läßt sie ausrufen: „... wenn ich Deinen Brief immer mehr lese und wieder lese, komme ich der Raserei immer näher, ich verliere mich gänzlich darin[183]).“ Die Ereignisse allein drücken ihre Natur nicht nieder; wenn sie sich manchmal der Verzweiflung nahe glaubt, so geschieht es, weil sie sieht, daß ein Friedrich Wilhelm III. in dieser Lage handeln muß. So beginnt ihr erster Brief nach dem Anfang der Friedensverhandlungen mit den Worten: „Dein Brief, mein lieber Freund, ist mir vor Entsetzen aus der Hand gefallen, er enthält Dinge, die die stärkste und best veranlagte Seele zur Verzweiflung bringen können, besonders wenn man Dich bis zum Grunde kennt[184]).“ Wenn man den Verlauf der Tilsiter Verhandlungen betrachtet und die Wirkung des Verhaltens Friedrich Wilhelms auf den französischen Kaiser ermißt, dem Pedanterie, Kälte und eigensinniger Stolz des preußischen Königs äußerst mißfielen[185]), so wird die Besorgnis der Königin noch verständlicher.

Das Tilsiter Erlebnis folgte und mit ihm für Luise das Gewahrwerden der andauernden Schwäche des Königs, der über den Haß hinaus, den er Napoleon deutlich zeigte und mit dem er ihn bis aufs Blut reizte[186]), zu keiner Äußerung seines Wunsches und Willens fähig war. Die Briefe an den Bruder Georg, in denen sich in diesen Tagen Luisens Bitterkeit und Trauer offen ausspricht, gewähren uns einen Einblick in die Schwere der Aufgabe, die auf dieser Königin lastete. Als sie da auf den Mißerfolg ihrer Tilsiter Unterredung mit Napoleon zurückblickt, bekennt sie: „Denn, sei noch zu meiner Entschuldigung gesagt, ist es wohl ein ganz Teil leichter, für sich allein zu repondieren, als wenn man vor zwei dastehen muß. Denn war ich mit mir so ziemlich fertig ... so kam der Zustand des Königs dazu ...“ „Abspannung

[183]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

[184]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. Juni 1807.

[185]) Kalckreuth an Friedrich Wilhelm III., 30. Juni 1807. (Bailleu: Preußen und Frankreich, Bd. II, S. 590.)

[186]) Unterredung Napoleons mit dem preußischen Außenminister Graf Goltz, 7. Juli 1807. — Vgl. auch Sir George Jackson: Diaries and Letters II. Aufzeichnung vom 8. Juli 1807, S. 164.

erfolgte natürlich, ach! die wird bleiben, und das ist es, was mich jetzt betrübt, über alles betrübt...[187])." Der folgende Brief an Georg macht die Bedeutung ihres Daseins und Wirkens an der Seite des Königs noch deutlicher und enthüllt uns zugleich einen Teil der Gründe der Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit, gegen die sie von dieser Zeit ab bisweilen anzukämpfen hat: „Es dient mir wirklich zur Beruhigung, gleichsam mit mir selbst ins Reine gekommen zu sein und die Ursachen geordnet zu haben, weshalb ich so niedergeschlagen war. So recht empor kann ich noch nicht kommen, da Schwäche, insouciance, Mangel an Vertrauen in sich selbst, üble Gewohnheit usw. leider immer die Oberhand behalten, und da Ungeschicklichkeiten vorgehen werden, die ärger als arg sind. Aus der Haut möchte man fahren, wenn man das alles so sieht und nicht helfen darf ..., aber ich sage es nochmals, die Zukunft kann nichts sein, wie man es anfängt, et je me désole déjà à présent des maladresses qu'on mettra en tout au moment où on pourrait gagner le tout avec un peu de tact et moins d'entêtement. So will z. B. der König bei Nacht und Nebel nach Berlin einfliegen, sich nicht zeigen, weil er sich schämt, und somit der erste Schritt wieder alles verdorben. Denn denke Dir nur, hatte er die Idee zu abdiquieren, die ich dann mit aller Indignation zurückwies[188])." Luisens starkes Bewußtsein, daß das Königtum eine Aufgabe bedeutet, der sich der Monarch nicht freiwillig entziehen darf, weil sie ihm vom Schicksal aufgetragen ist, empört sich gegen die Schwäche Friedrich Wilhelms, der seiner „natürlichen" Pflicht ausweichen will. Königin Luise verkennt nicht die Stärke, die aus der moralischen Größe des preußischen Verhaltens während des Krieges folgt, den der König treu durchführte, bis ihm die Untreue seines Bundesgenossen die Möglichkeit dazu nahm; ihre Sorge gilt nur der rechten Ausnutzung dieser Stellung, wie aus einem Brief an Frau von Berg hervorgeht: „Aber der gegenwärtige Moment macht nicht alles aus; um diese Größe zu bewahren, müssen wir handeln, und dafür fürchte ich[189])."

---

[187]) Luise an Georg, 9. August 1807.

[188]) Luise an Georg, 15. August 1807. (FA., z. T. veröffentlicht bei Griewank: Königin Luise.)

[189]) Luise an Frau von Berg, 15. August 1807.

Es war nicht „das Gewicht des dämonischen Gegners", das sich „lähmend" über ihr Leben legte[190]), wenn von einer „Lähmung" ihrer Kräfte überhaupt zu sprechen gestattet sein sollte. Der „Heroismus" ihres Wesens wird nicht dadurch eingeschränkt, daß sie Stunden gehabt hat, von denen sie sagt, daß in ihnen „alles schwarz um und in uns ist[191])." Luise hat selbst über das Dasein solcher Stunden in ihrem eigenen Leben nachgedacht und hat sich dabei gegen die Meinung verwahrt, die von ihr annehmen könnte, sie vermöge einmal solche Augenblicke nicht mehr zu überwinden: „Glaube deshalb nicht, daß mein Geist auf der Erde liegt, so gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann. Bewahre Gott, Mut, der Mut verläßt mich nicht. — Daß aber eine Seele, ein Gemüt wie das meine, alles tief und lebhaft empfindet, ist natürlich, es ist keine nuance, die ich nicht zergliedert empfinde bis auf die letzte; aber wenn einmal alles durchgegangen, so finde ich mich auch wieder[192])." Die Schwäche der Partei, auf die sie ihre Hoffnung im Kampf gegen Napoleon gesetzt hatte, war es, die ihr solche Momente der Hoffnungslosigkeit und Klage gab[193]).

Mit dem Ankämpfen gegen die Zustände völliger Ermattung in Pessimismus und Zweifel am Sinn der eigenen Aufgabe beim König mußte Luise Friedrich Wilhelm immer von neuem über

---

[190]) So Karl Griewank: Einleitung zu den Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise, S. 45.

[191]) Luise an Georg, 21. Februar 1809.

[192]) Luise an Georg, 28. Mai 1807. Dieser Brief ist kurz nach dem Fall von Danzig geschrieben, immerhin noch vor dem unglücklichen Friedensschluß. Es liegen uns jedoch auch ähnliche Äußerungen Luisens aus der Zeit nach dem Frieden vor: so z. B. Luise an Georg, 7. Oktober 1807. Vgl. hier auch die Äußerung des kritischen Bruders Georg über Luise aus dem Juni 1809, als er bei der Schwester in Königsberg zu Besuch weilt: „Es ist mir weit mehr Licht entgegengeströmt, als ich es nur zu hoffen wagte". (Georg an Frau von Berg, 8. Juni 1809.) (FA.)

[193]) Daß der Verlust an „weiblichem und königlichem Glück" ihrem Wesen einen „Halt" entzogen haben soll, ist bei ihrem Charakter, der seinen Halt im wesentlichen durch sich selbst fand, wenig einleuchtend. (So Griewank: Einleitung zu den Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise, S. 45.) Bei der Beurteilung der Haltung der Königin ist die Dauer dieser seelischen Zustände zu berücksichtigen und nicht aus ihrem Dasein auf eine Schwäche des ganzen Wesens zu schließen!

die Gefahr der „Übergabe" hinweghelfen. Sie ersparte ihrem Hause und ihrem Staat damit das freiwillige Aufgeben des Kampfes durch seinen Monarchen, in dem doch trotz aller Schwächen die Fähigkeit vorhanden war, großen Männern zum Neuaufbau des preußischen Staates Raum zu geben und damit die Befreiung zu ermöglichen, nachdem er einmal das Mißtrauen gegen geniale Menschen in seiner Umgebung überwunden hatte. In dieser Zeit der tiefen Ermattung war Friedrich Wilhelm geneigter als zuvor, Luise Gehör zu geben: ein Ereignis, das die Anhänger der Königin begrüßten und das sie trotz der schwierigen Lage des Staates mit Hoffnung erfüllte[194]).

Damals gelang es der Königin durch ihre ausgleichende Güte und Geduld, die Zusammenarbeit des Monarchen mit einem der großen Reformer zu ermöglichen, dessen herrisches Wesen Friedrich Wilhelm Abneigung einflößte. Es war dies der Freiherr vom Stein. In den ersten Tagen nach dem Amtsantritt dieses Ministers mußte Luise die Erbitterung und Mißstimmung des Königs überwinden, die dieser empfand, weil er den Kabinettsrat Beyme, dem er vertraute, gegen seinen Wunsch um Steins willen entlassen mußte. Mit Resignation und leisem Humor weiß Luise dem Bruder über „böse Stöße" zu berichten, die der Abgang Beymes kostete: „Und dann war dieses doch nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen pick pick machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und böse Dünste auswarfen[195])." „Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist, und immer weniger sein will, als er ist, dann gehet die Sache. Dissentieren, nicht disputieren ist die Hauptsache und viel Geduld", fährt sie fort. Aus diesen Worten spricht die Erfahrung eines langen Zusammenlebens mit dem König und wird die bewußte Kunst ihrer eigenen Behandlung Friedrich Wilhelms ersichtlich, die nicht nur Ausdruck weiblicher Nachgiebigkeit ist.

Während der Zusammenarbeit des Königs mit Stein im Winter und Frühjahr 1808 findet Luise Beruhigung. Die Besorgnis um das rechte Verhalten Friedrich Wilhelms tritt in dieser Zeit

---

[194]) Georg an Frau von Berg, 22. August 1807. (FA.)

[195]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

zurück, da sich der König einem überlegenen Willen beugt, dessen Leitung durch einen hervorragenden Geist er erkennt. Luisens Äußerung über Stein: „Wenn ich ihn an der Spitze der Geschäfte weiß, dann ist es, als könnte ich mich aufrechter halten und das Haupt leichter nach allen Seiten wenden“[196]), ist nicht nur als Bejahung seiner zuversichtlichen, energischen Politik aufzufassen. Sie empfindet hier auch stark die Erleichterung ihrer eigenen Stellung gegenüber Friedrich Wilhelm. Äußerungen der Freude über den noch vertieften engen Zusammenhang mit dem König stehen in dieser Zeit bei der Betrachtung ihres Verhältnisses zu Friedrich Wilhelm im Vordergrunde. Sie kann dem Vater die Worte des Königs wiederholen: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe[197]).“

Im Frühjahr 1808 änderte sich mit der außenpolitischen Lage wieder die Haltung Friedrich Wilhelms. Der König hatte nicht den Mut, Stein und Luise in ihrer Politik der Annäherung an Österreich und der Vorbereitung der Loslösung von Frankreich zu folgen. Er fürchtete den Mißerfolg eines neuen Waffenganges. Luise bemühte sich während dieser Zeit, den König mit Vertretern der Kreise zusammenzuführen, die eine bewaffnete Erhebung herbeisehnten und vorbereiteten. Charakteristisch für ihr Vorgehen ist die Audienz, die sie dem General Friedrich von Eisenhart beim König erwirkte[198]). Eisenhart war von Blücher gesandt, der die Erhebung in Pommern vorbereitete. Luise hoffte, den König leichter für Steins und ihre eigenen Absichten zu gewinnen, wenn sie ihn mit tätigen und zuversichtlichen Vertretern des Militärs zusammenführte. In der Besprechung, die sie vor der Audienz mit dem General hatte, ermunterte sie ihn, „kein Blatt vor den Mund zu nehmen“ und alles klarzulegen, was in Pommern „mit so großer Überzeugung“ vertreten werde[198]). In der Audienz selbst, der die Königin beiwohnte, gewährte sie dem kühnen Wort des Generals Beifall: Friedrich Wilhelm werde selbst der Führer der neuen Truppen

[196]) Luise an Frau von Berg, 27. Mai 1809.

[197]) Luise an ihren Vater, April 1808.

[198]) Eisenhart, General Friedrich von: Denkwürdigkeiten, hrsg. von Ernst Salzer, Berlin 1910, S. 165. (April 1808).

sein, wenn er „nur Vertrauen zu sich selbst haben wollte“[199]). Der König sah den Sprecher nur erstaunt an. Die außenpolitische Entscheidung, die im Spätsommer 1808 von Friedrich Wilhelm verlangt wurde, ließ wieder die Mängel seines Wesens hart hervortreten. In der Beratung, die er am 23. August 1808 mit Stein, Gneisenau und Scharnhorst hatte, lehnte er die Pläne der Reformer ab, die die Volkserhebung in Gang leiten sollten[200]). Im Gegensatz zu Luise und den Männern seiner Umgebung setzte er wenig Vertrauen in die „geistige Kraft eines unterdrückten Volkes“[201]). Aus der Enttäuschung über das Zaudern und die Ablehnung des Königs zu einem Zeitpunkt, als ihm Stein noch zur Seite stand und der Wille des Volkes ihn trieb, wuchs die härteste Beurteilung Friedrich Wilhelms durch die Königin. Wie bei einem anderen Herrscher[202]) erkennt sie „Schwäche, Unentschlossenheit, enge Gesichtspunkte“ bei Friedrich Wilhelm, die bei ihm nicht durch eine schwache Umgebung oder durch Verführung zu einem Leben des Genusses bis zu einem gewissen Grade entschuldbar sind[203]). Trotz dieses Wissens um die Unzulänglichkeit Friedrich Wilhelms als Herrscher in seiner Zeit hat sie ihre Zuneigung zu ihm erhalten, die freilich das Leiden um die Schwäche des Königs vertieft. Trotz des Zutreffens der Kritik ihrer Schwägerin[204]) am König bereitet ihr die Härte ihrer Äußerungen Qual: „Marianne ist ... ihm gegenüber sehr kalt und sagt Dinge, die mir das Herz entzweischneiden. Sie ist ja nie in meinem Fall gewesen, sie ist erst seit kurzem verheiratet und war in dieser kurzen Zeit meistens getrennt, so daß sie noch nicht weiß, woran sie ist und wie man leidet, wenn die Illusion,

---

[199]) Eisenhart, S. 168.

[200]) Lehmann, Max: Freiherr vom Stein, 3 Bde., Leipzig 1902—1905, Bd. II, S. 558ff.

[201]) Boyen: Erinnerungen II, S. 23.

[202]) Alexander I. von Rußland.

[203]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808. (Die angeführte Stelle ihres Briefes ist in den Anmerkungen Griewanks zu den Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise, S. 411, fälschlich auf den Kronprinzen bezogen worden. Richtige Deutung doch bei Griewank: Einleitung zum Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III., S. 30.)

[204]) Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen.

der Morgentau der Verhältnisse, Lügen gestraft wird[205])." Diese Ansicht Luisens erfährt in den letzten Jahren ihrer Gemeinschaft mit dem König keine Veränderung mehr. In ihrem Verhältnis zum König wandelt sich nichts. Bis zu den letzten innen- und außenpolitischen Handlungen des Frühjahrs 1810 — kurz vor ihrem Tode — bemüht sich Luise, die Krisen des Königs, die sich mit der Schwierigkeit der Entscheidungen der Jahre 1809 und 1810 steigern[206]), zu überwinden[207]). Sie läßt darin nicht nach, obwohl ihre eigenen körperlichen und seelischen Kräfte durch die Erlebnisse des Jahres 1809 bis aufs äußerste beansprucht worden sind und Friedrich Wilhelm — oft auch ohne Beherrschung seiner Mißstimmung in kleinen Dingen — rücksichtslos Kraft von ihr nimmt[208]).

Aus den zuletzt erwähnten Äußerungen Luisens geht wie aus früher angeführten und wie auch aus ihrem ganzen Handeln gegenüber Friedrich Wilhelm hervor, daß Luise eine klare Einsicht in die Schwächen des Wesens Friedrich Wilhelms gehabt hat, die sein politisches Versagen an vielen Stellen verursachten[209]). Diese Einsicht ist gewiß schon bei dem Beginn der Abwendung von Frankreich im Winter 1805 entstanden, wenn Luise auch zu dieser Zeit noch an die Wirkung ihres Einflusses auf Friedrich Wilhelm und an die Stärkung seiner Kräfte durch den Kampf

---

[205]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808.

[206]) Gräfin Voß: Neunundsechzig Jahre ..., 13. April 1809, 17. April 1809, S. 356f. — Georg an Frau von Berg, 5. April, 13. April 1810. (FA.)

[207]) Luise an ihren Vater, 14. März 1810. Luise an ihre Großmutter, 14. März 1810. Luise an ihre Schwester Friederike und an ihren Bruder Georg, 11. April 1810.

[208]) Georg an Frau von Berg, 17. Januar 1810. (FA.)

[209]) Die Ansicht H. Delbrücks trifft hier nicht zu: „Hätte die Königin auch nur angefangen, kritisch ihrem Gemahl gegenüber zu empfinden ... man weiß nicht, was aus dieser Ehe hätte werden können." „Wenn sie einmal einen Zweifel an ihm andeutet, so bezieht er sich immer nur auf die Mängel in der politischen Befähigung des Königs, nie auf seine Persönlichkeit." (Delbrück: „Von der Königin Luise ... Besprechung des Bailleuschen Buches in einer allgemeinen Betrachtung." PrJbb. 136, 1909, S. 450.) Delbrück übersieht den Zusammenhang der politischen Unzulänglichkeit mit dem Aufbau der Gesamtpersönlichkeit Friedrich Wilhelms. Im übrigen nennt Luise hier wie an allen anderen angeführten Stellen Züge seines Wesens, die sein politisches Handeln schwächen.

glaubte. Mit den Erfahrungen der Kampfjahre schwindet diese Hoffnung. Luise muß resignieren. Vollkommenes Königtum ist für Friedrich Wilhelm in der Sphäre des Staatsmannes und Feldherrn nicht erreichbar. Menschliche Größe besitzt dieser König in seiner Ehrenhaftigkeit, Einfachheit und einer tiefen, unter dem kargen Gefühlsausdruck oft verborgenen Güte. Sie erlebt Luise während ihres ganzen Lebens an der Seite Friedrich Wilhelms. Sittliche Eigenschaften stellen diese Züge des Monarchen dar, die am Aufbau eines neuen Preußens mitwirken. Vorbildlicher Führer des Staates aber ist Friedrich Wilhelm III. in seinem königlichen Ehrgefühl und einem hervorragenden persönlichen Mut[210]). Ein klarer Verstand befähigt ihn, große Ideen zu erkennen und verwirklichen zu lassen, zu denen ihm selbst die schöpferische Phantasie fehlt.

Luise hat nicht nur die Schwächen, sondern auch die Vorzüge des Königs erkannt und im eigenen Verhalten die Folgerungen aus ihrer Erkenntnis gezogen[211]). Die seelische Größe Friedrich Wilhelms, die sich auch in dem tiefen Vertrauen und in der Treue ihr gegenüber zeigte, erleichterte ihr den schweren Kampf, den sie als Königin an der Seite eines Königs zu bestehen hatte, dem Tatkraft und Selbstvertrauen in einer Zeit des Umbruchs fehlten.

Luise hat diesen Kampf so geführt, daß Friedrich Wilhelm III. „König blieb" und daß die Einheit in dem Königspaar, das an der Spitze des preußischen Staates stand, erhalten wurde. Sie hat dies nur tun können unter Aufopferung geistiger und willensmäßiger Fähigkeiten, die sie an der Seite eines größeren Herrschers hätte entwickeln können. Königin Luise ist sich des Opfers, das ihre Pflichterfüllung bedeutete, bewußt gewesen. Auflehnung gegen dieses Opfer klingt aus den Worten, die sie am Anfang ihres Königtums sprach: „Diese goldene Kette macht

---

[210]) Boyen: Erinnerungen II, S. 15. — Hardenberg: Denkwürdigkeiten III, S. 525f.

[211]) Delbrück wird in seinen Bemerkungen über Friedrich Wilhelm und Luise dem König ganz und gar nicht gerecht. Friedrich Wilhelm war nicht nur der „steifleinene Gatte, der eigentlich keine anderen Eigenschaften hatte, als daß er eine respektable Persönlichkeit und ein stattlicher Mann war und sie wieder liebte." PrJbb. 136, S. 450.

mir keine Freude; denn sie kostet mich Tränen[212])." Resignation in dem Verlust der Illusion bleibt am Ende. Vom Anfang bis zum Ende aber ist sie in ihrem Handeln unermüdlich, die Aufgabe zu erfüllen, die für sie „natürlich" mit dem Platz, den sie einnimmt, verbunden ist: Königin und Gattin an der Seite Friedrich Wilhelms III. zu sein.

---

[212]) Luise an Frau von Kleist, 26. Dezember 1801.

KÖNIGIN LUISE UND ALEXANDER I. VON RUSSLAND

Der Bund Luisens mit dem König mußte in unablässiger Bemühung und Anpassung der Königin an die Eigenart Friedrich Wilhelms, die ihrem Wesen in vielem entgegengesetzt war, zu einer wirklichen Gemeinschaft geformt werden. Die Verbindung der preußischen Königin mit Alexander von Rußland entstand plötzlich aus dem Gewahrwerden verwandter Wesensart und bedurfte keiner langsamen Bildung. Auch dieser Bund wurde durch die Tatsache bestimmt, daß beide Freunde zugleich Herrscher waren: Kaiser und Königin. Persönliches mußte sich so in der Sphäre der Politik auswirken, und politisches Handeln konnte die persönliche Bindung beeinflussen.

Luise hat für uns bei der Betrachtung dieser Freundschaft und ihrer politischen Auswirkungen im Vordergrunde zu stehen. Drei Phasen ihres Verhältnisses zu Alexander von Rußland können wir unterscheiden: die erste Phase reicht von der persönlichen Begegnung in Memel im Juni 1802 bis zur Schlacht von Jena und Auerstedt. Es ist die Zeit des näheren persönlichen Kennenlernens und der Vorbereitung eines gemeinsamen Vorgehens Rußlands und Preußens gegen Napoleon. Die zweite Phase beginnt mit dem Entschluß zur Fortsetzung des preußischen Krieges unter russischem Beistand und russischer Führung und endet mit dem Frieden von Tilsit. Vollkommenes Vertrauen der Königin in die Führung Alexanders im Kampf gegen den korsischen Eroberer ist ihr Kennzeichen. Die dritte und letzte Periode umfaßt die Zeit nach dem Friedensvertrag vom Juli 1807 bis zur Petersburger Reise des preußischen Königspaares im Januar 1809. Es ist eine Zeit des Ringens um die Erhaltung der Freundschaft, deren unbedingtes Vertrauen mit dem Versagen Alexanders gegenüber Preußen in Tilsit zerstört worden ist, und eine Periode des Bemühens, den Kaiser zu seinem Werk zurückzurufen. Sie

schließt mit der inneren Lösung des Freundschaftsverhältnisses durch die Königin, die Täuschung und Irrtum ihrer Verbindung mit dem Kaiser klar erkennt. Die Zerstörung des Glaubens an diese Freundschaft wirkt sich bei Luise in einer Verletzung ihres seelischen Gleichgewichts aus, die der Stärke ihres vernichteten Vertrauens in die Wahrheit und Dauer der Verbindung mit Alexander entspricht.

Luise lernte den fünfundzwanzigjährigen Herrscher, der erst seit einem Jahr den russischen Thron innehatte, im Juni 1802 bei der Zusammenkunft des Zaren mit dem preußischen Königspaar in Memel kennen. Dieses Zusammentreffen war vom russischen Kaiser angeregt worden: zum Teil als Antwort auf die herzliche Aufnahme, die seine vermählte Schwester, die Erbprinzessin Helena von Mecklenburg-Schwerin, im Frühjahr und Herbst 1801 in Berlin und Potsdam gefunden hatte[213]). Diese inoffizielle Begegnung war der persönlichen Fühlungnahme günstig; die Unterschiede der Lebensführung der russischen Kaisers und des preußischen Königspaares traten hier nicht hervor. Alexander, der sich sonst dem Glanz des russischen Hofes unterwarf, paßte sich hier willig der Einfachheit und Ungezwungenheit des Verkehrs der preußischen Monarchen an. Seine eigene Neigung zur Einfachheit, die er auch besaß, machte ihm diese Anpassung leicht und ließ seine Haltung auch in dieser Umgebung natürlich erscheinen[214]). Aus den Äußerungen des Kaisers, die uns Luise wiederholt, klingt Erleichterung und ehrliche Freude über das Betragen des fürstlichen und militärischen Gefolges des Königspaares, dessen Haltung von der undurchsichtigen slawischen Liebenswürdigkeit abweicht. Luise, die höflich einen gewissen Mangel an Liebenswürdigkeit der preußischen Herren bedauert, erhält die Antwort Alexanders: „Ach, dieses Benehmen liebe ich sehr; in dieser Art liegt etwas Aufrichtiges, Freundliches, Natürliches; wenn es bei uns doch ebenso wäre! Wir sind weit davon entfernt[215])." Leutselige, gütige Züge seines Wesens traten hervor, wenn er „über die Soldaten und das Militär im

[213]) Vgl. die Briefe Friedrich Wilhelms an die Erbprinzessin Helena von Mecklenburg-Schwerin aus den Jahren 1801 und 1802. PPrStA. Bd. 75.

[214]) Luise von Preußen, Aufzeichnung über die Zusammenkunft von Memel.

[215]) Königin Luise: Aufzeichnung über die Zusammenkunft in Memel.

allgemeinen" sprach und die „Höflichkeit" und „Freundlichkeit" der Königin im Verkehr mit Vertretern des Militärs rühmte[215]). Die Bezeugung der Achtung vor dem militärischen Stand, die Luise von jedem Menschen, besonders aber vom Fürsten forderte[216]), trug auch zur Annäherung an den Zaren bei. Das Gleiche bewirkte sein herzliches Verhalten gegenüber einem kleinen Knaben, den man aus dem Wasser gerettet hatte[215]). Schnelles Zupacken und die Betonung der Selbstverständlichkeit seiner Handlung mußten ihn hier die Anerkennung und Zuneigung der preußischen Königin gewinnen lassen. Die Bekundung seiner Freundschaft für den preußischen König und die Darlegung seiner Regierungsgrundsätze, von denen Friedrich Wilhelm sagte, daß sie mit den seinen übereinstimmten und ihn dem russischen Kaiser „für das Leben" verbänden[215]), war geeignet, die Verbindung zwischen dem Zaren und dem preußischen Königspaar zu vertiefen. Zu diesem Erlebnis des Einverständnisses in der Auffassung der Aufgaben des Königtums und der allgemeinen Lebensführung trat die gegenseitige Anziehungskraft der Persönlichkeiten, die sich hier gegenüberstanden, besonders die des Kaisers und die der Königin. Der Zauber der Königin Luise trug zu der spontanen Hinneigung Alexanders zum preußischen Herrscherpaar viel bei[217]). Andererseits verfehlte die liebenswürdige, strahlende Erscheinung des jungen Kaisers, dessen Wesen gleich dem Luisens leicht bezauberte[218]), ihre Wirkung nicht. Auch Friedrich Wilhelm fühlte sich von der gütigen und gewinnenden Art Alexanders I. angezogen[215]), dessen Gewandtheit und Leichtigkeit des Verkehrs mit den Menschen er ebenso bewundern mochte wie die der Königin. Unter diesen Bedingungen entstand leicht eine Atmospähre des Vertrauens, in der sich eine engere Beziehung anbahnen konnte. Aus den Unterhaltungen, die Luise mit dem Kaiser hatte, geht hervor, daß Alexander offen seine Überraschung über das Wesen des preu-

---

[215]) Königin Luise: Aufzeichnung über die Zusammenkunft in Memel.

[216]) Luise an Friedrich Wilhelm, 15. November 1793, 4. Mai 1807.

[217]) Lombard an Lucchesini, 12. Juli 1802. (Preußen und Frankreich II, S. 103f.) — Ménéval, Claude François Baron de: Mémories pour servir á l'histoire de Napoléon I., Paris Dentu 1894, 3 Bde., Bd. 1, S. 182. — Gräfin Voß: „Neunundsechzig Jahre ...", 15. Juni 1802, S. 245.

[218]) Napoleon über Alexander: Mémorial de Sainte-Hélène, T. II, P. 365.

ßischen Hofes, das Betragen nud die Gesinnung der Umgebung des Königs aussprach. Er gab frei falsche Informationen zu, die er in Petersburg empfangen hatte[219]). Luise benutzte diesen Augenblick, um ihn vor ähnlicher Ausnutzung seiner Unerfahrenheit und Jugend durch seine Umgebung zu warnen. Sie nahm sich in der Gewißheit des gegenseitigen Einverständnisses die Freiheit, den Kaiser schon nach diesen wenigen Tagen persönlicher Bekanntschaft auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die der Vollkommenheit seines Menschen- und Kaisertums durch die Leidenschaftlichkeit und das Kraftbewußtsein des eigenen Wesens drohten[219]). In dieser Bemühung, die geschaute Größe der Erscheinung des Kaisers zu erhalten und möglichst zur Vollkommenheit zu steigern, wird die Tiefe ihres Ergriffenseins von diesem Menschen, der zugleich Herrscher eines mächtigen Reiches war, deutlich und auch die Erwartung, die sie in ihn setzte.

Luise verehrte in Alexander nicht nur die liebenswürdigen und glanzvollen Eigenschaften, die sie im Wesen Friedrich Wilhelms vermissen mußte, obwohl sie sie erfreuten und sie von dieser Verbindung beglückt war, in der sich die idealistische Seite ihres Wesens auswirken konnte und neue reiche Anregung erhielt. Sie sah in der Vereinigung der edlen Eigenschaften des Charakters mit den schönen, bezwingenden Eigenschaften des Temperaments und des Geistes die Vollkommenheit des Manns- und Herrschertums, die sie im König Friedrich Wilhelm nicht erblickte. Die Sehnsucht nach der Verwirklichung des Ideals, die sie nie verließ[220]), schien hier erfüllt. Luisens Betonung der gleichen Grundsätze der „Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten[221])“ bei beiden Monarchen berechtigen uns nicht zu sagen, daß sie Alexander und Friedrich Wilhelm „in einer gleichen Linie“ sah[222]). Die „loyalsten, edelsten und gerechtesten Grundsätze“[219]) sind nach ihrer Ansicht beiden Herrschern gemeinsam; so darf sie den

[219]) Königin Luise: Aufzeichnung über die Zusammenkunft in Memel.

[220]) Eylert: Charakterzüge und historische Fragmente ..., Bd. II, 1. Abschnitt, S. 168.

[221]) Luise an Georg, 13. Juli 1802.

[222]) So Griewank: Einleitung zum Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III., S. 30.

König „im gleichen Atem“[224]) mit Alexander nennen. Durch die Hervorhebung der Eigenschaften aber, die sie Alexander allein zu eigen weiß: „leichte Höflichkeit, große Liebenswürdigkeit, viel Geist ... und Festigkeit, vereint mit seltener Volkstümlichkeit“[223]), hebt sie ihn vom König ab und spricht ihm allein Vollkommenheit zu; denn er ist einer der „seltenen Menschen“[223]), die edle und große Grundsätze mit Willenskraft, Geist und allen liebenswürdigen Eigenschaften vereinen. Die gleiche singuläre Stellung gibt sie ihm, wenn sie dem Bruder, der sich auf einer Schweizer Reise befindet, sagt: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah ... einen Mensch, im ganzen Sinn des Worts, ... dessen Bekanntschaft mehr ist als alle Alpen der Welt[221]).“ Sie fährt hier fort: „Ach, wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert.“ „Mit Sicherheit und ohne Furcht aufdringlich zu sein“[225]), nimmt Luise einen Briefwechsel mit dem russischen Kaiser auf, nachdem dieser ihr seinen Wunsch versichert hat, brieflich mit ihr in Verbindung zu bleiben. Die Anmut von Luisens Schreibweise entfaltet sich in ihren Briefen an Alexander, die während der ersten Jahre keine politischen Überlegungen enthalten, sondern ganz dem Ausdruck des Gefühls der Verbundenheit geweiht sind, das sich im Aussprechen dieses Empfindens wie im Aufmerken auf die Wünsche des andern und in der freien Äußerung der eigenen Wünsche kundtut[226]). Durch die politischen Gegensätze, die in dem Zeitraum von 1802 bis 1805 das vertraute Verhältnis zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm bisweilen belasteten, wurde die Verbindung zwischen Luise und Alexander nicht angetastet. Wir haben kein Zeugnis darüber, ob die Königin die Politik Friedrich Wilhelms gegenüber dem Zaren oder das Vorgehen Rußlands gegen Preußen billigte oder nicht. Erst aus dem Herbst 1805 wissen wir, daß sich Luise in der Außenpolitik offen auf die Seite des russischen Kaisers stellte und die Verbindung Rußlands, Preußens und Österreichs gegen Napoleon befürwortete[227]). Der Besuch Alexanders in Berlin[228]) befestigte

---

223) Königin Luise: Aufzeichnung über die Zusammenkunft in Memel.
224) Griewank: a.a.O. S. 29.
225) Luise an Alexander, 20./31. Juli 1802.
226) Luise an Alexander, 20./31. Juli 1802, 30. Oktober 1803.
227) Vgl. Teil I, Abschnitt 1., S. 47f., Teil II, Kap. 1, S. 131f.
228) 25. Oktober bis 5. November 1805.

das Freundschaftsverhältnis der Königin und des Kaisers und weitete es zu der Verbindung zweier Monarchen aus, die die gleichen politischen Ziele verfolgten. Die Königin, die nach dem Ansbacher Ereignis den Bruch mit Frankreich für unvermeidlich und wünschenswert ansah, mußte in dem Herrscher, der es als seinen Plan bezeichnete, „Europa aus der unheilvollen Lage zu befreien, in die es durch den wilden Ehrgeiz eines obskuren Individuums gekommen“[229]) sei, den Gegenspieler Napoleons begrüßen, mit dem sich Preußen unbedingt zu verbünden hatte. Alexanders Erscheinung und Wesen nahm in Berlin nicht nur die Königin von neuem gefangen und gab ihr die größten Hoffnungen für den kommenden Kampf um die Freiheit Deutschlands und Europas, sondern fand auch die begeisterte Zustimmung aller derer am Hofe, die nicht zur französischen Partei gehörten. Selbst auf einen Mann wie Stein wirkten Erscheinung und Grundsätze des Kaisers[230]), so daß man nicht sagen kann, daß die Persönlichkeit Alexanders nur eine idealistisch gestimmte, für Schönheit und Liebenswürdigkeit empfängliche Frau begeistert habe. Das Wesen des Zaren fand auch die Zustimmung der Berliner Bevölkerung, der er sich so einfach, leutselig und liebenswürdig zeigte, wie vor Jahren dem preußischen Königspaar in Memel[231]). Neben, ja vor allem, was in dem Wesen des Kaisers bezauberte, zogen Luise Energie und Schwungkraft dieses Herrschers an, der sich rasch zu der Reise nach Berlin entschloß, um das Zögern des preußischen Freundes und Königs zu überwinden und ihn für die „gute Sache“ zu gewinnen. Alexanders Wille, „Berlin nicht zu verlassen“, ehe das Werk, das er unternommen „und das zur Zufriedenheit begonnen war, mit Erfolg vollendet“[232]) sein würde, hoben ihn für Luise vorteilhaft von dem preußischen König ab, dessen Wunsch nach Neutralität nur schwer zu besiegen war.

Nach dem Abschluß des Vertrages von Potsdam besuchte der Zar mit dem Königspaar zusammen die Gruft Friedrichs des

---

[229]) Äußerung des Zaren zu Mr. J. Jackson, angeführt in „Diaries and Letters of Sir George Jackson“, Bd. 1, S. 364f.

[230]) Berichtet bei Bailleu: Königin Luise, S. 162.

[231]) George Jackson: Diaries and Letters I, S. 358f.

[232]) Alexander zu Mr. F. Jackson, dem englischen Gesandtschaftssekretär: Diaries and Letters I, S. 365.

Großen. Diese Szene wurde durch die Bitte Alexanders herbeigeführt, den Sarg des Königs sehen zu dürfen. Wenn in französischen Berichten Luise die Initiative zum gemeinsamen Besuch der Gruft zugeschrieben wird[233]), oder wenn man die vertraute Übereinstimmung der Königin mit dem Zaren Alexander in den Vordergrund stellt, die in ihrem Verhalten während des Aufenthalts in dem Grabgewölbe zum Ausdruck kam[234]), so wird damit das politische Einverständnis der Königin und des Zaren verdeutlicht, und die Erwartung, die sie allen anderen voran in sein Handeln setzte. Symbol für ihren Glauben an die Führung Alexanders gegen Napoleon ist die Weisung an den König, der in dem französischen Staat den Zerstörer des Gleichgewichts in Europa sah, und seine Bekämpfung forderte[235]). Wenn Luise mit Alexander zusammen zum Sarge trat, während der König Friedrich Wilhelm am Eingang zum Gewölbe stehen blieb[236]), so ist auch dies ein Bild der Stellung der Mitspieler des nahenden Kampfes gegen den französischen Eroberer: Zar Alexander wollte der Anführer und Befreier des bedrohten Europa sein, Königin Luise stellte sich ihm als Mitstreiterin und Vertreterin aller derer, die den Kampf um die Freiheit forderten, zur Seite und verpflichtete den russischen Kaiser mit der Besieglung des Bundes an dieser Stätte für sein geplantes Werk. Friedrich Wilhelm III. forderte wie Kaiser und Königin die Unabhängigkeit seines Staates und Europas von Frankreich, aber er hoffte, dieses Ziel noch ohne den Kampf der Waffen zu erreichen. Er glaubte nicht wie die Königin an die Tatkraft des Zaren und an die Möglichkeiten des Widerstandes und Angriffs, die die eigene Stärke und die seines Volkes bot.

Das Verhalten der Königin gegenüber Friedrich Wilhelm III. in der Zeit nach dem Zusammentreffen mit dem Zaren[237]) wie auch ihre Mitwirkung an der Gestaltung der außenpolitischen

---

[233]) Ménéval: Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon I, Bd. I, S. 438.

[234]) Napoléon I. 17e bulletin de la Grande Armée. 25. Oktober 1806. Correspondance 13., Nr. 11069, S. 404ff.

[235]) Friedrich der Große: „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe." 1738. Oeuvres, Bd. 8, Berlin 1848.

[236]) Bailleu: Königin Luise, S. 163.

[237]) Vgl. Teil I, 1. Abschnitt, S. 47ff.

Lage des Frühjahrs und Sommers 1806[238]) ruht auf dem Vertrauen zu der Persönlichkeit des russischen Kaisers, an dessen Bereitwilligkeit zum Kampf sie auch nach den Ereignissen von Austerlitz glaubt. Ob das Schreiben Alexanders an den König, in welchem er ihn seines Beistandes „für alle Fälle und für immer" versicherte[239]), zu ihrer Kenntnis gekommen ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist es jedoch bei der Offenheit, mit der Friedrich Wilhelm wichtige politische Fragen mit ihr zu besprechen pflegte. Im übrigen nahm sie gerade zu dieser Zeit entschieden Anteil an den politischen Geschehnissen, so daß ihr die Haltung des Zaren nicht entgangen sein kann. Antwort auf die Bereitwilligkeit Alexanders, „für alle Fälle" an der Seite Preußens zu stehen, war der Abschluß des Vertrages von Schönbrunn, dem im Februar 1806 der Vertrag von Paris folgte, in dem Preußen auf Frankreichs Geheiß Hannover an sich nahm und dadurch in Gegensatz zu England, aber auch zu Rußland und Österreich kam, zu deren Kreis es eben noch gehört hatte. Die Königin mußte neben der allgemeinen Demütigung Preußens vor allem ein Versagen gegenüber Rußland in diesem Handeln sehen. So wird ihre Erbitterung gegen Haugwitz und alle Befürworter der Freundschaft mit Frankreich noch verständlicher und zugleich ihre andauernde, nachdrückliche Bemühung, die politisch enge Verbindung zwischen Preußen und Rußland aufrechtzuerhalten[238]). Auf die Bewahrung der Freundschaft mit Alexander sind alle ihre Briefe des Frühjahrs 1806 gerichtet, aus denen stark und immer wiederkehrend die Versicherung ihrer unveränderlichen Verbundenheit mit dem Zaren und ihres Glaubens an sein Verharren auf der Seite Preußens klingt[240]). Geschickt weist sie den Zaren auf ihre Bewunderung für den Kommandanten der russischen Truppen in Pommern, Tolstoi, hin und erinnert ihn an den Eindruck, den diese Truppen in Stettin auf sie gemacht hatten[241]). Am Schluß des gleichen Briefes, in dem

[238]) Vgl. Teil II, 1. Kapitel, S. 132ff.

[239]) Alexander I. an Friedrich Wilhelm III., 6. Dezember 1805.

[240]) Luise an Alexander, 5./17. April 1806, 8./20. Mai 1806, 9./21. Mai 1806.

[241]) Luise an Alexander, 9./21. Mai 1806. — Es handelt sich um die Besichtigung der russischen Truppen in Pommern durch das preußische Königspaar, 6.—13. März 1806.

sie von der Lebendigkeit ihrer Beziehungen spricht, steht die Mahnung, sich nicht auf die Seite Englands gegen Preußen zu schlagen, sondern die Stütze seiner Freunde zu bleiben. Zu vergegenwärtigen haben wir uns, daß alle diese Versicherungen und Bitten der Königin durch ihre politische Mitarbeit Nachdruck erhielten, die sie vor allem der Festigung der Beziehungen zwischen Preußen und Rußland widmete.

Als im Herbst 1806 der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich nahe ist, gibt sie dem preußischen Abgesandten Krusemarck, der nach Petersburg reist, um über das Zusammenwirken der preußischen mit den russischen Truppen zu verhandeln, ein Schreiben an den Zaren mit, das den Versicherungen des preußischen Unterhändlers Nachdruck verleihen soll[242]). Sie weist hier auf die Begeisterung der preußischen Armee hin, die den Kampf bestehen muß und auf die Hoffnung, die man in sie setzen darf. Als zweite Bedingung für das Gelingen des Kampfes nennt sie hier die Unterstützung der preußischen Heereskraft durch die des Zaren, auf deren Einsatz sie rechnet: „Bevor ich schließe, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich an Sie glaube wie an Gott und daß meine Freundschaft für Sie nur zusammen mit meinem Glück enden kann." Aus dem Hauptquartier von Naumburg richtet sie kurz vor dem Kampf noch einmal einen Brief an den Kaiser[243]), der das stärkste Bekenntnis ihrer Verbundenheit mit Alexander und ihres Glaubens an ihn ist. Zugleich aber gibt sie einen Bericht, der dem Zaren zeigen soll, daß das Versprechen von 1805 auch von Preußen eingelöst wird und daß er in das Handeln dieses Staates diesmal Vertrauen setzen darf. Soldaten, Nation und König stehen nach ihrer Ansicht vereint gegen den Feind, um den Sieg der „guten Sache" zu erringen. Sie sucht in diesem Brief das Mißtrauen abzuwehren, das beim Zaren gegen einige Vertreter Preußens noch herrscht: „Wir gehen den Weg der Ehre, der schreibt uns unsere Schritte vor, und lieber unterliegen als zurückweichen. Darüber gibt es nur eine Stimme. Ich gebe Ihnen mein Wort, nicht einer sagt das Gegenteil. Ich bin äußerst zufrieden mit dem Grafen Haugwitz und versichere Ihnen, er ist Ihres Vertrauens würdig ...

[242]) Luise an Alexander, 5./17. September 1806.

[243]) Luise an Alexander, 29. September 1806.

davon zu schreiben, würde zu weit führen, aber glauben Sie meinem Worte[243])." Sie bekennt ihre Ungeduld, vom Zaren und seinen Heeren Nachrichten über den Beginn des Zusammenwirkens zu erhalten und zugleich die Ruhe, die ihr die Gewißheit der Verbindung Preußens mit dem Herrscher des russischen Reiches verleiht: „Die Zukunft wird sehr von Ihnen abhängen, und ich bin ganz ruhig, da ich Sie kenne." Noch einmal bekennt die Königin die Unveränderlichkeit ihrer Zuneigung zu Alexander, die ihm gehört, weil er „gut" ist und als der „gute" Herrscher der Gegenspieler des Vertreters des bösen Prinzips, Napoleons, sein wird[244]).

Mit dem Vertrauen Luisens auf das gemeinsame Wirken eines entschlossenen preußischen Königs, seiner ruhmvollen Armee und des „Kaisers", der zu ihnen gehört, schließt die Periode der Vorbereitung eines gemeinsamen Handelns der preußischen und russischen Monarchen.

Als der König nach den verlorenen Schlachten nicht allein den Entschluß zur Weiterführung des Krieges zu fassen vermochte, wandte sich auch Luise an Alexander, um sich seines Beistandes für die Fortsetzung des Kampfes zu vergewissern[245]). Sie tat dies erst, nachdem sie vergeblich versucht hatte, den König zu veranlassen, allein — ohne zögerndes Abwarten des russischen Einsatzes — den Kampf weiterzuführen. Bezeichnend ist es, daß sie den Brief, in dem sie die vollkommene Niederlage des preußischen Heers und auch des Königs zugeben mußte, erst während der Graudenzer Konferenz an den Zaren schrieb, in der einmütig der Entschluß zur Beendigung des Krieges — selbst um den Preis des Eintritts in den Rheinbund — gefaßt wurde[246]). Wir haben keine „Unsicherheit" ihrer eigenen zum Widerstand entschlossenen Haltung in diesem Schritt der Königin zu erblicken[247]), nur das Eingeständnis an Alexander, daß der preußische König und seine Armee den weiteren Kampf unter die Führung des russischen Kaisers stellen müssen. Am 14. No-

[243]) Luise an Alexander, 29. September 1806.
[244]) Luise an Gräfin Voß, 17. November 1805.
[245]) Luise an Alexander, 6. November 1806.
[246]) Konferenz in Graudenz am 6. November 1806.
[247]) So Bailleu: Königin Luise, S. 209.

vember 1806 traf in Graudenz ein Schreiben des Zaren ein, in dem er dem König die „feierlichste Zusicherung" gab, ihn zu unterstützen und seine eigenen Kräfte nach dem Unglück Friedrich Wilhelms III. mit verdoppeltem Eifer einzusetzen: „Vereinigen wir uns enger als jemals; bleiben wir treu den Prinzipien der Ehre und des Ruhms; das übrige laßt uns der Vorsehung überlassen, die gewiß endlich dem Siege der Usurpation und Tyrannei ein Ziel setzen und die gerechteste und schönste Sache triumphieren lassen wird[248])." Das war die Aufforderung des russischen Kaisers zur Fortführung eines Kampfes, den er gleich der Königin als den Kampf des Rechts, der „guten Sache" gegen die ungerechte Herrschaft eines maßlosen Eroberers ansah. Mit diesem Entschluß wurde er für die preußische Königin zum Vorkämpfer dieser „guten Sache", dem Preußen folgen mußte. Unter der Voraussetzung des festen Glaubens der Königin Luise an den Kampfeswillen und die Widerstandskraft Alexanders wird ihre schnelle Ablehnung der französischen Friedensvorschläge im Februar 1807 noch verständlicher[249]).

Nach der Zusammenkunft des preußischen Königspaares mit Kaiser Alexander Anfang April in Memel und Kydullen und nach dem Abschluß der Konvention von Bartenstein[250]) war die Haltung Luisens zuversichtlicher und ihre Erscheinung strahlender als je. Das belebende Wirken der Königin am Königsberger Hof erwuchs aus ihrem Glauben an den Sieg des einigen Vorgehens der Herrscher von Rußland und Preußen. Äußerungen wie: „...ich bin überzeugt, es wird noch alles gut gehen"[251]) oder — noch nach dem Fall Danzigs — „Ich hoffe, alles endet glücklich"[252]), sind aus ihrer Sicherheit heraus zu verstehen, daß die Einigkeit mit dem Kaiser auch unter widrigen Umständen einen ganz unglücklichen oder unehrenhaften Frieden vermeiden lassen wird. Der einmütige Kampf der beiden Herrscher für die „Freiheit der Welt", „für das Glück, die Unabhängigkeit der künftigen Generationen"[252]) gibt ihr die Gewißheit, daß

[248]) Alexander I. an Friedrich Wilhelm III., 3. November 1806.
[249]) Vgl. Teil II, 3. Kapitel, S. 145.
[250]) Konvention von Bartenstein, 26. April 1807.
[251]) Luise an ihren Vater, 15. Mai 1807.
[252]) Luise an Georg, 28. Mai 1807.

Rußlands und Preußens Führer in jedem Fall vor der Welt gerechtfertigt dastehen werden: „Tout est perdu, hormis l'honneur“[252]) wäre auch nach einem unglücklichen Ausgange des Krieges das Ergebnis. Sie selbst offenbart den Grund dieses Aufschwunges ihrer Kräfte in einem Briefe an Kaiser Alexander, der freimütig ihr Vertrauen zu ihm widerspiegelt und zugleich das schönste Bekenntnis ihres Glaubens an die Wirkkraft der vollkommenen menschlichen Erscheinung ist: „In Ihnen verwirklicht sich eine Vollkommenheit, die man als schönes Wunschbild zweifellos immer sehr geliebt hat; man hat die Seele damit erfüllt, aber niemals geglaubt, es je verwirklicht zu sehen. Man muß Sie kennen, um an Vollkommenheit zu glauben; doch wer Sie kennt, läuft auch Gefahr, sich fürs Leben dem Sinnbild aller Tugend zu verbinden“ ... „Aber ist das denn ein Verhängnis? Nein, es ist ein Glück; denn ein wirklich feinfühliges Herz fühlt sich beschwingt von dem schönen Eifer, einem solchen Beispiel zu folgen, und ich kann in Wahrheit sagen, daß Sie ... einen glücklichen Einfluß auf mein Dasein ausgeübt haben[253]).“ Wenn Luise Alexander bittet, „diesen Brief nicht zu verbrennen“, da er ein Zeugnis für die Tiefe und den Umfang ihrer Zuneigung zu ihm ist, so kann dies als ein Zeichen gelten, wie sehr sie in ihm Entscheidendes ausgesprochen zu haben meinte. Zugleich wollte sie in ihm den Zaren mahnen, er möge sich als der vollkommene Mensch und Herrscher bewahren und sich keinem fremden Einfluß hingeben. Dies geht aus ihren Worten hervor: „Wie bedeutend sind Sie, wenn Sie sich ganz sich selbst überlassen, und wie sehr achte ich diese Weisheit in einem Menschen, der eine reiche Empfindung besitzt wie Sie und so tief fühlt.“ Trotz einer leisen Sorge um die Gefahr fremden Einflusses auf einen gütigen und empfindlichen Menschen wie Alexander, die im übrigen schon in früherer Zeit anklingt[254]), ist ihr Vertrauen zu der Persönlichkeit des Zaren in diesen Tagen unbegrenzt. In einem Brief an Therese von Thurn und Taxis glaubt sie endlich die Zweifel der Schwester zerstören zu können, die diese in die Persönlichkeit Alexanders setzte, wenn sie ihr die Worte

[252]) Luise an Georg, 28. Mai 1807.
[253]) Luise an Alexander, 2./14. Mai 1807.
[254]) Luise an Alexander, 9./21. Mai 1806.

des Zaren berichtet: mit seinem Handeln an der Seite Preußens erfülle er „nur seine Pflicht“: „Du kennst nun seine Seele und wirst nicht mehr zweifeln, wenn ich von seiner Vollkommenheit spreche[255]).“

Aus Briefen des Königs erfährt Luise Mitte Mai 1807, daß der Kaiser mit starken Widerständen in seiner Umgebung zu rechnen hat, deren er nicht immer Herr wird. Friedrich Wilhelms Worte: „Die Absichten sind gut, aber die Anwesenheit selbst dessen, der nur das Gute will, hat auf nichts Einfluß“[256]), lassen sie eine Schwäche Alexanders erkennen, die der Vollbringung seines Werkes gefährlich werden kann. In einem ihrer nächsten Schreiben an den Zaren klingt zum erstenmal eine Mahnung auf ähnlich denen, die sie an den König zu richten gewohnt ist: er möchte auf den vollen Einsatz der russischen Kräfte bei den wichtigen Unternehmungen für Danzig achten[257]). Zu gleicher Zeit empfiehlt sie dem Kaiser die Bekanntschaft mit einem Berliner Professor der Philosophie[258]), in den sie wegen seiner „Art, die Dinge zu sehen und zu beurteilen“[257]), großes Vertrauen setzt: „Er kommt aus Berlin mit Nachrichten von großer Tragweite, und ich glaube, daß er Sie sehr interessieren wird“, fügt sie hinzu. Vorsichtig sucht sie ihn so mit Menschen zusammenzuführen, die seine Beharrlichkeit und Einsatzbereitschaft zu stärken geeignet sind. In dem Gefühl, daß die Mahnung, er möchte seinen Willen durchsetzen, den Kaiser befremden könnte, weist sie ihn auf die Vertrautheit ihrer Beziehungen hin, die den Ausdruck der Sorge um die beste Erfüllung des ihnen gemeinsamen Zieles rechtfertigt[257]). Mit dem Scheitern der russischen Unternehmungen bei Danzig wird diese Art der Einwirkung auf den Kaiser stärker[259]). In der Klage über die Vereitelung der besten Absichten Alexanders durch seine Untergebenen liegt doch schon ein Zweifel an seiner Energie, sich von diesen Mitarbeitern freizumachen und Männer auszuwählen, die seine Ziele mit Eifer zu verwirklichen

---

[255]) Luise an Therese, 20. April 1807. (HA.)

[256]) Friedrich Wilhelm an Luise, 10. Mai 1807.

[257]) Luise an Alexander, 18. Mai 1807.

[258]) Johann Gottfried Kiesewetter, 1766—1819.

[259]) Luise an Alexander, 2. Juni, 10. Juni 1807. Vgl. ferner die politischen Vorschläge Luisens: Teil II, 3. Kapitel, S. 146ff.

suchen. Noch glaubt sie daran, daß Alexander das Ziel der Befreiung Europas von Napoleon unverrückbar vor Augen hat. Eindringlich werden ihre Mahnungen, der Kaiser möge seine herrscherliche Gewalt geltend machen, vor allem deshalb, weil sie für den Sieg der „guten Sache" fürchtet, wenn sich der Wille des Zaren nicht streng genug durchsetzt: „Seien Sie ganz überzeugt, daß mich zu dem Wagnis, Ihnen zu sagen, was mich beunruhigt, viel weniger persönliche Rücksichten treiben, als die Furcht, daß die gute Sache (die Sache der Humanität, die Sie mit der nur Ihnen eigenen Vornehmheit der Seele schützen) in den Händen von Menschen liegen könnte, die nicht von heiliger Begeisterung für eben diese Sache durchdrungen sind[260])." „Vertrauen ohne Grenzen"[260]) in den Führer der „Sache der Humanität" bekundet sie ihm in diesem Brief. Beharrt Alexander bei diesem Ziel, so wird er Belohnungen verdienen, „an die die übrige Menschheit nicht zu denken wagt"[261]). Als sie hier dem Kaiser nach seinem Hauptquartier in Tilsit schreibt, erinnert sie ihn daran, daß sie vor fünf Jahren von dort aus nach dem Abschied von Memel den ersten Brief an ihn richtete. Mit den Worten: „Seit jenem Tage sah ich Sie immer gleich"[261]), weist sie ihn auf die Verpflichtung hin, die sich aus dem Sein, das er während dieser ganzen Zeit für sie verkörperte, für ihn ergibt. Hier, wo sie den Zaren noch einmal an die Aufgabe erinnert, die sie beide verbindet, beklagt sie die Trennung von Alexander, die ihr das Verhalten Bonapartes auferlegt[262]). Napoleon hindert sie an ihrer „Pflicht", in diesen entscheidenden Augenblicken bei dem Herrscher zu sein, der um das gleiche Ziel kämpft wie sie. Ihr Brief spiegelt ihr einziges Bemühen, für das Fehlen der direkten persönlichen Einwirkung Ersatz zu schaffen, wider.

Nach der Schlacht von Friedland hofft sie auf das Zusammenwirken des Kaisers und des Königs[263]). Selbst nachdem das Waffenstillstandsangebot durch den russischen Heerführer Bennigsen ergangen ist, das der Kaiser nicht verwirft, vertraut sie darauf,

[260]) Luise an Alexander, 2. Juni 1807.

[261]) Luise an Alexander, 10. Juni 1807.

[262]) Vgl. Teil II, 2. Kapitel, S. 139.

[263]) Luise an ihren Vater, 17. Juni 1807.

daß er nur gemeinsam mit Preußen Frieden schließen wird[264]). Zar Alexander tut ihr nur „unbeschreiblich leid", da sie seine Absichten durch das Versagen seines Feldherrn zerschlagen sieht[265]). Als die Friedensverhandlungen in Tilsit begonnen haben, weist sie Friedrich Wilhelm in ihren Briefen immer wieder auf die Unterstützung durch den russischen Kaiser hin, der nach ihrer Ansicht aus „Überzeugung" und „Freundschaft" die „notwendige Beredsamkeit" und Energie aufbieten wird, um auch für Preußen einen Frieden der Ehre zu ermöglichen[266]). Wenn sie Friedrich Wilhelm zur Härte mahnt, so tut sie es immer im Hinblick auf den mächtigen Fürsten, der ihm zur Seite steht und der, da er nicht in seinen Kräften geschwächt ist wie der preußische Herrscher, Napoleon Bedingungen stellen kann: „Ich glaube an sein Herz wie an Deines, ich glaube, daß er zu allem fähig ist, um seinen Freund zu retten", schreibt sie dem König[267]). Noch zweimal folgt in dem gleichen Brief der Hinweis auf die Festigkeit des Kaisers, auf die sie zählt, wenn sie auch schon seine Schwäche zu bedauern hat, die ihn an einem unfähigen militärischen Helfer festhalten ließ. „Der Kaiser muß doch Napoleon erkannt haben, da er ihn gesehen hat, nicht wahr? Das scheint mir wenigstens ein großer Gewinn für den Frieden zu sein[268])." Diese Worte bekunden ihren Glauben, daß die Kraft des „guten Prinzips", das Alexander von Rußland für sie verkörpert, wieder stark zur Entfaltung gelangt, wenn sie sich dem „bösen Prinzip", das Napoleon vertritt, gegenüber sieht. Doch taucht — ihr vielleicht unbewußt — in dieser Frage schon die Sorge auf, Alexander könnte unter den Einfluß des französischen Kaisers geraten, — eine Sorge, die ihr die Nachrichten von dem häufigen vertrauten Zusammensein des französischen und des russischen Herrschers eingegeben haben mögen. Sie mag durch das Wissen von der Beeinflußbarkeit des Zaren verstärkt worden sein. Wenn sie Friedrich Wilhelm beschwört, Vertrauen zu dem Kaiser zu zeigen

---

[264]) Luise an Alexander, 12./25. Juni 1807.

[265]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. Juni 1807.

[266]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807. Vgl. ferner: Luise an Friedrich Wilhelm, 29. Juni 1807.

[267]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

[268]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

und sich mit ihm über alle Fragen, die Preußen betreffen, auszusprechen, so will sie dies auch, um den „einzigen Freund" zu erhalten, den ihr Land und sein Herrscher noch besitzt[269]). Die Gegenwart und das Vertrauen des Königs sollen die Wirkung des Einflusses von Napoleon zunichtemachen. Erst als sie die Nachricht erhalten hat, daß sie selbst nach Tilsit kommen soll, um für Preußen erträgliche Friedensbedingungen von Napoleon zu erreichen, bekennt sie offen, daß sie glaube, Rußland habe „einen falschen Schritt getan, indem es zu nachgiebig war und dort schmeichelte, wo es Größe und Festigkeit bis zum äußersten hätte zeigen sollen"[270]). Noch beklagt sie Alexander nur wegen der Folgen seiner Schwäche und glaubt nicht an einen Umfall des Kaisers. Das Ausmaß seiner Schwäche wird ihr erst klar, als sie dem Zaren in Tilsit gegenübersteht und auch er ihr nur zu sagen weiß: „Die Dinge gehen nicht gut, alle unsere Hoffnung ruht auf Ihnen, auf Ihrem Vermögen, nehmen Sie es auf sich und retten Sie den Staat[271])." Dieses Eingeständnis des Zaren kommt dem Aufgeben der „guten Sache" gleich, wie eine Äußerung Luisens zu dem Bruder Georg kurze Zeit nach diesen Erlebnissen offenbart: „nichts in der Welt" erschüttere sie so sehr, „als gute Menschen untergehen sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren"[272]).

Diese Erschütterung ihres Wesens durch den Verlust des unbedingten Glaubens an die unbeugsame Größe und Widerstandskraft „ihres Kaisers", in dem sie den Führer aller Kämpfer gegen Napoleon und das Sinnbild der Vollkommenheit des Herrschers gesehen hat, ist das Erlebnis von Tilsit, das ihre seelischen und geistigen Kräfte am stärksten angreift. Der Eindruck der Gewalt Napoleons war groß und mußte neben der Schwäche der ihm feindlichen Monarchen noch bedrückender sein[272]). Doch auf diese Gewalt war die Königin gefaßt, wie sie auch auf die Mattigkeit Friedrich Wilhelms vorbereitet war. Das Versagen des russischen Kaisers aber warf ihre Hoffnungen und Pläne um; es war in weit größerem Ausmaß das Erleben, das Luise gehabt

[269]) Luise an Friedrich Wilhelm, 29. Juni 1807.
[270]) Luise an Friedrich Wilhelm, 1. Juli 1807.
[271]) Königin Luise: Aufzeichnung über die Zusammenkunft in Tilsit.
[272]) Luise an Georg, 9. August 1807.

hatte, als die festen Plätze Preußens nach den unglücklichen Schlachten von 1806 „durch Feigheit und Verrat“ an den Feind übergingen: wo die Menschen moralisch versagten, auf deren Standhalten sich der Kampf gründete, „hörte alle Berechnung auf“[273]).

Noch glaubt Luise aber nur an eine Schwäche Alexanders, die ihn vorläufig an der Verwirklichung seiner fortbestehenden Pläne hindert, die aber überwunden werden kann[274]). Daß schon diese Schwäche bei dem mächtigen russischen Herrscher, der von der Aufgabe der Rettung Europas und der Humanität erfüllt war, Verurteilung verdient, spricht Luise offen aus: „Unendlich trösten“ sie „die einstimmigen und begründeten Vorwürfe, die Rußland gemacht werden“[275]).

Da sie an keinen Wechsel in Alexanders Gesinnung glaubt, vertraut sie darauf, daß er sich mit allen Kräften für Preußen verwenden wird, um die drückenden Folgen des so sehr von ihm mitverschuldeten Friedens von Tilsit zu erleichtern. Ob sie bald nach dem Friedensvertrag wieder Schreiben an Alexander gerichtet hat, in denen sie ihn zur Verwendung für Preußen auffordert, ist nicht festzustellen. Ihre Äußerung vom 13. September: „Der Kaiser von Rußland schläft, du moins il ne repose pas sur ses Lauriers, antwortet nicht und tut nichts“[276]), kann sich auf eigene Briefe Luisens beziehen, die ohne Erwiderung geblieben waren. Die Königin kann jedoch auch von dem Ausbleiben der Antworten des Zaren auf die Schreiben Friedrich Wilhelms sprechen, der in mehreren schnell aufeinander folgenden Briefen um Alexanders Vermittlung zwischen Preußen und Frankreich nachsuchte[277]). Aus späteren Äußerungen Luisens geht jedoch hervor, daß sie sich noch Ende des Jahres 1807 gewiß selbst an den Zaren gewandt hat: „Ich habe noch keine Antwort des

[273]) Luise an ihren Vater, 15. Mai 1807.

[274]) Luise an Frau von Berg, 15. August, 13. September, 10. November 1807. Luise an ihren Vater, 31. Januar 1808.

[275]) Luise an Frau von Berg, 15. August 1807.

[276]) Luise an Frau von Berg, 13. September 1807.

[277]) Vgl. den Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. mit Alexander I. vom August und September 1807. Das erste Antwortschreiben des Zaren ist vom 22. September datiert.

russischen Kaisers, weiß nicht, ob er lebt oder tot ist ...“[278]), schreibt sie dem Vater Ende Januar 1808. Noch billigt sie ihm den „guten Willen“ zu, traut aber nicht der Kraft seines Einsatzes: „... wer aber den Tilsiter Frieden unterschrieb, kann auch müde werden im Guten!!!!“[279]). Wenn sie auch ihre eigene Tätigkeit unbeeinflußt sein läßt vom Versagen oder der Unterstützung Kaiser Alexanders und dem Bruder schreiben darf: „Du kannst außer Sorgen sein; ich ermüde gewiß nicht“[280]), so ist doch das völlige Schweigen des Freundes, den sie nicht aufgeben will, eine neue Belastung ihres seelischen Gleichgewichtes. Alexanders auffälliges Schweigen ihr gegenüber wird letztlich durch seine Scham über die eigene Schwäche und Treulosigkeit zu erklären sein, die ihn das Werk, das er plante, verraten ließ. Seine Stellung war der Frau gegenüber am schwierigsten, von der er wußte, daß sie wie kein anderer Mensch das Idealbild des Herrschers und den Vorkämpfer gegen den französischen Eroberer in ihm gesehen hatte, mit dem er nun freiwillig verbunden war. Ob auch Verdächtigungen der Einstellung Luisens zu Alexander durch dritte Personen zu seiner kalten Zurückhaltung beigetragen haben, sei dahingestellt. Die Königin verfaßte im Sommer 1808 einen Brief an den Kaiser, in dem sie sich gegen die Entstellung ihrer Haltung ihm gegenüber zu verwahren sucht[281]). Sie versichert ihn hier der Unwandelbarkeit ihrer Anschauung von ihm: „Mein Urteil über Sie ... ist folgendes: Ihr Herz ist stets dasselbe, alle Vorzüge sind von Natur darin, und Sie seufzen wie ich über das Prinzip, das die Welt beherrscht[281]).“ In diesem Urteil über den Kaiser ist keine Unbilligkeit enthalten, die sie auch in diesem Schreiben ausdrücklich für etwas ihr Fremdes erklärt. Das Urteil ist wahr; „unwandelbar“ ist ihr Glaube an die Absichten seines Herzens und an seinen notwendigen Gegensatz zu dem bösen Prinzip, das Napoleon verkörpert. Doch wird die Veränderung ihrer Ansicht über den russischen Kaiser in diesem Ausdruck ihrer Meinung ganz deutlich: auch ein Kaiser Alexander „seufzt“ nur über die Macht des großen Gegners. Kein Wort

[278]) Luise an ihren Vater, 31. Januar 1808.
[279]) Luise an ihren Vater, 31. Januar 1808.
[280]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.
[281]) Luise an Alexander, Juni 1808.

spricht die Königin mehr davon, daß die Zukunft von ihm abhinge, daß er der Beschützer der „guten Sache" sei, wie sie es vor Tilsit tat[282]). Ein beredtes Zeugnis ist dieses Schreiben der Königin für die Tiefe und Lebendigkeit ihrer Beziehung zu Alexander, ein Beweis auch für das Leiden, das ihr die Verletzung dieser Freundschaft durch den Kaiser bereitet. Gleichwohl ist dieser Brief Luisens wahrscheinlich nicht abgesandt worden[283]). Enttäuschung und Stolz wogen zu schwer.

Wenige Monate später führten die politischen Ereignisse eine neue Annäherung der Königin und des Kaisers herbei[284]). Luise wurde diese Wiederannäherung durch ein Schreiben des Zaren erleichtert[285]), das sie wieder seinen „Geist", sein „Feingefühl" und seine „Güte" spüren ließ[286]). Die Art des kaiserlichen Briefes berechtigte sie nach ihrer Ansicht, sich noch einmal mit Äußerungen an ihn zu wenden, die mehr von ihm fordern als seine Hilfeleistung in der augenblicklichen Zwangslage Preußens, um derentwillen sie diesmal in erster Linie zur Feder griff[284]). Trotz aller verstandesmäßigen Erwägungen, die sie von Forderungen zurückhalten wollen, die für den Alexander des Tilsiter Friedensvertrages zu groß sind, ruft sie noch einmal den rechten Fürsten in dem russischen Kaiser auf, dessen Größe in der „Tugend" bestehen soll. „Tugend" ist hier in dem umfassenden Sinn zu verstehen, den die Griechen der Arete beilegten. Ein neues Maß soll Alexander dem maßlosen Kaiser der Franzosen entgegenstellen: er soll die naturbestimmte Freiheit der Völker und Staaten wiederaufrichten. Von feiner, sokratischer Überredungskunst zeugen die Worte ihres Briefes, mit denen sie ihm Mißtrauen und Feindschaft gegen Napoleon einflößen will: sie wisse, er empfinde Abscheu vor Bonaparte wie sie auch: „Glauben Sie, dieser infame Napoleon hält von Ihnen gerade soviel wie von mir. Aber wozu soll ich Ihnen das sagen? Ich weiß, Sie sind

[282]) Luise an Alexander, 29. September 1806, 2. Juni 1807.

[283]) Luise an Frau von Berg, Sommer 1808. Dieses Schreiben, in dem sie um die Zurücksendung einer Briefeinlage, die an Kaiser Alexander gerichtet war, bittet, bezieht sich vermutlich auf den oben angeführten Brief.

[284]) Vgl. Teil II, 7. Kapitel, S. 172f.

[285]) Nicht ermittelt.

[286]) Luise an Alexander, 8. September 1808.

selbst davon überzeugt. Ich bin gewiß, er hat Pläne im Kopf, die Sie unterschreiben sollen, tun Sie das nicht. Leisten Sie ihm Widerstand, wenn Sie darin das Geringste finden, das Ihnen widerstrebt. Folgen Sie Ihrem Herzen, Ihren Neigungen, ich rufe immer wieder dieses Herz an, dem alle Tugenden eingeboren sind, das das Gute will und Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit verabscheut. Lassen Sie ihn diese Tugend mit Festigkeit, mit Energie sehen[287])." Alle diese Worte sind ein Zeugnis für die Kraft der Natur der Königin, die überall da, wo sie es nicht für aussichtslos hält, Einsatz der sittlichen Stärke und Kampf für die Gerechtigkeit fordert. Sie zeugen weiterhin für die Härte ihres Ringens um die Aufrichtung des rechten Herrschertums, das sie vielleicht noch im Kaiser Alexander verwirklichen zu können glaubt, wenn es ihr gelingt, den Einfluß der Menschen zu brechen, die den Ehrgeiz des Zaren falsch leiten. Im Hintergrund dieses unablässigen Ringens um die Größe Alexanders I. steht ihr Wille, dem französischen Kaiser den Gegner zu schaffen, der ihn überwinden soll. Eindringlicher als je rät sie Alexander, der eigenen Überzeugung zu vertrauen und die Forderungen der Königin und Freundin zu erfüllen, die nach seinem wahren Ruhm trachtet: „Möchten Sophismen nicht Ihre Ideen trüben und verwirren, Ihre Ideen, die so rein und einfach sind, weil sie der Tugend, der Liebe zum Guten zugehören ... warum kann mein Geist Sie nicht unsichtbar begleiten, um Ihr schützender Genius zu sein? Hören Sie auf meine Stimme, es ist die einer Freundin, wie Sie auf der Welt keine zweite haben[288])." Von der Zusammenkunft mit Napoleon erhofft sie endlich die „Erkenntnis der Welt" durch den Kaiser, d. h. seine Einsicht, daß Napoleon der unerbittliche Feind des „Guten", des Maßes ist, und daß die Welt auf den Herrscher wartet, der ihr wieder Freiheit und Maß verleiht. „Geben Sie ihr Gesetze, die durch Humanität diktiert sind und die Unglücklichen erheben. Die Welt urteilt nur nach Erfolgen", so schließt dieser Brief der Königin als ein letzter großer Appell an das „gute" Kaisertum[289]).

[287]) Luise an Alexander, 8. September 1808.
[288]) Luise an Alexander, 8. September 1808.
[289]) Luise an Frau von Berg, 10. September 1808.

Dieser Aufruf erwächst aus dem Bewußtsein Königin Luisens, daß ein neues Zusammentreffen der beiden großen Herrscher des Westens und Ostens abermals eine Entscheidung über die Lage Europas, nicht nur Preußens und Deutschlands, bringen wird. Sie weiß, daß diese Entscheidung nicht nur von der materiellen Macht der beiden größten Monarchen des Kontinents abhängen kann, sondern auch von ihrer seelischen und geistigen Energie. Die Königin kennt die dämonische geistige und seelische Gewalt Napoleons, sie hat die Weichheit Alexanders erlebt, die starken Einflüssen leicht erliegt. Aus dieser Erkenntnis ist ihr Wille zu verstehen, den eigenen Einfluß gegen den Bonapartes in Alexander aufzurichten, den sie schon in ihrem Schreiben an den Kaiser bekundet. Dieses schriftliche Bemühen, den Zaren für ihre Ziele zu gewinnen, kann sie nur als einen schwachen Ersatz für die unmittelbare persönliche Einwirkung ansehen. Diese ersehnt sie und braucht sie nach ihrer Ansicht, um vielleicht mit Erfolg auf den Kaiser wirken zu können[290]). Da Alexander die Absicht ausgesprochen hat, auf der Durchreise nach Erfurt, dem Ort der Zusammenkunft mit Napoleon, das preußische Herrscherpaar in Königsberg zu besuchen, sieht sie die Möglichkeit der gewünschten Begegnung. Doch fürchtet sie, daß sie diese auch aus äußerlichen Gründen wahrscheinlich nicht so gestalten können wird, wie sie es möchte und für notwendig hält. In einem Brief an ihre Vertraute, Frau von Berg, bekennt sie ihren Willen und ihre Befürchtungen: „Könnte ich nur allein zu ihm, nicht immer öffentlich mit ihm erscheinen, mich ihm zu Füßen werfen, Gott und seine Tugend anflehen, diesem unmenschlichen Menschen zu widerstehen, seinem Herzen und seiner ursprünglichen Neigung zu folgen ... und ihn beschwören, gut zu sein. Aber denken Sie, wie das nun werden wird. Es ist vorauszusehen, daß ich nicht allein zu ihm reden kann, um ihn zu bewegen und zu überreden[290])."

Fällt die Möglichkeit dieser eindringlichen Aussprache mit dem Zaren fort, in der sie ihre persönliche Macht über ihn ausüben könnte, so wird, wie Luise vermutet, die Erfurter Begegnung Alexanders mit Napoleon eine „zweite Auflage von Tilsit" er-

[290]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808.

geben[290]). Mit diesen Befürchtungen zusammen bedrückt sie, wie sie hier offenbart, immer noch das Erlebnis der schon gezeigten Schwäche Alexanders und ihrer Folgen für die Gesinnung der Preußen ihm gegenüber: „Es ist noch gewisser, daß alle Blicke auf ihn gerichtet sein werden, ... jeder Blick wird ein kaltes Urteil sein, denn es sind lauter Preußen, also lauter Unglückliche. Ich an seiner Seite werde das sehen, und es schmerzt mich bitter im voraus; denn ich gestehe Ihnen, es wird mir niemals gleichgültig sein, es bringt mich zur Verzweiflung, daß er diesen Niedergang der Achtung verdient hat ... Wenn man so wahr an Tugend glaubt, alles hofft von ihr und der Stärke, die sie verleihet, endlich dies Ideal zu finden glaubt, welches sich so herrlich, so göttlich anließ, und dann dieser fürchterliche Wechsel. — Nein, Berg, niemand als Sie können es begreifen, wie mich das erschütterte[291])."

Der Zweifel am Ausgang des Kampfes um den russischen Herrscher und die Aussicht auf die nahen Entscheidungen, an denen Stärke oder Schwäche Alexanders hervorragend Anteil haben wird, versetzen sie in einen Zustand des Fiebers, in dem der „Schlaf" sie „verlassen" hat. Die Leidenschaftlichkeit ihres Erlebens der Entscheidung und seine Bedeutung für ihren seelischen Zustand kommt in ihren Worten zum Ausdruck: „Ich könnte mich mit meine Hände zerreißen, so wie mein Inneres zerrissen ist durch Kummer und Sorge[292])." Ihre Anschauung von der Tragweite der bevorstehenden Ereignisse bekundet ihre Äußerung: „Ich will versuchen, so gut zu wirken wie ich kann; aber wenn es mir nicht gelingt, wenn das Böse triumphiert, dann bin ich trostlos, weil unser Unglück rettungslos ist ...[292])." Kampf von zwei feindlichen Prinzipien sieht sie in dem Ringen Napoleons und seiner Gegner. Träger aber dieser Prinzipien sind die Herrscher, sind Menschen. Ihr Wesen entscheidet letzten Endes über das Geschehen, wie es die Ansicht der Königin ist: „Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit...[293])." Nicht „Schwärmerei für das einst verehrte Ideal", nicht „bitterer Groll über Vernachlässigung und

[291]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808.
[292]) Luise an Frau von Berg, 16. September 1808.
[293]) Luise an den Kriegsrat Scheffner, 20. Juni 1808.

Enttäuschung[294])" bewirkten die fieberhafte Erregung der Königin, sondern die Sorge um das rechte Handeln eines mächtigen Herrschers, von dessen Einsatz die Gestaltung der Zukunft ihres eigenen Volkes und Staates und die Europas weitgehend abhing. Hinzu kam das Ringen um die Verwirklichung des vollkommenen Fürstenbildes, das die Königin in sich trug. Verlor sie den Glauben an die Möglichkeit seiner Verwirklichung durch Alexander von Rußland, so mußte sie die Hoffnung aufgeben, es in ihrer Zeit gegen Napoleon aufgerichtet zu sehen.

Die Begegnung mit dem Kaiser belebte die Hoffnungen der Königin. Sie schrieb ihm nach Erfurt: „Seit Ihrem Erscheinen hier, da wir Ihre Gedanken und Reden hörten, triumphiere ich...[295])." Mußte sie auch einsehen, daß der Zar nicht den Willen oder nicht den Mut hatte, die Führung gegen Napoleon zu ergreifen, so trat er doch entschiedener und kraftvoller vor den französischen Kaiser als in Tilsit[296]). In einem Brief an ihren Vater konnte Luise von der Zunahme der „Freundschaft" und „Vorsorge" Alexanders I. sprechen[297]).

An die vermeintliche neue Befestigung der Freundschaft zwischen dem russischen und den preußischen Monarchen knüpfte die Königin ihre Zuversicht für die Folgen des nächsten Zusammentreffens mit dem Zaren, das die Einladung nach Petersburg in Aussicht stellte[298]). Die gegenseitige Wiederannäherung, die die kurze Begegnung des Herbstes 1808[299]) ihr gebracht hatte, konnte die Hoffnung erwecken, daß die Wirkung ihres Einflusses sich im längeren Beisammensein verstärken werde. Ferner haben wir in ihrem Willen, die neue Zusammenkunft herbeizuführen, eine Bestätigung der kraftvollen, hartnäckigen Ausdauer zu sehen, mit der sie um die Erreichung ihrer Ziele kämpfte.

[294]) So Bailleu: Königin Luise, S. 291. — Bailleu sieht zu sehr die schwärmerische Freundschaft einer Frau in der Beziehung Luisens zu Alexander. Er übersieht dabei, daß es sich in erster Linie um die Verbindung eines Kaisers und einer Königin handelte, und daß Luise von Preußen die höchsten Forderungen ihrer Freundschaft an den Herrscher Alexander stellte.

[295]) Luise an Alexander, 29. September 1808.

[296]) Vgl. Teil II, 7. Kapitel, S. 174.

[297]) Luise an ihren Vater, 2. November 1808.

[298]) Vgl. Teil II, 7. Kapitel, S. 177f.

[299]) Besuch des Zaren in Königsberg, 18.—20. September 1808.

Zuletzt zeigt sich in dem Wunsch, die Gelegenheit einer stärkeren Beeinflussung des Zaren zu benutzen, ihre Sehnsucht, nicht endgültig auf die Verwirklichung ihres Herrscherideals verzichten zu müssen.

Vom 7. bis zum 31. Januar 1809 dauerte der Petersburger Aufenthalt des preußischen Königspaares. In ihrem „Tagebuch der Reise von Königsberg nach Petersburg“[300]) hat Luise die Ereignisse und Erlebnisse dieser Zeit geschildert. Die Gedrängtheit und Kürze ihrer Berichte, die im wesentlichen von den äußeren Geschehnissen jener Tage handeln, spiegelt die Überhäufung der Königin durch eine Fülle glanzvoller Begebenheiten wider und auch die eigentümliche Rastlosigkeit dieses Aufenthalts. Feste und alle Arten von Zerstreuungen, die man ihr in überreichem Maße bot, bereiteten ihr in einer Zeit körperlichen Übelbefindens und seelischer Erregtheit mehr Last als Freude: „Man begräbt mich in Alexandrenoffsky, wenn das so fortgehet“, schreibt Luise: „Man sagt, der Himmel sei jetzt abends gestirnt und die Nacht schön; ich ahne nichts davon, ich sehe alles nur aus der Vogelschau und werde immerfort sozusagen gejagt von einem Ort zum andern...[301]).“ Der Taumel der Vergnügungen bedrückte sie doppelt; denn sie konnte die Absicht, die sie vor allem bewogen hatte, die Einladung des Zaren anzunehmen, nicht verwirklichen. Einmal nur hatte die Königin Gelegenheit, ausführlicher mit dem Kaiser über die „Lage“ zu sprechen. Über den Verlauf dieser Unterredung erfahren wir aus ihren Aufzeichnungen nichts. Ihr Ergebnis aber ist in den Worten der Königin deutlich genug zu erkennen: „Ach, Zukunft, warum beklemmst du mein Herz!“[302]) Wenige Male noch war sie mit dem Kaiser und dem König allein zusammen, zu einer längeren Auseinandersetzung mit Alexander allein konnte es nicht kommen[303]). Er wich ihr, wie Luise bemerkte, mit Vorsatz aus:

[300]) Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 75, hrsg. von Bailleu. — Deutsche Übersetzung bei Griewank: Königin Luise, Briefe und Aufzeichnungen.

[301]) Königin Luise: Tagebuch der Reise von Königsberg nach Petersburg, den 12. Januar.

[302]) Tagebuch, den 15. Januar.

[303]) Tagebuch, den 16., 17., 20., 23. Januar.

„Absichtlich war der Triumph der Pariser beschlossen[304])". Luise lernte aber den Zaren in seiner Umgebung kennen und nahm schmerzlich Mängel seiner Persönlichkeit wahr, die sie bei den früheren Zusammenkünften außerhalb Rußlands nicht bemerkt oder nur geahnt hatte[305]). Erst einen Tag vor der Rückkehr nach Königsberg schrieb sie dem Zaren von Memel aus. Die Versicherungen ihrer unveränderlichen Hochachtung waren nur mehr konventionell — und politisch berechnet; denn Rußland blieb Preußens Bundesgenosse. In der Nachschrift dieses Briefes stehen wenige Worte, die dem Kaiser anzeigen konnten, daß sie seine Zurückhaltung wohl bemerkt hatte: „Alles in Petersburg war herrlich, nur habe ich Sie zu wenig gesehen[306])."

Mit dieser Reise erlosch die „Illusion"[307]) der Königin: Alexander war nach ihrer Meinung nicht nur schwach; ihm fehlte die sittliche und geistige Größe, die ihn dazu befähigt hätte, der entschlossene Führer der „guten" Partei zu werden und Napoleon freiwillig entgegenzutreten. Luise kämpfte gegen die Schwäche des Zaren an und hielt zu ihm, solange er nach ihrer Ansicht den guten Willen bewahrte. Als er diesen verloren hatte, ließ sie ihn fallen. Eine Äußerung zu Frau von Berg offenbart ihre Einsicht, die der Verbindung mit dem russischen Kaiser ein Ende machte: „... Er konnte unvorteilhaft verändert sein, ohne der Ehre, der Vernunft und der Wahrheit abzusagen: Tausend Stimmen mußten ihn auf diesem Wege festhalten. Mais je suis hors de moi en pensant, daß alles Gute erstickt ist[307])."

Der Verlust dieser Freundschaft und noch mehr: der Zwang zum Verzicht auf die Verwirklichung des „guten" Herrschertums in Alexander und auf die Führung eines „Kaisers" gegen den französischen Eroberer wurde das Erlebnis Luisens, das ihre seelische und körperliche Widerstandkraft auf die härteste Probe stellte. Die Erschütterung ihres Wesens war so stark, daß sie im Frühjahr 1809 oft bis zur Verzweiflung und Verbitterung nieder-

304) Luise an Frau von Berg, März 1809.

305) Diese Mängel betrafen in der Hauptsache das lieblose Verhältnis des russischen Kaisers zu seiner Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth. Vgl. Tagebuch, den 25. Januar, ferner: Luise an Frau von Berg, März 1809.

306) Luise an Alexander, 9. Februar 1809.

307) Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

gedrückt zu werden drohte. In einem Brief an Georg klingt das Leiden der Königin auf: „Seit dem September habe ich Erfahrungen gemacht, die mich beinah zum Wahnsinn gebracht haben ... Nun die Reise nach Petersburg. Da hoffte ich, einmal vierzehn Tage nichts zu hören, was mein Mutterherz mit bangen Ahnungen für die Zukunft meiner Kinder erfüllet. Ich habe gehört und gesehen und bin nicht getröstet[308])." Bald darauf schreibt sie an Frau von Berg: „Ich erlebe heute einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, solange die Dinge so gehen wie jetzt, werde ich nicht wieder genesen[309]). Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, wie es in mir tobt, die Brust zerspringt mir fast." — „Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich. ...Das Herz war zerfleischt. J'ai dansé: — J'ai souri, j'ai dit des choses honnêtes et je ne savais vor Unglück nicht wohin[310])."

Obwohl sie nach wie vor die Rettung Europas in dem entschlossenen Angriff Rußlands an der Seite Preußens, Österreichs und Englands sieht[311]), vermag sie sich nicht mehr an Kaiser Alexander zu wenden: „Der Kaiser könnte Europa retten. Ich wollte ihm gerade in diesem Sinn schreiben. Aber bei einiger Überlegung sagte ich mir, daß meine Briefe neben den Denkschriften eines Romantzoff verschwinden würden wie die Sterne vor der Sonne[312])."

Die fast unerträglich große Belastung, die die Enttäuschung am russischen Kaiser für ihr seelisches Leben bedeutet, trägt in großem Maße zur Schwächung ihrer körperlichen Kräfte bei, die im Sommer 1809 so ermattet sind wie niemals zuvor[313]). Mehrere Monate hat sie nach den Januartagen von Petersburg zu kämpfen, ehe sie einigermaßen die innere Ruhe wiedergewinnt, die sie zur Erfüllung ihrer Pflichten braucht[314]). Sie muß um die

[308]) Luise an Georg, 21. Februar 1809.

[309]) Luise dachte an die Nachricht von dem Entschluß Alexanders, an der Seite Frankreichs gegen Österreich zu kämpfen.

[310]) Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

[311]) Vgl. Teil II, 8. Kapitel, S. 177 ff.

[312]) Luise an Elisabeth von Rußland, 12. April 1809.

[313]) Luise an Frau von Berg, 8. August 1809.

[314]) Luise an Frau von Berg, 15. Mai 1809.

Erhaltung ihrer Liebe zu den Menschen ringen, die das Fundament ihres Königtums und Glückes ausmacht. Königin Luise weiß, daß sie erst nach diesem Verlust „unwiederbringlich und rettungslos unglücklich und verloren“ sein würde[315]). Kurz nach dem Verlust des Glaubens an Alexander von Rußland ist diese Gefahr groß. Luise schreibt darüber an Frau von Berg: „Ich bin in einem unbeschreiblichen Zustand, die Niederträchtigkeit der Menschen spricht sich so stark aus, daß ich anfange, an alles Infame zu glauben und das Vorhandensein des Guten und der Wahrheit zu leugnen[316]).“ Mit der Zeit überwindet sie diese Gefahr; sie zieht sich nicht von den Menschen zurück[317]), und sie vermag weiterhin anzuerkennen, daß nur durch die Bemühung um die Tugend — mögen die Menschen auch noch so schwach sein — wahrhaft sinnvolles und glückliches Leben geschaffen werden kann[318]). Das hohe Ziel bleibt für sie bestehen. Schon im April 1809 kann sie an Frau von Kleist schreiben: „Mein besseres Ich ist auch nicht untergegangen, und es ist eine Ruhe in mir, die mir alles ist[319]).“ Die Ursache und Schwere ihres Kampfes und der Sieg über Entmutigung und Verbitterung wird in einer ihrer Aufzeichnungen aus dem Mai 1809 deutlich: „Wer da gesagt hat, daß nichts schrecklicher sei, als die gute Meinung, die man von einem Menschen hat, zurücknehmen zu müssen, der hat Recht; es schmerzt fürchterlich; dennoch glaube ich mehr als je, daß es eine Tugend gibt und daß sie allein uns hier auch schon auf Erden beglücken kann[320]).“

Dennoch behält die Königin das Bewußtsein, daß die Zerstörung ihres Glaubens an den Kaiser Alexander von Rußland und an die Verwirklichung ihres Herrscherideals durch ihn ihre Lebenskraft gebrochen habe. Zweimal taucht die Bemerkung in ihren

---

[315]) Luise an Elisabeth von Rußland, 15. Mai 1809. Luise an Frau von Kleist, 28. Juli 1809. (HA.)

[316]) Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

[317]) Luise an Frau von Kleist, 16. Mai 1810. Luise an ihre Schwester Therese, 8. Juni 1810. (HA.)

[318]) Luise an den Kronprinzen, 5. Juli 1809.

[319]) Luise an Frau von Kleist, 1. April 1809. (HA.)

[320]) Königin Luise: „Gedenkblätter“ (Recht, Glaube, Liebe). Aufzeichnung vom Mai 1809. (HA.) — Vgl. auch: Luise an Frau von Berg, 18. März 1809.

Briefen auf, daß sie Wunden kenne, „die unheilbar sind“[321]). Wie tief die Verletzung ihrer Persönlichkeit aber war, offenbaren die Worte an ihre Schwester, die Luise zwei Monate vor ihrem Tode schrieb: „Alles erträgt man; aber was das Herz bricht, wenn man es überlebt, so steht man doch als seine eigene Ruine da, wenn man aus der ersten Betäubung erwacht. Ich fühle Deinen Schmerz treu mit ... Doch besser einen Edlen beweinen, als einen Schwachen, pour n'en pas dire davantage, bedauern zu müssen oder verachten[322])." An diesen Worten der Königin darf man nicht vorbeigehen. Sie selbst empfand das Erlebnis mit Alexander von Rußland als Grund der Minderung ihrer Lebenskraft. Der Brief, in dem sie dies ausspricht, ist nicht in einer Zeit der Gemütsdepression geschrieben, auch nicht in einer Zeit äußerster politischer Sorge. Er stammt aus den Tagen nach der Wiederberufung Hardenbergs, die ihr die Erfüllung eines ihrer sehnlichsten politischen Wünsche brachte[323]). Er steht neben anderen Schreiben, die Zeugnis ablegen für ihre Heiterkeit, ja für ihre bisweilen überschäumend frohe Laune[324]). In ihm ist Endgültiges ausgesprochen worden. Heiterkeit als Ausstrahlung ihres Temperaments und als Ausdruck ihres inneren Gleichmaßes blieb ihr erhalten. Tatkraft und Zuversicht einer auf das Handeln gerichteten Natur wurde nicht gelähmt[325]). Der notgedrungene Verzicht auf die Realität des vollkommenen Herrschertums, das sie als königlicher Mensch in einem überragenden Fürsten verwirklicht sehen wollte, zerbrach aber ihre größte Hoffnung und zeigte ihr die Vergeblichkeit jahrelanger Bemühungen. Hinzu kam das Erlebnis der Täuschung in einem der ihr „heiligen“[326]) Lebensverhältnisse, in der Freundschaft.

Diese gewaltige Erschütterung ihres seelischen Lebens wirkte bei der Königin in entsprechendem Maße auf ihr körperliches

[321]) Luise an Therese, 8. Juni 1810. — Vgl. auch Luise an Frau von Berg, 8. August 1809.

[322]) Luise an Therese, 8. Juni 1810.

[323]) Vgl. Teil II, 9. Kapitel, S. 192ff.

[324]) Vgl. die Briefe an ihre Verwandten aus der zweiten Hälfte des Juni 1810. Siehe Einleitung, S. 23.

[325]) Vgl. Teil II, 9. Kapitel.

[326]) Luise an Frau von Kleist, 17. April 1808. (HA.)

Befinden, das fast jedesmal durch ein schweres erregendes Erlebnis stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die meisten ihrer Krankheitsanfälle wurden durch seelisches Leiden ausgelöst[327]). Seit dem Jahre 1809 vermochte sie sich nicht mehr vollständig zu erholen. Als sie im Sommer 1810 von der schweren Lungenentzündung befallen wurde, die zu ihrem Tode führte, traf diese Krankheit auf einen schon geschwächten Körper.

Man hat die Königin in preußischen und überhaupt in deutschen Kreisen als das Opfer der Grausamkeit und Härte Napoleons angesehen. Durch diese Vorstellung bekam der Haß gegen Bonaparte einen neuen Aufschwung. Man sagte, daß Aufregung und Entbehrung, die Luise direkt oder mittelbar durch sein Wirken erdulden mußte, ihren Körper derartig geschwächt hätten, daß er bei ihrer letzten Krankheit nicht widerstandsfähig war. Das Volk mußte geneigt sein, mit diesen Gedanken dem verhaßten Feind die Schuld zu geben.

Wie steht es um die Richtigkeit dieser Vorstellung? Die Entbehrungen, die Luise in Königsberg und Memel zeitweise erdulden mußte, waren für einen Menschen ihres Standes gewiß empfindlich; doch dürfen wir sie nicht für gesundheitsschädigend halten, wenn wir von dem rauhen Klima dieser Gegend absehen, das für sie bei ihrer Neigung zu Halskrankheiten ungünstig war. Die Aufregungen und Schicksale, die sie infolge der Politik Bonapartes erleben mußte, trieben sie zu immer neuer Aktivität und Widerstandskraft an[328]). Wir finden keine Äußerung der Königin, die auf eine wesentliche Schwächung ihrer Kräfte durch das Handeln Bonapartes hindeutet. Napoleon selbst verwahrte sich gegen die Anklagen, die ihn der Schuld an ihrem Tode ziehen[329]): Er selbst urteilt sachlich über die Gründe, die ihr Hinscheiden mit herbeigeführt haben könnten: „Certes, ... il est très probable que le chagrin que lui a causé la situation déplorable de son époux et de sa patrie, que les pertes qu'ils ont éprouvées, ainsi que l'état auquel ils ont été réduits, aient accéléré

[327]) Luise an Alexander, 9./21. Mai 1806. Luise an ihren Vater, 5. Januar 1807. Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

[328]) Vgl. Teil II.

[329]) Napoleon auf St. Helena, 17. August 1817. (Correspondance Bd. 32, S. 331.)

sa mort. Mais ce n'était pas ma faute...[329])" Diese Worte: „Mein Fehler war es nicht", weisen für uns auf die Menschen hin, die sich als Gegner Napoleons zu klein erwiesen: auf den König und vor allem auf Alexander von Rußland, der als Verbündeter Friedrich Wilhelms und als Freund und „Kaiser" der Königin den Kampf gegen Napoleon aufgab. Zar Alexander verursachte in erster Linie den Zusammenbruch der Kräfte Luisens.

Wir haben die Freundschaft der Königin Luise von Preußen und des Kaisers von Rußland bis zu dem Ende verfolgt, das das Versagen des Zaren herbeiführte. Es war eine Verbindung, von der Königin Luise den größten politischen Gewinn für ihr eigenes Land und für ganz Europa erhoffte: die Wiedergewinnung der Selbständigkeit.

Hat sie Bemühung und Kraft umsonst verschwendet, weil sie sie an die Gewinnung eines Fürsten wandte, der zu der Ausführung der Pläne, die sie von ihm forderte, nicht fähig war? War das Bild, das sie sich von Alexander machte, nur das ihrer eigenen großen Eigenschaften, die sie in den russischen Kaiser hineinsah, der sich ihr wie allen anderen leicht anzupassen wußte? War es nur ein Bild „ihrer Träume, ihres Schwärmens?[330])" Der Beantwortung dieser Fragen haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Zuerst sei das Urteil Napoleons über Alexander angeführt, der über den einstigen Freund und Feind in St. Helena spricht: „Pour l'empereur de Russie, c'est un homme infiniment supérieur à tout cela: il a de l'esprit, de la grâce, de l'instruction; est facilement séduisant; mais on doit s'en défier: il est sans franchise, c'est un vrai Grec du Bas-Empire. Toutefois il n'est pas sans idéologie réelle ou jouée ... il peut aller loin. Si je meurs ici, ce sera mon véritable héritier en Europe[331])." Das Urteil Hardenbergs, der Alexander als den Bundesgenossen während der Jahre 1806/07 kennengelernt hatte, schließen wir an: „Jammerschade, daß Alexander mit so vielen schönen und liebenswürdigen Eigenschaften so wenig Kraft und Charakter besaß." — „Der Kaiser war leichtsinnig und unternehmend, aber weder kräftig noch

[330]) So Bailleu: Königin Luise, S. 304.

[331]) Mémorial de Sainte-Hélène, Bd. II, S. 365.

ausdauernd[332])." Über Alexanders Verhalten in Tilsit urteilt er: „Warum war Alexander bei so viel guten und schönen Eigenschaften nicht mit dieser Kraft und Festigkeit begabt, die jeder Herrscher braucht und vor allem ein Herrscher Rußlands? Ich bin sicher, daß er in allem, was er getan hat, mit großem Widerwillen gehandelt hat, aber man hat ihm Furcht zu machen verstanden, und es wird schwierig für ihn sein, seine Autorität wiederzugewinnen[333])." Als letztes sei das Bild Alexanders wiedergegeben, wie es der Freiherr vom Stein sieht: „Der Hauptzug in seinem Charakter ist Gutmütigkeit, Freundlichkeit und ein Wunsch, die Menschen zu beglücken und zu veredeln ... Ihm fehlt aber die Geisteskraft, um mit Beharrlichkeit die Wahrheit zu erforschen, die Festigkeit, um trotz aller Hindernisse das Beschlossene durchzuführen, den Willen der Anderswollenden zu beugen[334])." Als ein Durchschnittsmensch ohne große Ziele und Fähigkeiten wird Alexander in keinem dieser Urteile dargestellt. Sein Schwanken oder zeitweiliges Versagen wird von Napoeleon mehr seiner Verschlagenheit, von Hardenberg und Stein einer gewissen Willensschwäche zugeschrieben. Zu bedenken ist dabei, daß Napoleon schon die Wirkung der Taten des Zaren während der Jahre 1812—14 erfahren hatte, als er sein Urteil über ihn aussprach. Der überragende Gegner des russischen Kaisers weiß die großen Eigenschaften Alexanders am klarsten zu erfassen, wie er auch den Zauber der Persönlichkeit des Zaren und die Undurchdringlichkeit und Doppeldeutigkeit seines Wesens am besten darstellt.

Königin Luise hat Möglichkeiten des russischen Herrschers erkannt, die in ihm lagen — neben anderen, die sie weniger klar sah. Sie hat die ideologische Seite seines Wesens, die den Idealen des humanen Kaisertums zuneigte, als allein bestimmendes Element seines Charakters und Geistes genommen. Das slawisch-russische Element seiner Geistesanlage übersah sie. Richtig aber erkannte Luise, daß Alexander nur im Kampf gegen Napoleon

---

[332]) Hardenberg, Denkwürdigkeiten, hrsg. von Ranke, Bd. III, S. 525f.

[333]) Hardenberg an den Baron Jacobi-Kloest, 12. Juli 1807. (Abgedruckt Denkwürdigkeiten, Bd. V, S. 536ff. übersetzt.)

[334]) Steins Denkwürdigkeiten über 1812, S. 178, (abgedruckt bei Lehmann: Freiherr vom Stein, Bd. 3, S. 131f.)

Größe würde erlangen können, und daß der russische Monarch, wollte er seine Herrschaft bewahren und nicht nur dem Namen nach „Kaiser" bleiben, als Führer der Kämpfer für die Freiheit würde auftreten müssen. Alexander war nicht groß und weitblickend genug, um ohne den Umweg des Bündnisses mit Bonaparte zu dieser Politik zu schreiten. Die Jahre der französischen „Freundschaft" führten aber zu dem Entschluß, „alle Gutgesinnten, alle Freunde der Menschheit" um sich zu scharen und gegen Napoleon zu führen, um die Länder Europas zu bewahren „vor der Barbarei und Knechtschaft, die sich bereit machen, sie zu verschlingen"[335]). „Die Freunde der Tugend und alle Wesen, die von den Gefühlen der Unabhängigkeit und der Liebe zur Menschheit beseelt sind", ruft Alexander in dem Schreiben auf, mit dem er einen der härtesten Vorkämpfer für die deutsche Freiheit, den Freiherrn vom Stein, für sich zu gewinnen sucht und ihn auffordert, nach Rußland zu kommen. Im Namen der Ideale, auf die die preußische Königin ihn unermüdlich hingewiesen hatte, eröffnete der Zar den Kampf gegen Napoleon. Sie allein hatten werbende Kraft und konnten Europa gegen die französische Vormacht einigen. Mochten auch die Motive des politischen Egoismus im Grunde bei Alexander von Rußland den Vorrang haben, so entfaltete sich doch die idealistische Anlage seines Wesens in dem Kampf um die Freiheit zu voller Kraft und ließ ihn später den Plan der heiligen Allianz verwirklichen. Die Freundschaft zwischen dem preußischen Könighaus und dem russischen Kaiser erfuhr die von Luise von Preußen gewünschte und unermüdlich erstrebte Ausweitung zur politischen Verbindung. Ihr Wirken war kein erfolgloses Ringen um utopische Ziele.

---

[335]) Alexander I. an den Freiherrn vom Stein, 8. April 1812, (abgedruckt bei Lehmann: Freiherr vom Stein, Bd. 3, S. 127f.).

KÖNIGIN LUISE, DIE ERZIEHUNG DES KRONPRINZEN, EIGENE BILDUNGSBESTREBUNGEN UND DIE BEMÜHUNG UM EINE NEUE VOLKSBILDUNG

Nach dem Tilsiter Frieden beginnt die Zeit, in der die Königin in noch stärkerem Maße als vorher ihren Willen auf die Verwirklichung einer rechten Bildung richtet. Was sie unter der rechten Bildung versteht, ist in der Einleitung bereits angedeutet: es ist die Ausbildung der Kräfte des Herzens, Verstandes und Willens in dem Maße, wie es der Beruf, der Standpunkt des einzelnen Menschen erfordert. Die höchste Ausbildung der Gesamtheit der Kräfte wird daher von dem Menschen verlangt, der am höchsten steht: an der Spitze eines Volkes. War die Weitung der Erziehung zur Bildung ihr schon immer als notwendig zur Vollendung des Menschen erschienen, so trug der Krieg von 1806/07 und sein Ausgang dazu bei, sie diese Forderungen als unabweisbar erkennen zu lassen. Sie rechnete die Sorge für die Bildung zu den ersten Aufgaben der Herrscher[336]). Ausgangspunkt für ihre Bestrebungen scheint uns ihre Erkenntnis zu sein, daß die Menschen ihre Zeit formen, daß Größe oder Kleinheit einer Zeit nicht etwas Zufälliges sind, sondern das Werk ihrer Bildner[337]). Zu dieser Erkenntnis haben wir das Erlebnis hinzuzunehmen, das ihr die Jahre des unglücklichen Krieges brachten: Sie erlebte den Mangel an Geistes-, Willens- und Herzenskraft bei zwei Monarchen, die ihr nahestanden, und von denen sie den vollen Einsatz dieser Kräfte im Kampf gegen Napoleon erwarten mußte: bei Friedrich Wilhelm III. und bei Alexander I. Die Ausbildung der Willenskraft war bei beiden

---

[336]) Luise an Frau von Kleist, 28. Juli 1809. (HA.)

[337]) Luise an Scheffner, 20. Juni 1808

Herrschern vernachlässigt worden. Bei Kaiser Alexander hatte dazu eine Erziehung im Geiste der Aufklärung in erster Linie den Verstand geformt, aber die Bildung des Herzens versäumt[338]). In ihrer eigenen Erziehung vermißte Luise vor allem die Ausbildung ihres Verstandes, ihres Wissens. Die Übung ihres Verstandes und eine Erweiterung und Vertiefung ihres Wissens schienen ihr notwendig, um ein klares „Bewußtsein"[339]) von der Bedeutung des Geschehens zu gewinnen, und besonders die Geschichte „als Quelle von tausend Erkenntnissen" anzusehen[340]), die ihr fehlten und die sie zur Erfüllung ihrer Pflichten als Königin für notwendig hielt. Beweise des Mangels an Mut, Ausdauer, Ehrgefühl und Opferbereitschaft hatte sie im Zerfall des Heeres und in der Übergabe der preußischen Festungen nach der Niederlage von Jena und Auerstedt erlebt[341]). Das rückhaltlose Friedensverlangen hoher Militärs und Minister im Jahre 1807[342]) zeigte ihr einen Tiefstand des Ehrgefühls, ein Fehlen der Bereitschaft zur Hingabe für das Ganze und die Herrschaft des Egoismus in den Schichten des Volkes, die Vorbilder für die ganze Nation sein sollten. Luise hielt besonders die Ausbreitung des Egoismus für verderblich. Ihn erkannte sie als ein Hauptübel ihrer Zeit[343]). Auf seine Beseitigung mußte sich die rechte Erziehung richten.

Aus der Erkenntnis der Wichtigkeit des menschlichen Handelns für den Gang des Geschehens und seinem Versagen in ihrer Zeit erwuchs die Einsicht der Königin, daß an einen Sieg über Napoleon nur zu denken sei, wenn genug geistige und seelische Kraft aufgespeichert würde, um ein machtvolles und ausdauerndes Handeln zu ermöglichen. Unumgängliche Voraussetzung für die Wiedererlangung der Freiheit schien ihr die Stärkung der inneren Kräfte des Menschen zu sein: „Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuschütteln; aber tun sie es nicht,

---

[338]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808.

[339]) Luise an Scheffner, 20. Juni 1808.

[340]) Luise an Frau von Berg, Dezember 1809.

[341]) Luise an ihren Vater, 15. Mai 1807.

[342]) Vgl. Teil II, 4. Kapitel, S. 146f.

[343]) Luise an Frau von Berg, 4. Mai 1808. Luise an Scheffner, 24. August 1809.

so stehen keine alten Ritter auf, um für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen[344])."

Andererseits sah Luise schon in den Eigenschaften einiger Männer des Staates, die starken Willen und Geisteskraft bewiesen, wie Stein, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau[345]) und in der Beharrlichkeit und Opferbereitschaft von einfachen Menschen ihres Volkes[346]) „für so vieles Gute den Samen ausgestreut"[347]). Hier konnte sie die heilsame und kräftigende Wirkung des Krieges und des Unglücks erleben, so daß sie die Hoffnung aussprechen durfte, es werde der „Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend" „reichlich" ersetzt werden[347]). „Tugend" ist immer in dem weiten Sinn zu fassen, den die Königin ihr beilegte. Pedanterie oder philisterhafte Enge will Luise von diesem Begriff entfernt sehen[348]), Wert legt sie aber auf das Element des Tathaften in ihm.

Wissen um die Bedeutung der richtigen Erziehung eines künftigen Monarchen, Erfahrung des Versagens der Herrscher, deren Handeln sie miterlebte und der Wunsch der Mutter, die Vollendung ihrer eigenen Absichten durch ihren Sohn vorzubereiten, bewirkten Luisens Einsatz für eine möglichst vollkommene Bildung des Geistes und des Charakters des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Die Bedeutung der Naturanlage des künftigen Herrschers für das Wohl oder das Unglück des ihm bestimmten Volkes war Luise schon als Kronprinzessin gegenwärtig. Als sie dem Bruder Georg 1803 ein Bild ihrer Kinder entwarf und hier von der großen Hoffnung sprach, die sie bei den geistigen Anlagen des Kronprinzen für die Zukunft haben durfte, offenbarte sie ihm auch einen weiteren Grund ihres Glaubens, daß der damals noch nicht achtjährige Prinz sich zu einem rechten Herrscher entwickeln werde: „In den ersten Tagen seiner Existenz, da ich kein Kind außer ihm hatte, bat ich Gott mit aufrichtigem Herzen, mir ihn wieder zu entreißen, wenn er

---

344) Luise an Scheffner, 20. Juni 1808.

345) Luise an Friedrich Wilhelm, 14. Mai 1807. Luise an Georg, 7. Oktober 1807. Luise an Frau von Berg, 16. September 1808.

346) Luise an ihren Vater, 15. Mai 1807. Luise an Georg, 28. Mai 1807.

347) Luise an den Dompropst Hanstein in Berlin, 31. August 1807.

348) Luise an Frau von Kleist, 1798.

ihn nicht zu einem guten Menschen wollte erwachsen lassen, der seinem Berufe leben und sich ihm weihen wollte[349])." Wir haben an diesen Worten der Königin nicht zu zweifeln, obwohl uns kein gleichzeitiges Bekenntnis ihres Willensausdruckes vorliegt. Die Aufrichtigkeit ihres Charakters, ihre Opferfähigkeit, die das Wohl des Ganzen früh über persönliche Wünsche stellte und die Einsicht in die Verantwortung der Entscheidungen des Monarchen, die sie schon als Kronprinzessin hatte[350]), sind uns Gewähr für die Wahrheit ihrer Äußerung. Daß sie als Frau und Mutter einem solchen Wunsche Raum zu geben vermochte, zeugt für die Stärke ihres königlichen Verantwortungsbewußtseins, das über mütterliche Sehnsucht und Weichheit siegen konnte.

Der Kronprinz genoß mit seinen Geschwistern eine ähnlich freie und frohe Jugend, wie sie Luise selbst in Darmstadt verlebt hatte. Die Erinnerung an die eigene zwanglose Jugend, die zur Harmonie ihres Wesens viel beigetragen hatte, mochte die Königin veranlassen, ihre Kinder in ähnlicher Weise aufwachsen zu lassen.

Als die Unabhängigkeit des Kronprinzen es schon in seinem fünften Lebensjahr notwendig machte, ihm einen männlichen Erzieher zu geben, wählte das Königspaar den Rektor des Pädagogiums zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, der ein Schüler Basedows war. Der Mangel der geistigen Ausbildung der königlichen Eltern zeigte sich in der Tatsache, daß sie von einer Instruktion für die Erziehung und Ausbildung des Thronfolgers absahen. Die Königin sagte Delbrück allein, daß es seine Aufgabe sei, den Kronprinzen zu einem „guten Menschen und guten Fürsten" zu bilden[351]). Die Größe der Aufgabe des Erziehers war in diesen Worten bezeichnet: der „gute Fürst" sollte das Ziel der Erziehung sein. Da die Königin aber den Weg zu diesem Ziel nicht umschrieb, kam es allein auf Delbrücks Einsicht und

[349]) Luise an Georg, 19. Mai 1803.

[350]) Vgl. Teil I, 1. Abschnitt, S. 36.

[351]) Delbrück, Johann Friedrich G.: „Tagebuchblätter" in: Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. 36, 37, 40: „Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und des Kaisers und Königs Wilhelm I. Tagebuchblätter ihres Erziehers Friedrich Delbrück (1800—1809). Mitgeteilt von Georg Schuster. 3 Teile, Berlin 1907. — 1. Teil, (Bd. 36), S. 89, 26. März 1801.

Geisteskraft an, wie er es zu erreichen gedachte. Delbrück hat, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, wohl erkannt, wie hoch das Ziel gesteckt war: „Der Befehl der Königin ist ... der höchste, den sie geben kann", schreibt er kurz nach seinem Amtsantritt[351]). Aber die Gefahr war groß, daß ein mittelmäßiger Mensch die Bildung des guten Fürsten über der des guten Menschen vernachlässigte. Delbrück erlag dieser Gefahr. Seine Aufzeichnungen zeigen uns einen Menschen, der sich seiner Aufgabe mit gutem Willen und Ernst unterzog, dessen fromme Philisterhaftigkeit und Gefühlsseligkeit aber ebenso deutlich hervortreten wie ein Mangel an Wissen und lebhaftem Temperament[352]). Die zu große Weichheit seines Charakters und seine religiös verengte und verflachte Auffassung der „Tugend" machten ihn ungeeignet, die Ungebärdigkeit eines kühnen, lebhaften Temperaments in die richtigen Bahnen zu leiten und zu zähmen, ohne sie zu vernichten. Delbrück trat den Ausbrüchen leidenschaftlichen Trotzes oder der Herrschsucht seines Zöglings mit Ermahnungen zur Sittsamkeit entgegen, vermochte aber den Kronprinzen nicht von den Nachteilen oder der Sinnlosigkeit seines Handelns zu überzeugen. In den ersten Jahren der Erziehung des Kronprinzen durch Delbrück konnten die Fehler des Kindes hinter seinen Vorzügen, die sich in einer frühen geistigen Regsamkeit und auffallenden Klugheit zeigten, zurücktreten[353]). Beim Besuche des Zaren in Berlin, im Oktober 1805 machte das Wesen des Kronprinzen allgemein einen vorzüglichen Eindruck, so daß die Königin von der Hoffnung erfüllt war, daß er eines Tages „der Ruhm seiner Familie und seines Vaterlandes" sein werde: „Was mein Herz dabei empfindet, ist nicht zu beschreiben", äußerte sie sich zur Gräfin Voß[354]). In dem engeren

---

[352]) Das Urteil Georg Schusters, des Herausgebers der Tagebuchblätter Delbrücks, lautet: „Mit großen praktischen politischen Gedanken sich zu beschäftigen, lag ihm fern, und das Wesen und die Dimensionen der Menschen und Dinge recht zu überblicken, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen richtig zu unterscheiden. Welt und Menschen unter großen Gesichtspunkten zu erfassen, war seinem gefühlvollen Herzen nicht gegeben." Einleitung zum 1. Bd. der Tagebuchblätter Delbrücks, S. XXI.

[353]) Luise an Georg, 19. Mai 1803.

[354]) Delbrück: Tagebuchblätter, 1. Teil (Bd. 36), S. 361.

Zusammensein der königlichen Familie in Königsberg und Memel wurden die Mängel seines Wesens, die mit dem zunehmenden Alter stärker hervortraten, deutlicher als zuvor. Im Oktober 1807 verschwieg Luise dem Bruder bei einer ausführlichen Schilderung des Wesens ihrer Kinder neben den Vorzügen des Kronprinzen „Fritz" nicht die Schattenseiten seines Charakters[355]). Seinen Mangel an höflichem und liebenswürdigem Betragen gibt sie in dem Briefe an Georg zu und spricht zugleich von der Besorgnis, die sie deswegen hegt, da sie erkennt, daß „das Äußere" „gar zu viel Zusammenhang mit dem Innern" hat. In seiner Gewalttätigkeit und dem unbeschränkten Drang, sich und seine Wünsche durchzusetzen, der in seinem Betragen zum Ausdruck kommt, erkennt sie die Gefahr für den künftigen Herrscher, von dem sie Bezähmung seiner persönlichen Wünsche und Opferfähigkeit verlangt.

Luise bemühte sich, seit sie einmal die Hauptschwächen der Wesensanlage ihres ältesten Sohnes erkannt hatte, durch ihre eigene Einwirkung auf ihn die Mängel der Erziehungsweise Delbrücks auszugleichen. Schon aus einem Schreiben, das Luise vor dem Kriegsausbruch des Jahres 1806 an den Sohn richtete, wird deutlich, wie sehr sie ihn auf die Wichtigkeit des Beispiels seines Wesens für andere hinzuweisen suchte: „Wirst Du einmal unter den Kriegers gezählt, so wirst Du gewiß Deine Schuldigkeit tun ... und durch Dein Exempel im Frieden wie im Krieg einen jeden aufmuntern, das zu vollbringen, was ihm obliegt. Sonst wärst Du mein Sohn nicht[356])." Im Oktober 1807 weihte sie ihn in die Schwere des Opfers ein, das sie mit ihrem Gang nach Tilsit auf sich genommen hatte, um dem Lande, dem König und ihren Kindern von Nutzen zu sein: „Er muß früh lernen, Opfer, von anderen gebracht, zu würdigen, damit der Entschluß mit ihm wachse und reife, auch alles zu tun, was recht ist"[357]), schrieb sie dem Bruder Georg, als sie ihm von der Unterredung mit dem Sohn berichtete. Den zwölften Geburtstag des Kronprinzen nahm Luise zum Anlaß, ihm in einem ausführlichen

[355]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

[356]) Luise an den Kronprinzen, 18. August 1806.

[357]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

Schreiben die bedrohliche Lage Preußens darzustellen und auch die Forderungen zu nennen, die sich daraus für jedes Mitglied dieses Staates ergäben[358]). Die Wichtigkeit des Verhaltens und Handelns eines jungen Menschen, der zu den ersten im Staate zählt, hält sie ihm vor Augen. Die Kräfte, die sie als notwendig für den Wiederaufbau des Staates nennt und deren Übung sie von ihm fordert, sind: „Nachdenken, fester Wille, Aufopferung jeder Art." Es sind die Kräfte des Geistes, des Willens und des Herzens, deren gemeinsame, gleichmäßig starke Ausbildung sie von jeher verlangt hat, da nur in ihrem Zusammenwirken jede einzelne von ihnen sich aufbauend entfalten kann[359]). Auf die Pflege dieser Eigenschaften weist sie den Sohn hin, der seine Mitarbeit am Neubau des Staates vorläufig nur in der angestrengten Ausbildung seiner Kräfte zeigen kann. Dem oft gegen die Befehle seines Erziehers aufsässigen Prinzen weiß sie an die Bedeutung des Gehorsams für das Ganze des Volkes und Staates zu erinnern: „... Bloß durch strenges Gehorchen kann man Großes hervorbringen; und unterziehen sich die Ersten diesem strengen Gehorsam, dürfen die anderen nicht klagen, und so wirst Du dem König und Vaterlande viel leisten." Diese Äußerungen Luisens sind wie auch die in den vorhergehenden Briefen an den Sohn charakteristisch für die Erziehungsweise der Königin. Sie übt mit keinem Wort an dem bisherigen Verhalten des Kronprinzen Kritik. Indem sie ihm zeigt, wie sein Handeln, das Tun eines Kindes, für den Wiederaufbau des Staates bedeutsam werden kann, weist sie ihm einen großen Sinn des rechten, gehorsamen oder selbstlosen Verhaltens, das man von ihm verlangt, auf. Sie rechnet mit dem begabten, eigenwilligen Kinde, das nicht „blind" gehorchen will. Sie weiß durch diese Erziehungsmethode, die von großer Einfühlung in die Art des Sohnes und von einem Wissen um die notwendige Erhaltung einer stolzen Gesinnung

[358]) Luise an den Kronprinzen, 16. Oktober 1807.

[359]) Luise von Mecklenburg-Strelitz: Französische Aufzeichnungen ohne Datum, die bei den Niederschriften des Jahres 1793 liegen: „Sans bonté et courage, les lumières ne sont qu'un vain ornement. Sans lumières et courage, la bienveillance n'est qu'un voeu inutile; et séparé de la bonté et des lumières le courage se porte vers des objets destructivs de la société." (HA.)

zeugt, das Selbstgefühl und das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung in dem zukünftigen König zu stärken.

Die Mahnungen dieses Briefes waren ebenso sehr an den Erzieher ihres Sohnes wie an diesen selbst gerichtet. Mit dem Hinweis, den sie Friedrich Wilhelm gab, er möge sich die Stellen ihres Briefes, die ihm unklar seien, von Delbrück erklären lassen, wollte sie letzterem wohl einen Anlaß geben, selbst anregend im Sinne ihrer Ideen auf seinen Schüler zu wirken und von einer Erziehungsmethode abzusehen, die das Gefühl des Zwanges und der Reue in dem Kronprinzen wachrufen mußte. Im Frühjahr 1808 stellte sie ihrem Vater die Enkel „nach der Reihe" vor[360]). Da rühmte sie „Leben" und „Geist" des ältesten Sohnes, ohne an sein oft mangelhaftes, oft kindisches Betragen, das sich bis zu dieser Zeit nicht geändert hatte, zu rühren: „Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an", schrieb sie voller Befriedigung über die Geistesrichtung des Kronprinzen. Als positive Eigenarten seines Wesens nannte sie hier auch seine „Empfänglichkeit für das Witzige" und seine „überraschenden Einfälle"[360]). Im Wissensdurst des Sohnes, der sich besonders auf die Geschichte richtete, und in seiner glänzenden Unterhaltungsgabe vermochte sie Eigenschaften zu erblicken, die auf die Erfüllung vorbildlichen Königtums hindeuteten. Störende Eigenschaften des Kronprinzen mögen von ihr absichtlich in einem Schreiben fortgelassen worden sein, das dem Vater im wesentlichen zur „Beruhigung" über ihr eigenes Schicksal und das ihres Landes dienen sollte. Nichtsdestoweniger hob sie die Gunst der schwierigen und traurigen Verhältnisse ihres Staates für die Erziehung ihrer Kinder hervor. Besonders „wohltätig" hielt sie es für den Thronfolger, daß er das Unglück schon als Jüngling kennenlernte.

Die harte Schule des kargen und sorgenvollen Lebens am Hofe in Königsberg und die eigene Einwirkung konnte die Königin jedoch nicht für ausreichend halten, einen kraftvollen und zielbewußten Erzieher des heranwachsenden Prinzen zu ersetzen. Seit dem Anfang des Jahres 1808 nahm sie einen fähigeren Nachfolger Delbrücks in Aussicht. Als Stein im März nach Berlin

[360]) Luise an ihren Vater, April 1808.

reiste, beauftragte ihn die Königin, Knesebeck und Ancillon, die sie als Hofmeister und Lehrer vorschlug, zu prüfen[361]). Da Knesebeck seiner Kränklichkeit wegen den Ruf an den Hof zurückweisen mußte, kam von ihren Kandidaten nur Ancillon in Frage. Diese Wahl billigte Stein. Er rühmte den „kräftigen und ausnehmend gebildeten Geist" des voraussichtlichen Nachfolgers von Delbrück. Wieder trat die Unentschlossenheit und die Rücksicht des Königs auf ihm vertraute Beamte den Plänen der Königin und Steins hindernd entgegen. Friedrich Wilhelm lehnte den Erzieherwechsel nicht ab, wünschte aber einen Aufschub der Entscheidung[362]). Erst Anfang Juli entschloß sich der König zur Genehmigung der Pläne, nachdem das Betragen des Kronprinzen bei einem Festmahl die Notwendigkeit einer kraftvollen Erziehung zu deutlich gezeigt hatte[363]). Delbrück, mit dem Stein über die geplante Veränderung sprach, erklärte sich mit den Absichten des Ministers und der Königin nicht einverstanden. In einer Eingabe an die Königin versuchte er, in seinem Sinne auf Luise einzuwirken, hatte aber keinen Erfolg. Die Bemerkungen, die Luise zu dieser Eingabe schrieb, lassen deutlich erkennen, daß sie wie Stein den Hauptgrund für das Versagen des Kronprinzen in der Unzulänglichkeit der geistigen Eigenschaften seines bisherigen Erziehers sah: „Eine Erziehung, die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes haben, er muß deutliche Begriffe der Politik haben; er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Taten zu unternehmen und zu vollbringen. Dieses liegt nicht in Delbrück[364])." Das Unverständnis und der Egoismus Delbrücks

---

[361]) Pertz, G. H.: Das Leben des Freiherrn vom Stein, 6 Bde., Berlin 1849—1855. — Bd. II, S. 171.

[362]) Luise an Stein, 31. März 1808.

[363]) Bailleu: Königin Luise, S. 283.

[364]) Königin Luise: Bemerkungen zu einer Eingabe Delbrücks. Diese Ausführungen stimmen inhaltlich mit denen Steins überein, die der Minister am 25. Juli 1808 nach seiner Unterredung mit Delbrück niederschrieb. (Pertz: Das Leben des Freiherrn vom Stein, Bd. II, S. 173.) Die Bemerkungen der Königin zeichnen sich durch die größere Prägnanz aus.

verleiteten ihn dazu, dem Kronprinzen Andeutungen über den bevorstehenden Wechsel zu machen, die ihm seine eigene Unzufriedenheit mit diesen Plänen nicht verbargen. Die Absichten der Eltern und des Erziehers mußten dem Kind so als ungerechtfertigt und willkürlich erscheinen. Mit diesem Vorgehen beschwor Delbrück leidenschaftliche Trauer und den Trotz seines Schülers herauf, der sich sogar seiner Mutter gegenüber in Verstocktheit und Unaufrichtigkeit äußerte[365]). Dieses Handeln zeigte der Königin die Unzulänglichkeit des Kronprinzenerziehers noch deutlicher, wie sie es Frau von Berg mitteilte: „Ein Mann von ausgezeichnetem Charakter, der seinen Zögling wirklich liebt, hätte ihm die Notwendigkeit eines Wechsels begreiflich gemacht, um ihm die Schwierigkeiten, die er für ein junges, liebevolles und dankbares Herz haben muß, zu erleichtern. Kurz man kann nur seufzen, denn Delbrück ... besitzt weder Vollkommenheit des Willens noch des Verstandes, aber ich glaube, in den Akkorden seines Herzens besteht wirkliche Harmonie, die Akkorde haben sich freilich nicht aus der Mittelmäßigkeit herausgehoben[366])." Die Aufregung und der Schmerz des Sohnes, die Delbrücks Verhalten verstärkt statt gemindert hatte, ließen es der Königin ratsam scheinen, den Erzieherwechsel mit Vorsicht herbeizuführen. Sie ließ den Nachfolger Delbrücks, Ancillon, durch Frau von Berg befragen, wie er ihrem Sohn den Sinn der getroffenen Abmachungen erklären werde[367]). Dieses vorsichtige Vorgehen hielt sie für notwendig, um bei der empfindlichen und spröden Eigenart Friedrich Wilhelms das geplante Werk nicht schon in seinen Anfängen scheitern zu lassen. Mit dieser Ansicht befand sich die Königin im Gegensatz zu Stein, der einen Wechsel für sofort ohne Rücksicht auf den Kronprinzen für angebracht hielt: „Stein ist zu sehr Stein in diesem Punkte ...", schrieb sie an die Freundin: „er sagt, ein Kind muß gehorchen und nicht räsonnieren. Die Frauen empfinden feiner, wie man sagt, und es ist etwas in mir, was mir unaufhörlich sagt: das ist nicht die Art, die bei Fritz angebracht ist, er hat schon zuviel Festigkeit des

[365]) Luise an Frau von Berg, 20. August 1808.

[366]) Luise an Frau von Berg, 20. August 1808.

[367]) Luise an Frau von Berg, 7. August 1808.

Charakters und des Willens, um sich zufriedenzugeben wie ein anderes Kind ... Vor allem muß man sich hüten, einen Kopf und ein Herz zu verbittern, die in allen Punkten ausgezeichnet sind[367])." Wieder wird deutlich, wie Luise ihr Vorgehen an der Eigenart des jungen Menschen ausrichtete, dessen harmonische Erziehung das Ziel ihrer Bemühungen war. Diese Harmonie seines Innern, seiner Kräfte, konnte nach ihrem Empfinden nicht geschaffen werden, wenn das Gefühl des Prinzen verletzt wurde und ein Appell an seine Einsicht ausblieb, der ihn zu der freiwilligen Bejahung der Änderung hätte veranlassen können. Ihr behutsames Vorgehen entsprach ihrer Grundhaltung, die sie schon 1806 in einem Briefe an den Sohn offenbarte: „... Alle Dinge, woraus nicht wahrer Vorteil ... für mich hervorleuchtet, werden von mir nie erzwungen werden. Nur dann, wenn ich eine Sache für gut erkenne, werdet Ihr mich unerschütterlich finden[368])."

Den Erzieherwechsel wollte sie durchsetzen, da sie ihn für heilsam hielt, aber sie wollte ihn nicht überstürzen, da er dann keinen „wahren Vorteil" hätte bringen können[369]). War auch Stein von den besten Absichten beseelt, so muß doch zugegeben werden, daß das Vorgehen der Königin bei der Veranlagung des Kronprinzen, der anderthalb Jahre später durch die bevorstehende Trennung von dem verehrten Lehrer bis zu einem Fieber erregt werden konnte, richtiger war. Aus den Äußerungen der Königin zu Frau von Berg geht deutlich genug hervor, daß ihr vorsichtiges, zögerndes Handeln absichtsvoll und wohl bedacht war, und nicht, wie Stein glaubte, durch einen Mangel an Energie

---

[368]) Luise an den Kronprinzen, 18. August 1806.

[369]) Ritter, Gerhard: Stein. Eine politische Biographie, 2 Bde., Stuttgart-Berlin 1931, behandelt die Auseinandersetzung zwischen Stein und der Königin im 2. Band, S. 85. Ritter sieht in den Worten der Königin: „Stein ist zu sehr Stein in diesem Punkte" (Luise an Frau von Berg, 7. August 1808) eine Ablehnung Luisens, weil sie „die stürmische, rücksichtslose Art seines Drängens" „als Kränkung" empfand. Die Fortsetzung ihres Briefes beweist genügend, daß solche Gründe nicht mitsprachen. Sie waren auch der Art der Königin fremd, die für stürmisches Vorwärtsdrängen und für Kritik nicht nur Verständnis besaß, sondern auch selbst energisch vorwärtsdrängen konnte, wenn sie sich überzeugt hatte, daß dieses Vorgehen richtig war. Letzteres traf hier nicht zu.

und Ausdauer für das erkannte Beste bewirkt wurde[370]). Die Kühle und Ablehnung, mit der die Königin Delbrücks Versuchen, ihre Unterstützung zu gewinnen, begegnete, zeigt ihre Entschiedenheit, sein Verbleiben auf dem bisherigen Platz keineswegs zuzulassen. Seine Einwendungen, die sich gegen die Veränderung in der Ausbildung ihres ältesten Sohnes richteten, wies sie mit den Worten zurück, daß die Lage des Staates sich geändert habe[371]). Anfang September 1808 erhielt Delbrück ein Schreiben der Königin Luise, das ihn „im ersten Augenblick sehr bewegte“[372]). Über seinen Inhalt sind wir nicht unterrichtet, dürfen aber annehmen, daß Luise sich hier kritisch gegen Delbrück äußerte, wie es ihrer Ansicht entsprach, die seit dem Versagen des Erziehers in seiner Eröffnung der Pläne an den Kronprinzen noch ablehnender war als zuvor, da sie jetzt auch die Vollkommenheit seines Charakters vermißte.

Die Unsicherheit der preußischen Lage, die durch die Entdeckung des Steinschen Briefes durch die Franzosen und den bald folgenden Abgang des Ministers herbeigeführt wurde[373]), drängte die Frage der Erziehung des Thronfolgers in den Hintergrund. Die außenpolitischen Ereignisse traten beherrschend vor und blieben es auch im folgenden Jahre. Noch 1809 war Delbrück der Erzieher des Kronprinzen. Im Frühjahr traten ihm zwar zwei Offiziere als militärische Gouverneure des Thronfolgers zur Seite, doch behielt er die Leitung der Erziehung. Die rechte Wahl war auch hier nicht getroffen. Königin Luise hatte mit sicherem Blick für starke und kühne Charaktere den General Yorck in Vorschlag gebracht, aber eine Ablehnung erfahren. Wie Scharnhorst ihr sagte, taugte Yorck nicht für den Hofdienst, sondern gehörte in das Feld vor den Feind[374]). Das Fehlen eines vollkommenen Herrscherbildes in Delbrück, nach dem er die Erziehung des preußischen Kronprinzen hätte ausrichten können,

[370]) Luise an Frau von Berg, 20. August 1808. — Ferner: Stein: Aufzeichnungen über die Königin in: Botzenhart, Erich: Freiherr vom Stein, Briefe, Denkschriften und Aufzeichnungen, Berlin 1931—1934, Bd. III, S. 531.

[371]) Delbrück, III. Teil, (Bd. 40), S. 35. — 20. August 1808.

[372]) Ebenda, S. 50. Vgl. auch S. 57, 16. September 1808.

[373]) Vgl. Teil II, 6. Kapitel, S. 174ff.

[374]) Delbrück, III. Teil, S. 167. — 4. März 1809.

war ein entscheidender Mangel seiner Erziehungsweise. Delbrück konnte nur die einzelnen Fehler des jungen Menschen tadeln und ihn nach Ausbrüchen seiner ungebändigten Leidenschaftlichkeit strafen. Er vermochte nicht die Überzeugung und damit den Willen seines Schülers für ein maßvolles Verhalten in jeder Lage zu gewinnen, da er ihm nicht den Sinn und den wahren Nutzen dieses Verhaltens aufzuweisen vermochte und es nicht verstand, den Ehrgeiz seines Zöglings auf die „Tugend" zu richten.

Königin Luise trug das Herrscherbild in sich, das Vollkommenheit des Denkens, Fühlens und Handelns darstellte. Sie hatte die Auswirkungen des Mangels an Tatkraft und an Bezwingung der Leidenschaften in Herrschern erlebt und an sich selbst die Kraft erfahren, die aus der Bezähmung der eigenen Wünsche und aus der tatkräftigen Durchführung des für gut Erkannten erwächst. Durch Anlage und Erziehung war sie geeignet, den Sohn und Thronfolger auf die Möglichkeit der Vervollkommnung des Charakters und der Erlangung des wahren Glückes hinzuweisen. Die wenigen Briefe der Königin an den Kronprinzen aus den beiden letzten Jahren vor ihrem Tode zeugen für die Lebensklugheit Luisens wie für ihren Willen, dem Sohne und damit ihrem Volke wirklich von Nutzen zu sein. Tadel und Befehle enthalten diese Briefe nicht. Sie spricht mit dem Prinzen wie mit einem Menschen, dessen gute Ziele sie kennt und billigt, dessen Wege zu diesen Zielen sie nur nicht immer für klug hält. Sie erkennt die Sehnsucht ihres Kindes, glücklich zu werden und stimmt ihr zu, aber: „Glücklich kann man nur werden durch sein Bewußtsein, und Dir dieses rein zu erhalten, immer die Gewißheit zu bewahren, ich habe recht getan, meine Pflicht erfüllt, dies ist mein Bestreben...[375])." So schreibt sie ihm im Sommer 1809, in Tagen der Krankheit und äußersten Sorge um den Staat. In der Maßlosigkeit, mit der er nach der Erfüllung seiner Wünsche strebt, und die ihn immer zum „Raub des mächtigen Augenblicks" macht[376]), erkennt sie einen Hauptfehler des Kronprinzen, gegen den sie ankämpfen muß.

[375]) Luise an den Kronprinzen, 5. Juli 1809.

[376]) Luise Radziwill an Stein, 14. August 1810. (Botzenhart: Stein III, S. 297ff.)

Als Delbrück im April 1810 endlich in der Leitung des Unterrichts von Ancillon abgelöst wurde, bemühte sich Luise, dem neuen Erzieher seine schwierige Aufgabe durch ihre eigene Einwirkung auf den Kronprinzen zu erleichtern. Der Brief, in dem sie ihn damals zur Bezähmung seiner Leidenschaftlichkeit und seines Egoismus mahnte, ist wiederum ein Zeugnis ihrer geschickten, aufbauenden Kritik an dem jungen Menschen[377]). Sie geht in ihrem Schreiben von der Annahme aus, daß er nach Festigkeit des Charakters und nach Freiheit strebe, sich aber auf einem falschen Wege dazu befinde. Der Wille, sich durchzusetzen, starrsinnig auf der Erfüllung seiner Wünsche zu beharren, wie er ihn kundtat, zeuge nicht, wie er wohl annehme, von Charakter und Freiheit: „Wer Dir sagt, daß dies Charakter, daß dies die wahre Freiheit sei, ist ein Narr oder ein falscher Freund." Dieser Ablehnung schließt sie ihren Rat an, indem sie ihm das Wesen wahrer Charakterstärke und echter Freiheit darstellt: „Die wahre Freiheit besteht nicht darin, daß man alles tut, was man kann, sondern darin, daß man nur das Gute tut und was man als gut erkennt. Nur durch Überlegung wirst Du dahin kommen, zu erkennen, was gut oder schlecht ist; nur wenn Du Deinen Willen zähmst, wird es Dir gelingen, das Gute auszuführen, selbst wenn es Deinen Neigungen, Deinem Geschmack, Deiner Bequemlichkeit widerspricht; und Charakter haben heißt: nach einer reiflichen Prüfung des Guten und Schlechten das ins Werk setzen, was man als das Gute erkennt und die ganze Kraft des Willens daran wenden, um sich nicht durch Leidenschaften davon abbringen zu lassen, die der höchsten Wahrheit des Guten feindlich sein könnten[377])." Wieder wird ihre Forderung des Zusammenwirkens von Überlegung und Willenskraft deutlich. Betont wird auch die Notwendigkeit, das für gut Erkannte in die Tat umzusetzen, die Mattigkeit oder die schlechte Leidenschaft zu besiegen, die beide die Verwirklichung eines guten Zieles zu hindern vermögen. „Erinnerung an die Vergangenheit", die ihr das Versagen von zwei Herrschern gezeigt hatte, denen die Kraft fehlte, das ersehnte Gute Tat werden zu lassen, und „Hoffnung auf die

[377]) Luise an Friedrich Wilhelm, 26. April 1810.

Zukunft“[378]), die der Sohn, wenn er diese Fehler vermied, heraufführen konnte, drücken sich in diesen Zeilen der Königin aus. Das Bild des vollkommenen Herrschers liegt ihnen zugrunde. Luise fügte dem Brief an den Sohn Exzerpte aus Ferrands „L'Esprit de l'histoire“ bei, die von der Erziehung eines Thronfolgers handeln[379]). Mit den Worten: „Lies diesen Auszug immer wieder, er enthält alles, was für die Erziehung eines jungen Fürsten notwendig ist“[380]), weist sie ihn auf die Bedeutung hin, die diese Ausführungen in ihren Augen haben. Es sind Platons Erziehungsgedanken, die diese Auszüge in französischer Verkleidung enthalten. Ausgangspunkt der hier geforderten Erziehung eines Thronfolgers ist die Bestimmung des Fürsten: seiner Nation Wohl-Tat und Glück zu bringen. Dieses Ziel wird ein Fürst nur erreichen, wenn er neben seiner geistigen Ausbildung die seines Herzens nicht vernachlässigt. Die Kraft des Herzens, die sich in dem erfolgreichen Widerstande gegen die eigenen Begierden, in der Festigkeit der Seele im Unglück und in der Erfüllung der Pflichten über alle Hindernisse hinaus bewährt, bringt erst die Erfüllung des rechten Herrschertums. Königin Luise, die dem Kronprinzen diese Gedanken Platons als Richtschnur seiner Bildung gab, erkannte das Maß der Seele als die Eigenschaft, die der Herrscher unbedingt erringen muß. Sie gab hier dem Sohne die Erkenntnis mit, die der größte Vorgänger auf dem preußischen Königsthron in die Worte gefaßt hatte: „C'est peu de s'éclairer, il faut régler son coeur[381]).“ In dieser Richtung setzte die Zusammenarbeit der Königin mit Ancillon ein, die Luise allem Anschein nach zu einer engen ausgestalten wollte. Als ihr Tod dieser gemeinsamen Einwirkung auf den Kronprinzen ein Ende gemacht hatte, beklagte Luise Radziwill den Verlust, den das Hinscheiden der Königin vor allem

---

[378]) Luise an Frau von Berg, 27. Mai 1808, über ihre Notizen zu den Süvernschen Vorlesungen.

[379]) Auszüge aus Ferrands L'Esprit de l'histoire, von Luise dem Brief vom 26. April 1810 beigefügt. (HA.)

[380]) Luise an den Kronprinzen, 26. April 1810. (Dieser Teil ist noch nicht abgedruckt. HA.)

[381]) Friedrich der Große: Epître an August Wilhelm, Oeuvres, Bd. 10, S. 61.

für die Erziehung ihres Sohnes bedeutete, da sie „in vollkommener Weise" die Fehler Friedrich Wilhelms erkannt hatte und bemüht war, die seiner Erziehung wiedergutzumachen[382]). Nach ihrem Zeugnis empfand auch der neue Erzieher des Prinzen tief die Größe dieses Verlustes, der ihm sein schwieriges Amt noch erschwerte. Neben der Rücksicht auf den König veranlaßte ihn vor allem das Wissen vom Wunsch und Willen der Königin für die Erziehung ihres Sohnes, sein Amt auch nach ihrem Tode zu behalten.

Nicht nur die Sorge um die Erziehung des Kronprinzen beschäftigte die Königin nach 1807 in zunehmendem Maße, sondern auch die Bemühung um eine eigene Weiterbildung. Luise hatte von Jugend an schon klar die Unzulänglichkeit ihrer Verstandesbildung und ihres Wissens für die Stellung, die sie einnahm, erkannt. Ihre Wahrheitsliebe ließ für sie keine Beschönigung ihrer Unwissenheit zu. Die hohen Ansprüche, die sie an eine Ausbildung des Geistes stellte, ließen sie noch in ihrem letzten Lebensjahre sagen, daß ihr Verstand sich „auf der untersten Stufe der Kultur" befinde[383]). Dabei unterschätzte sie freilich die eigenen Fähigkeiten und den Grad der Bildung, den sie in ihrer Selbsterziehung erreicht hatte. Schon in früheren Jahren hatte sie genug Freimut und innere Sicherheit besessen, um ohne falsche Scham von Menschen Rat zu erbitten, von denen sie zu lernen hoffte[384]). Diese Weise behielt sie auch in späteren Jahren bei. Ihr Drang nach Klarheit, nach einem genauen Wissen veranlaßte sie zu Fragen geographischen, naturwissenschaftlichen, historischen oder philosophischen Inhalts. Ihre gute Beobachtungsgabe regte sie im Verein mit dieser Eigenschaft an, die Erklärung von Erscheinungen zu fordern, deren Ursache ihr unklar geblieben war[385]). Häufig wandte sie sich mit derartigen Fragen an den Lehrer ihres Sohnes, Delbrück, den ihr eindringliches Forschen bisweilen in Verlegenheit setzte[386]), denn mit einer unzureichenden Antwort war die Königin nicht zufrieden-

[382]) Luise Radziwill an Stein, 14. August 1810.
[383]) Luise an Frau von Berg, Dezember 1809.
[384]) Vgl. Teil I, 1. Abschnitt, S. 32ff.
[385]) Delbrück, I. Teil, (Bd. 36), S. 329. 14. August 1805.
[386]) Delbrück II. Teil, (Bd. 37), S. 404. 28. November 1807.

zustellen. Doch gab sie Delbrück so auch Gelegenheit, selbst sein Wissen zu vertiefen, was er oft anerkannte[387]). Stellten sich auch der Erfüllung von Luisens Sehnsucht nach einer tieferen und umfassenden Bildung viele Hindernisse entgegen[384]), so gelang es ihr im Laufe der Jahre doch, mit vorzüglichen Erzeugnissen der Literatur vertraut zu werden und ein gutes Wissen auf diesem Gebiet zu gewinnen.

Wir haben hier auf den Vorwurf einzugehen, der Luise oft gemacht worden ist: ihre Bildung sei in erster Linie französisch gewesen. Sie habe die deutsche Sprache nie vollkommen beherrscht, von der deutschen Literatur nur weniges gekannt. Damit wird ein Urteil über die Schwäche der deutschen Bildung der Königin und ihre Unfähigkeit, in der Bildung richtunggebend zu wirken, gesprochen. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Luise von Mecklenburg-Strelitz ist nach der damals herrschenden höfischen Sitte in der französischen Sprache und Literatur unterrichtet worden. Die deutsche Sprache und die deutsche Literatur ist in ihrer Erziehung nicht völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Die Sprache des täglichen Umganges war am Darmstädter Hofe die deutsche. Sie wurde es auch am preußischen Hof, als Luise dorthin übergesiedelt war. Unter den wenigen Werken der Dichtung und Geschichte, die sie schon in ihrer Mädchenzeit kennenlernte, stehen Herder, Schiller und Jean Paul an erster Stelle. Herder und Schiller, die sie bevorzugte, lernte sie als junge Königin genauer kennen. Neben dem historischen Werk Friedrichs des Großen stand Luise deutsche Geschichtschreibung nur in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“[388]) und in den historischen Werken Schillers zur Verfügung. Wenige Namen, aber die größten ihrer Zeit! Luise hat an den Schöpfungen dieser großen Männer ihr Wissen erweitert, ihre Weltanschauung geklärt. Sie hat die Kräfte zur rechten Lebensführung der Einzelnen und der Völker in diesen Werken erkannt. Aus der Vergangenheit zu lernen und Mut aus ihr zu schöpfen für die Zukunft, das schien ihr der Sinn dieses Studiums zu sein[389]).

---

[387]) Ebenda, S. 415. 11. Dezember 1807.

[388]) Jean Paul an Herder, 11. November 1800.

[389]) Luise: Aufzeichnungen ohne Datum, wohl 1808, „Glaub im Unglück“. Luise an ihren Vater, Sommer 1808.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß sich ihr eigener deutscher Stil an den Werken Herders und Schillers geformt hat, dabei aber doch zu einem Stil ganz individueller Prägung geworden ist. Fehler in der Rechtschreibung und Grammatik kommen in ihren Niederschriften häufig vor. Sie hat die grammatische Sicherheit in der deutschen Sprache nie erreicht. Diese Fehler hat man zum Maßstab für die Höhe, besser für den Tiefstand der deutschen Bildung der Königin gemacht. Man hat dabei übersehen, wie reich der deutsche Wortschatz der Königin war. Ihre Fähigkeit, packende Bilder und treffende Redewendungen zu finden, beweist ein tiefes Beheimatetsein in der deutschen Sprache.

Während ihrer in Ostpreußen verbrachten Jahre wurden neben und vor Herders Schriften vor allem Goethes Werke ein Element der Bildung für sie. Ihre Freundin, Frau von Berg, berichtet uns von der Anziehungskraft, die die Werke der griechischen Klassiker für Luise von Preußen besaßen, ferner von ihrer Vorliebe für Shakespeare[390]). Luise besaß die Kraft, die allein eine wirkliche Bildung ermöglicht, das Gegebene so aufzunehmen, daß das eigene Wesen dadurch zu seiner höchsten Gestaltung gelangt[391]). Die Lebendigkeit ihrer Beziehungen zu den Klassikern des deutschen Geistes beweisen ihre Vergleiche von Menschen und Verhältnissen ihrer Zeit mit den in den Werken dieser Dichter dargestellten, ihre häufigen Zitate aus den gelesenen Schriften[392]). Ihr starkes künstlerisches Empfinden bot ihr hier einen vollkommenen Ersatz für die fehlende systematische Schulung. Ihr Urteil über die Schriften, die sie las, zeugt im allgemeinen von ihrem scharfen Blick für wesentliche Werte einer Dichtung und für deren Schwächen sowie von sicherem Geschmack. Höchstens vermochte sie ein Werk, dem nach ihrer Ansicht ein

[390]) Berg: „Luise, Königin von Preußen", S. 14.

[391]) Ebenda, S. 15: „Mit einer seltenen Kraft fruchtete ihr alles, was sie Bedeutendes las oder hörte, weil sie durch die Art, wie sie Schrift oder Rede in sich aufnahm, auf eine ihr ganz eigentümliche Weise gleichsam in ihrem Geist alles verwandelte."

[392]) Luise an Georg, 19. Mai, 18. Juni 1801; 28. Mai 1807. Luise an Frau von Kleist, 15. September 1803; Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni, 29. Juni 1807. Luise an Frau von Berg, September 1809.

höherer künstlerischer Wert mangelte, wegen seines Ideengehaltes anzuerkennen und es zu empfehlen, weil sie edle und kräftige Naturen in ihm dargestellt fand, die zur Nachahmung anfeuern sollten[393]). Sie war es, die sich 1808 begeistert über die patriotische Wirkung der Gedichte Schenkendorfs aussprach und sie empfahl[394]). Sichere Urteilskraft bewies sie gegenüber den Werken eines Schriftstellers, der ihr und ihren Geschwistern glühende Verehrung bewies. Es war Jean Paul, der der Königin und ihren drei Schwestern seinen „Titan" widmete. Königin Luise, die seine Werke im Umgange mit Frau von Kleist näher kennengelernt hatte, dankte ihm mit freundlichen Worten, die jedoch die Wärme und Begeisterung vermissen lassen, die sie stets gegenüber Menschen aufbrachte, deren Größe sie bewunderte und von denen sie gefördert zu werden glaubte[395]). Jahre später sandte sie einer Bekannten Exzerpte aus einem Werke Jean Pauls, die ihr bemerkenswert schienen und faßte dabei ihr Urteil über ihn zusammen: „Ich schicke Ihnen anbei einen kleinen Auszug aus Jean Paul, weil ich in diesem Punkte seiner Meinung bin, obwohl sein Mangel an Geschmack und selbst an Takt nicht mit meiner Gefühlsweise übereinstimmt. Ich liebe nicht dies Amalgam von Trivialem und erhabenen Ideen, diese Mischung von Heiligem und Profanem, die sogar in diesen wenigen beigefügten Zeilen zu bemerken ist[396])." Ihr natürlicher Verstand und feines Empfinden verhalfen ihr zu einem Urteil, das mit dem Goethes und Schillers über den gefeierten Schriftsteller übereinstimmt[397]). Auf sie traf die Ansicht Goethes nicht zu, die dieser angesichts der Jean-Paul-Begeisterung äußerte: „Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben[398])." Treffende Urteilskraft bewies sie auch bei der Lektüre der „Corinna" der Mme de Stael. Die psychologische Erkenntniskraft der Schriftstellerin, ihre Urteile über Welt und

---

[393]) Luise an Frau von Berg, 4. Mai 1808.

[394]) Delbrück, Teil II (Bd. 37), S. 479, 10. März 1808.

[395]) Luise an Jean Paul, 29. Mai 1800.

[396]) Luise an Frau von Krüdener, November 1809. (HA.)

[397]) Vgl. den Briefwechsel Goethes und Schillers: Äußerungen über Jean Paul; ferner Eckermann: Gespräche mit Goethe, 30. März 1831.

[398]) Eckermann: 30. März 1831.

Menschen, zogen Luise an wie überhaupt die Atmosphäre dieses Buches, ohne daß sie die „Verstiegenheit" der Gestalten, besonders die der Heldin des Werkes, verkannte[399]). Begabung und ausdauernd gepflegte Lektüre ließen sie so zu einer literarischen Bildung gelangen, die nicht dem Umfange nach, wohl aber wegen ihrer Lebendigkeit und Tiefe vorbildlich war. Die Ruhe des Königsberger Lebens im Vergleich zum Berliner Hofleben hatte Luise ihre Zeit nützen lassen, die ihr auch bisweilen infolge der Abwesenheit des Königs reichlicher zur persönlichen Verfügung stand.

Von weniger Erfolg begleitet als ihre literarischen Studien waren bis zu dieser Zeit die Bemühungen der Königin um eine gründliche geschichtliche Bildung gewesen, die ihr vor allem am Herzen lag. Es wurde ihr zu dieser Zeit immer klarer, „daß die Geschichte die größte und alleinige Lehrerin der Fürsten und ihrer Geschlechter sei", wie uns Frau von Berg berichtet[400]), die in den Jahren nach dem Kriege der Mensch war, dem sich Luise am meisten erschloß[401]). Eine Aufzeichnung Luisens aus den späteren Jahren über den Nutzen des geschichtlichen Studiums für die Bildung des Verstandes und Charakters zeigt ebenfalls, welchen hohen Wert sie der Beschäftigung mit der Historie beimaß[402]). Ihre Lektüre der Werke Schillers, Herders, des englischen Historikers Gibbon, dessen „Geschichte des Niederganges und des Falls des Römischen Reiches" sie schon vor dem Krieg kennengelernt und begeistert aufgenommen hatte[403]), konnte ihr wohl eine genauere Kenntnis einzelner Abschnitte der Geschichte ermöglichen und ein Erfassen der großen historischen Persönlichkeiten oder Strömungen, die in ihnen dargestellt waren. Doch mußte das Wissen der Königin hier vereinzelt bleiben, weil es der Grundlagen entbehrte, die erst die genaue Kenntnis der Tatsachen im Zusammenhang schafft. Luise erkannte diesen Mangel und bemühte sich nach 1807, als ihr Blick sich der Stärkung der inneren Kräfte der Nation zuwandte, ihn zu be-

[399]) Luise an Georg, 15. August 1807. Luise an Frau von Berg, 15. August 1807.

[400]) Berg: „Luise, Königin von Preußen", S. 79.

[401]) Friedrich Wilhelm III: „Vom Leben ...", S. 19.

[402]) Anhang Nr. 3.

[403]) Luise an Georg, 20. April 1805.

seitigen, soweit es in ihrer Kraft stand. Im Frühjahr 1808 ergriff sie eine Gelegenheit, die ihr die Möglichkeit zu einer gründlicheren Ausbildung ihres historischen Wissens zu bieten schien. Sie ließ sich durch einen Berater und Freund, den Kriegsrat Scheffner, eine Abschrift der Vorlesungen des Königsberger Professors Johann Wilhelm Süvern verschaffen, die dieser im Winter 1807/08 über die politische Geschichte Europas seit Karl dem Großen gehalten hatte. Im Mai, Juni und Juli hören wir aus Luisens Briefen an Scheffner und Frau von Berg, wie sehr sie diese Vorlesungen beschäftigten. Ihr Studium fiel ihr bei ihrem lückenhaften historischen Wissen nicht leicht; sie mußte Scheffner um die Erläuterung mancher Stellen bitten, die ihr unklar geblieben waren. Zu bemerken ist freilich, daß sich unter dem Unverstandenen hauptsächlich Fachausdrücke befanden und einzelne Ereignisse der frühen römischen Geschichte, die ihr unbekannt waren[404]). Luise vermittelte dem Minister der Reform, dem Freiherrn vom Stein, der gleich ihr die Notwendigkeit einer eindringenden geschichtlichen Ausbildung erkannte, ebenfalls die Kenntnis der Süvernschen Vorlesungen und bat auch ihn um Erläuterungen[404]). Die Wahrheit des Grundgedankens dieser Vorlesungen, der besagte, daß nur aus der Vereinigung von Tatkraft und Geist ein großes nationales Leben entstehen könne, fand ihre volle Zustimmung. Ansporn für die Pläne der eigenen Weiterbildung wurden ihr die Ausführungen dieses Gelehrten; das war es wohl, was sie in erster Linie mit den Worten sagen wollte: sie lerne „mit soviel Dankbarkeit" von ihm[405]). Die Wahrheit, die sich in dem Aufbau der Vorlesungen Süverns nach jenem fruchtbaren Grundprinzip zeigte, sah die Königin als die „Seele eines Geschichtsgelehrten" an[406]). Wieder wurde Luise vor allem von den großen Herrschergestalten der Geschichte angezogen. Mit dem Hinweis auf ihre Studien schrieb sie darüber dem Vater: „Das Bedürfnis, in hohen Vorbildern zu leben, war mir von jeher eigen und gehört zu meiner Natur[407])." Neben diesen Studien

[404]) Luise an Frau von Berg, 27. Mai 1808. Luise an den Kriegsrat Scheffner, 20. Juni 1808.

[405]) Luise an Frau von Berg, 8. Juli 1808.

[406]) Luise an ihre Schwester Friederike, Juni 1808.

[407]) Luise an ihren Vater, Sommer 1808.

beschäftigte sie die Lektüre einer ausführlichen Schrift Lombards: der „Matériaux, pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807", in der der Verfasser die Zweckmäßigkeit der preußischen Neutralitätspolitik nachzuweisen suchte. Die eingehende kritische Niederschrift Luisens, die sich über ein Drittel dieses Buches erstreckt[408]), ist nicht nur ein Zeugnis für ihre kraftvolle außenpolitische Überzeugung, die sie der Auffassung des langjährigen Kabinettssekretärs entgegenstellte und für ihre eigene Ansicht über die Kabinettspolitik. Sie muß vielmehr auch im Zusammenhang der intensiven historischen Studien während dieses Sommers gesehen werden. Diese Niederschrift Luisens ist die längste uns erhaltene politische Aufzeichnung von ihrer Hand, die in ihrer sorgsamen Einteilung, Genauigkeit und Umständlichkeit von dem Ernst zeugt, mit dem sie die ungewohnte politische Abhandlung schrieb. Der Kriegsrat Scheffner, den Luise häufig zu Unterredungen zu sich rief, bestärkte die Königin in der Arbeit an der eigenen Fortbildung. Ihr nahes Verhältnis zu diesem Mann zeigt am besten, wie sehr Luise für kräftige und schwungvolle Naturen, deren Vaterlandsliebe groß war, Verständnis hatte, mochten sie auch unbequeme Mahner sein und unumwunden auf die Schwächen der königlichen Lebensführung hinweisen. Scheffner sprach sich offen über die „Existenz gewisser kleinlicher Nebeneigenschaften des Geistes und Herzens" aus, die den Niedergang des Staates mit verursacht hätten[409]). Er wies auf die Schäden der üblichen Hofumgebungen hin, auf die Gefahr eines Steckenbleibens „in der Erbitterung und im Kummer". Die Königin sah die Absicht eines alten lebensvollen Mannes, der von ihr verlangte, daß sie alle „erforderlichen Kräfte", die er in ihr erkannte, aufbrächte, um den Staat wieder auf die Bahn einer friderizianischen Politik zu leiten: „Sollte es unmöglich sein", so schrieb er ihr: „zu dem Wege des Muts und der Kräftigkeit zurückzukehren, und seiner Zeit gemäß so sicher zu wandeln, wie Friedrich II.? Ich weiß, daß es unnütz sein und auch nicht glücken würde, in jede seiner Fußstapfen zu treten

[408]) Aufzeichnungen der Königin über die „Matériaux ..." Lombards vom Sommer 1808, veröffentlicht von Bogdan Krieger, DR. Bd. 263, September 1901.

[409]) Scheffner an Luise, 30. Mai 1808.

— aber wie nützlich könnte es werden, die Gegenwart in und mit seinem Geiste zu behandeln[410])?“ In dem Umgange mit diesem Mann und im Studium der Geschichte bildete sich die ihr schon früher eigene Empfindung zu klarem Bewußtsein aus, daß gerade die „unglücklichsten und verhängnisvollsten“ Begebenheiten „das Mittel und der Weg zu Größerem, zu der in der Hitze gereiften Tugend“ zu werden vermögen[410]).

Schon im Herbst 1808 wurden auch die Studien Luisens wieder durch die außenpolitischen Ereignisse unterbrochen, die ihre aktive Mitwirkung forderten. Die Bedrängtheit und Ungewißheit der preußischen Lage ließ in der Folgezeit kaum nach, sie wurde im Jahre 1809 während des österreichisch-französischen Krieges noch größer. Die innere Anspannung, die Luise der Kampf um Alexander kostete, die ständige Sorge um das Verhalten des Königs ließen sie nicht zu der Ruhe kommen, die sie für intensive geschichtliche Studien brauchte. Nur die Lektüre der historischen Dramen Schillers hat Luise auch im Jahre 1809 häufig betrieben[411]). Im „Wilhelm Tell“, in der „Jungfrau von Orléans“ und der „Braut von Messina“ sah sie die Kräfte dargestellt, die auch für ihr Land wieder die Freiheit erkämpfen konnten: hingebungsvolle Vaterlandsliebe und Ehrgefühl[411]). Erst im Dezember 1809, als die nahe Rückkehr des Königspaares nach Berlin in Aussicht stand, konnte Königin Luise an die Wiederaufnahme ihrer historischen Studien denken. Noch vor der Abreise von Königsberg gab sie Frau von Berg den Auftrag, mit Professor Ancillon zu sprechen, bei dem sie einen geschichtlichen Kursus zu nehmen beabsichtigte[412]). Einige Monate vor ihrem Tode begann sie mit den lange geplanten Übungen[413]).

Neben der Erziehung des Kronprinzen und der eigenen Fortbildung lag der Königin in ihren letzten Lebensjahren die Aufrichtung einer Erziehung und Bildung des Volkes am Herzen, die vor allem die Kräfte des Menschen für das Handeln bereitete, das man je nach seiner Stellung im Volksganzen von ihm erwarten

[410]) Luise an ihren Vater, Sommer 1808.
[411]) Luise an Frau von Berg, September 1809.
[412]) Luise an Frau von Berg, Dezember 1809.
[413]) Friedrich Wilhelm III.: „Vom Leben ...“, S. 18.

mußte und das die Zeitumstände forderten. In einer Zeit der Erniedrigung des Volkes und der Vorbereitung zum Kampf um die Freiheit mußte die sittliche und willensmäßige Kräftigung des Menschen im Vordergrund der Erziehung stehen; denn von der hingebungsvollen, entschlossenen Tat erwartete Luise die Besserung der Lage ihres Vaterlandes. Die einseitige Verstandesbildung, wie sie die Aufklärung gefördert hatte, konnte nach ihrer Ansicht keine Formung der Gesamtheit der Kräfte des Menschen erreichen und brachte ihn dadurch in die Gefahr, „den Pfad zu verfehlen, den die Vorsehung ihm hier unten vorgezeichnet" hatte[414]). Sie konnte leicht dazu führen, die jedem Einzelnen innewohnenden Kräfte, die seiner Natur entsprachen, zu vernachlässigen und dadurch zu verstümmeln. Die Erziehung, die Königin Luise wünschte, fand sie in den Bestrebungen Pestalozzis angebahnt, dessen Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud" sie im Frühjahr 1809 las. Seine Lektüre veranlaßte sie zu der impulsiven Äußerung: „Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich ... in einen Wagen und rollte zu Pestalozzi in der Schweiz, um den edlen Mann ... zu danken; wie gut meint er's mit der Menschheit[415])." Bischof Eylert berichtet zutreffend über die Gründe, die die Königin Pestalozzis Methode bejahen ließen: „Das Originelle in seiner ‚Anschauungslehre', die alles auf geistige und sinnliche Eindrücke bauet, das Kind in der Gesamtheit aller seiner Kräfte faßt und festhält, dann ineinander greifend lückenlos weiterführt und entwickelt, selbsttätig aus sich selbst heraus, schien ihr naturgemäß und das allein Rechte[416])." In Königsberg fand sie in Süvern und Wilhelm von Humboldt die Männer, die die Einführung der Pestalozzischen Methode der Erziehung in einem Normalinstitut befürworteten. Karl August Zeller, ein Schüler des Schweizer Pädagogen, wurde zur Leitung dieses Instituts nach Königsberg berufen. Luise, die sich mit Zeller des öfteren über die Grundsätze der Pestalozzischen Erziehung unterhielt[417]), besuchte auch das von ihm geleitete Institut.

[414]) Luise an Frau von Kleist, 1803. (HA.)

[415]) Luise an Frau von Berg, März 1809.

[416]) Eylert: Bd. II, 1. Abschnitt, S. 258.

[417]) Scheffner, Johann Georg: „Mein Leben, wie ich, Johann Georg Scheffner, es selbst beschrieben". Königsberg und Leipzig 1821 und 1823, S. 406.

Die Kargheit der Mittel, die Zeller in der Notzeit des Staates zur Verfügung standen, erregte ihren Unwillen und veranlaßte sie zu dem Versprechen, ihm eine Erweiterung der materiellen Grundlage seiner Anstalt zu verschaffen[418]). Gemäß ihrer Überzeugung, daß nur die vollkommene Entwicklung der Kräfte aller Volksglieder ein gesundes Leben des Staates bewirken könne, forderte Luise auch eine gründliche Ausbildung der Mädchen. Den Richtpunkt für ihre Ziele in der Mädchenerziehung gaben die besonderen Aufgaben der Frau ab. Eine gleichförmige Ausbildung aller Volksmitglieder, die ihren Platz im Volksganzen nicht berücksichtigte, lehnte Luise ab. Eine derartige Erziehung und Bildung nahm auf die „Natur des Menschen" zu wenig Rücksicht und führte so leicht zu „Vielwisserei und oberflächlichem Wissen". Beides aber wollte die Königin vermeiden[419]). Sie forderte, daß „das Wissen der Frauen, wohlgeordnet und nur zu einem Zweck hinzielend, der Veredlung und Verschönerung ihres Charakters und ihren Verhältnissen als Gattin, Mutter und Staatsbürgerin allein dienen müsse"[419]). Auch hier stand für sie die Bildung des Charakters im Vordergrunde. Da der Charakter jedoch vor allem in den besonderen Verhältnissen eines jeden Menschen seine Bewährung findet, so hatte die Bildung diese zu berücksichtigen. Charakterbildung aber war für sie nicht möglich ohne die Schulung des Verstandes, ohne ein klares Wissen von den besonderen Aufgaben, die jedem Menschen an seinem Platz obliegen[420]). Ohne Einsicht konnte sich der Wille eines gutveranlagten Menschen zerstörend auswirken. Zu beachten ist, daß Königin Luise auf die Bildung der Frau als Staatsbürgerin Wert legte. Sie erkannte die Natürlichkeit und Notwendigkeit ihrer Einordnung in das Staatsganze und begriff die Bedeutung ihres Verhaltens im Frieden und im Krieg. Die Erörterung der Erziehungsfragen, auch die einer vertieften und erweiterten Ausbildung der Mädchen, bildete einen Hauptgegenstand der Unterredungen mit Scheffner, wie uns ein Brief des Kriegsrates an die Königin zeigt, in dem er die Wichtigkeit einer neuen Er-

---

[418]) Luise an K. A. Zeller, 14. Dezember 1809.

[419]) Berg: „Luise, Königin von Preußen", S. 15.

[420]) Luise an Georg, 17. Dezember 1807. Luise an Scheffner, 20. Juni 1808.

ziehung aller Volksglieder betont, da von ihr die „Friedens- und Kriegsstärke der Staaten" abhinge[421]). Königin Luise hatte in Petersburg die Anstalten der russischen Kaiserin für die Mädchenerziehung kennengelernt und die gesunden Prinzipien bewundert[422]). Für ähnliche Einrichtungen fehlten dem preußischen Staate die Mittel. Über Anregungen kam das Wirken Luisens hier nicht hinaus. Ihr persönliches, direktes Eingreifen mußte sich neben der Unterstützung einzelner Institute auf die Förderung junger Menschen beschränken, die sie kannte und von denen sie annahm, daß eine vorzügliche Bildung sie zu hervorragenden Mitgliedern ihres Volkes formen werde. Ein Beispiel für dieses Wirken der Königin ist ihre Fürsorge für den Sohn der Frau von Kleist, dessen Erziehungskosten Luise zum Teil übernahm. In ihrem Angebot an die Mutter des jungen Menschen legt sie die Selbstverständlichkeit und Pflicht ihres Anerbietens dar. Sie sieht es als die Aufgabe der Menschen an, die für den Sieg des „Guten" kämpfen, seinen „Keim" so viel wie möglich zu „verbreiten" und zu „pflegen". „Es ist mein höchster Beruf als Mutter und als Königin des Landes, dem ich ganz angehöre", schreibt sie an Frau von Kleist[423]). Die Freundin soll in ihrer Bemühung den Versuch zur Abtragung der „großen Schuld" erblicken, die sie der Menschheit gegenüber hat. „Schuld" haben wir in dem Sinne der Verantwortung, der Verpflichtung aufzufassen. Auch dieses Schreiben der Königin ist ein Zeugnis, wie sie die Sorge um die rechte Erziehung bildungsfähiger Menschen gerade in den Tagen am meisten beschäftigte, als die außenpolitische Not Preußens sich während des österreichisch-französischen Krieges äußerst gesteigert hatte und die Unmöglichkeit des preußischen Mithandelns im Kriege gegen Napoleon sie so erregte, daß sie erkrankte[424]). Mangel an seelischer und geistiger Kraft der Monarchen und eines Teiles ihrer Berater verschuldete das Fernbleiben Rußlands und Preußens von der kriegerischen Tat gegen Bonaparte, zu der Österreich sich aufgerafft hatte. Folge-

[421]) Scheffner an die Königin Luise, 17. August 1809.

[422]) Luise: Tagebuch der Reise von Königsberg nach Petersburg, 28. Januar, 30. Januar 1809.

[423]) Luise an Frau von Kleist, 28. Juli 1809. (HA.)

[424]) Vgl. Teil II, 8. Kapitel, S. 182.

richtig setzte sich Königin Luise für die Schaffung der Grundlagen eines rechten Handelns im rechten Augenblick ein, zu dem die neue kraftvolle Erziehung führen sollte.

Die Sorge Luisens für die rechte Erziehung des Kronprinzen wie die Bestrebungen um die Vervollkommnung der eigenen Bildung und der ihres Volkes sind Ausdruck ihrer tiefen und umfassenden Auffassung von den politischen Pflichten der Herrscher und Offenbarung ihres Wissens, daß erst die sorgfältige Bildung des Geistes, des Herzens und der Willenskraft mutige Tat und ausdauernden Kampf für ein großes Ziel ermöglicht.

II.

POLITISCHES WIRKEN IM ENGEREN SINNE: KÖNIGIN LUISE UND NAPOLEON

KÖNIGIN LUISE UND NAPOLEON

Königin Luise von Preußen war die Verkörperung der Kräfte, die Napoleon entgegengestellt werden konnten. Sie ist sich ihres notwendigen Gegensatzes und damit Kampfes gegen diesen Herrscher bewußt gewesen und hat ihr Wissen und ihren Willen aktiv in das Ringen der feindlichen Führer und Völker eingesetzt. Charakter und Temperament machten sie zu einer Vorkämpferin. Mit den Männern der preußisch-deutschen Erneuerung zusammen kann man sie zu den Gegenspielern des einen Genies rechnen. Das Recht, dies zu tun, gibt uns einmal Napoleon selbst. Er hat sie seine „größte Feindin" genannt[425]). Zum zweiten gibt uns ihr eigenes Volk dieses Recht; es hat sie in der Zeit der größten Erniedrigung Preußens und Deutschlands und in den Tagen der Erhebung als Führerin im Kampf gegen den Korsen empfunden.

Ihr Wirken wird am Anfang durch das Ereignis von Ansbach, das sie zu stärkerem aktiven Eingreifen in die Politik gegen Napoleon aufrief, am Ende durch ihr Werk der Wiederberufung Hardenbergs in die preußische Regierung begrenzt. Dazwischen liegen ihre führende Stellung in der sogenannten Kriegspartei am Hofe, ihr Erscheinen im preußischen Hauptquartier im Herbst 1806, ihr Festhalten an der Koalition mit Rußland und damit am Kriege gegen Bonaparte. Diesen Daten stehen auf der Seite Napoleons gegenüber sein Wirken gegen die Königin in Bulletins, Briefen und Zeitungen. Es folgt das persönliche Sich-Messen beider Kämpfer bei der Begegnung in Tilsit. Von nun an bahnt sie den Kräften gegen Napoleon und der Arbeit für die preußisch-deutsche Erneuerung den Weg: Sie ist Helferin der tatwirkenden Männer und Widersacherin der untätigen. Auch nach der Begegnung von Tilsit nimmt Napoleon Stellung zur Königin. Briefe, Äußerungen gegenüber Persönlichkeiten seiner Umgebung liegen vor. Der letzte Kampf Luisens und Napoleons muß besonders genannt werden. Es ist ein Ringen zwischen dem noch lebenden Herrscher und der noch lebendigen Gestalt und Wirkkraft einer Dahingeschiedenen.

[425]) Mitgeteilt in Aufzeichnungen der Herzogin Dorothea von Sagan und Talleyrand, geborene Prinzessin von Kurland. (HA.)

KÖNIGIN LUISE ALS MITTELPUNKT DER PREUSSISCHEN KRIEGSPARTEI BIS ZUR SCHLACHT VON JENA UND AUERSTEDT

Im Herbst 1805 wird Luise zum Mittelpunkt der Kriegspartei, die man auch die „russische" Partei oder „Partei der Königin" nennt. Neben dem König, dessen friedensliebende Haltung offen zutage tritt[426]), erscheint sie als die „kriegerische Königin"[427]), die dem französischen Gesandten unumwunden erklärt, daß Preußen zum Kampf für die „Unabhängigkeit" entschlossen sei und daß der König „sich selbst an die Spitze der Armee stellen" werde[428]). Der Durchmarsch der französischen Truppen durch Ansbach hat in ihr den Willen zur Mitarbeit an der Gestaltung der preußischen Außenpolitik aufs stärkste angeregt. Die Richtung ihrer Mitarbeit ist durch die Einsicht der notwendigen kriegerischen Auseinandersetzung mit Napoleon gegeben. Bonaparte bedroht mit seinem Handeln die preußische Selbständigkeit und Ehre. Das ist ein Grund, der für sie allein schon ausreichen würde, gegen ihn zu kämpfen. Ferner wird durch seinen Einbruch in Deutschland die Freiheit und letzten Endes die Existenzmöglichkeit des süddeutschen Menschen gefährdet. Sie tritt für einen Anschluß ihres Staates an die russisch-österreichische Koalition ein. Preußens Eingreifen scheint ihr hier aus dem Grunde der Selbsterhaltung des Staates gerechtfertigt: Preußen muß an der Seite seiner Nachbarn die Kraft des Gegners schwächen helfen, damit dessen Kraft es nicht selbst nach dem Niederwerfen dieser Nachbarn zermalme. Auf den „Vorzug" der „Moralität" einer neutralen, friedlichen Haltung muß man nach ihrer Ansicht verzichten, „wenn er dem Volke und dem Lande, das man regiert,

[426]) Vgl. Teil I, 1. Abschnitt, S. 47f.

[427]) Gneisenau an seine Frau in: Pertz, G. H.: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithard von Gneisenau", Bd. 1—3, Berlin 1864—1869. Bd. 4 und 5 von Hans Delbrück, 1879, 1880, Bd. I, S. 95f.

[428]) Napoleon spielte mit dem Lob des Liedes „Regina Guerriera" im Juli 1807, als Königin Luise bei ihm in Tilsit zu Gast war, auf die Haltung an, die sie Frankreich gezeigt hatte. (Nach einem Bericht der Fürstin Luise Radziwill, HJbb. III, 1899, S. 240, siehe Bailleu.)

schädlich ist“[429]). Ferner ist dieser Kampf ein Gebot der Moralität und Solidarität mit den befreundeten Mächten: Preußen hat dem deutschen Vorkämpfer gegen Napoleon beizustehen, und auch dem Verteidiger der europäischen Ruhe und Ordnung, zu dem sich Alexander von Rußland erklärt hat[429]).

Nach der Schlacht von Austerlitz ließ sich Haugwitz durch Napoleon zum Vertrage von Schönbrunn bestimmen, der dank der voreiligen Entwaffnung der preußischen Truppen im Februar 1806 von Bonaparte zum Pariser Vertrage verschärft wurde. Der König hatte sich durch seine Minister zu diesem voreiligen Schritt bestimmen lassen und mußte daher in die preußische Neutralität willigen. Luise billigte diese Entwicklung der Dinge gar nicht. Im Februar 1806 bekennt sie sich offen als Gegnerin des Bündnisses mit Frankreich. Lucchesini verzeichnet ungehalten das Beharren der Königin bei dieser „unvernünftigen“ Politik[430]). Das stärkste Zeugnis für die Wirkung ihrer Persönlichkeit in diesen Tagen gibt uns die vom Grafen Kalckreuth an den König gerichtete Bitte, das Regiment der Ansbacher Dragoner nach der Königin nennen zu dürfen[431]). Die Armee erkennt in ihr die Vertreterin der militärischen und nationalen Ehre.

Die Mitarbeit Luisens in der äußeren Politik ist auf die Festigung der Beziehungen zu Rußland gerichtet. Rußlands Bundesgenossenschaft soll für den drohenden Krieg mit Napoleon gewahrt bleiben. Ihre Aktivität kommt am stärksten in dem Zwischenfall Alopeus-Haugwitz zum Ausdruck. Die Tatsachen sind folgende: Der russische Gesandte, Baron von Alopeus, hatte sich geweigert, mit Haugwitz, dem Vertreter der franzosenfreundlichen Politik, zu verhandeln. Haugwitz und mit ihm der Kabinettssekretär Lombard verlangten daraufhin die Abberufung des russischen Gesandten. Luise setzte sich in einer Denkschrift für das Verbleiben des preußenfreundlichen Gesandten in Berlin

[429]) Luise: Aufzeichnungen über die „Matériaux ...“ von Lombard, Sommer 1808. Die Gedanken ihrer späteren Niederschrift stimmen mit ihrer Haltung während des Herbstes 1805 überein. Vgl. Teil I, 1. Abschnitt, S. 47ff. und 2. Abschnitt, S. 74f.

[430]) Lucchesini an seine Frau, 25. Februar 1806. (HA.)

[431]) Am 5. März 1806 erhielt das Regiment durch eine Kabinettsordre den Namen Regiment Königin-Dragoner.

ein[432]). Sie nutzte den seinerzeit durch das Verhalten gegen den französischen Gesandten Laforest geschaffenen Präzedenzfall für ihre Ziele aus[433]). Die Gesichtspunkte dieser Schrift sind nach der Darlegung des Falles folgende: Das strenge Handeln gegenüber Alopeus könnte einen Preußen weniger geneigten Gesandten an seine Stelle treten lassen und Preußen der Gefahr der Isolierung aussetzen, was einer Auslieferung an Napoleon, an den „colosse infame" gleichkäme. Ein nachsichtiges Handeln gegen Frankreich im Vergleich zu dem Verhalten gegen Rußland könnte der Regierung leicht den Vorwurf der Schwäche gegenüber einem Herrscher eintragen, der „mit Recht von der ganzen Welt gehaßt ist". Abzulehnen sind Leute in der Umgebung des Königs, die aus Unwissenheit oder üblem Willen an der Vergrößerung der napoleonischen Macht arbeiten. (Es kommen hier für sie in erster Linie Haugwitz und Lombard in Frage.) Die Verbindung mit Frankreich wird abgelehnt, da Bonaparte seiner Natur nach keine Bundesgenossen und keine Freunde, sondern „Sklaven" will, nur „Instrumente seines Willens". Napoleon wird an dieser Stelle wieder mit dem Ausdruck ‚monstre' bezeichnet. Luise ist überzeugt, daß jeder Preuße lieber sein Blut vergießen wird, als sich so weit zu erniedrigen, Alliierter, das heißt Sklave der Franzosen zu sein. Mindestens ebenso wichtig wie Napoleon nicht zu reizen, ist es daher nach ihrer Ansicht, die Freunde Preußens nicht zu verbittern, die Stützen gegen Napoleon festzuhalten. Die Basis, auf der diese Denkschrift ruht, ist die Überzeugung der Königin, daß der Gegensatz zu Frankreich, zu Napoleon unüberbrückbar sei und daß es über kurz oder lang zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit diesem Herrscher kommen müsse. Von diesem Grundgedanken aus ist das starke Eintreten für Rußland, für den möglichen Verbündeten, zu verstehen.

Bemerkenswert ist die Auffassung Luisens von Napoleon. Sie sieht schon in dieser Zeit nicht nur den starken gegnerischen

---

[432]) Luise: „Parallele des Verhaltens, das man gegen Laforest und Alopeus gezeigt hat." 1806. (Anhang Nr. 2.)

[433]) Man hat Laforest, der nicht mit Hardenberg verhandeln wollte, im Dienst behalten. Haugwitz und Lombard, die jetzt eine Demarche an den russischen Kaiser befürworteten, hatten eine solche beim französischen Herrscher unterlassen.

Heerführer und Staatsmann in ihm, sondern die riesige Gegenkraft schlechthin, mit der man nicht paktieren kann. Ihr gegenüber hat man nur die Wahl zu unterliegen oder sie niederzuringen. Ihr ist es selbstverständlich, daß man den Kampf mit dieser Macht bejaht. Luise ist sich der Größe Napoleons vollkommen bewußt. Ihn zu bezeichnen, scheinen ihr Ausdrücke angemessen, die sie sonst auf keinen Menschen anwendet. „Colosse Infame" lautet eine Bezeichnung in dieser Denkschrift. Das Riesige, Übermenschliche der Gestalt Napoleons wird darin ausgedrückt. „Infame" muß sie ihn von ihrem Standpunkt aus nennen. Als deutsche Frau und preußische Königin kann sie den Eroberer deutschen Landes und den Unterdrücker Preußens nur so auffassen. Ferner widerspricht er dem Bild, das sie vom Fürsten und Führer eines Volkes hat, in einem Maße, daß ihr ein derartiges Attribut der großen Kraft Napoleons gerechtfertigt erscheinen muß. Von einer ähnlichen Erfassung des großen Gegners zeugt auch das Bild des „monstre", des ungeheuren, riesenhaften Wesens, das sie wählt. Es bezeichnet zugleich etwas Amoralisches, Abscheuliches. Auch hierin kommt ihre Stellungnahme zum Ausdruck. Besser als manche Staatsmänner hat sie erkannt, daß ein Bündnis mit Napoleon nur auf eine Unterjochung Preußens hinauslaufen kann.

Ob Napoleon von dieser Schrift erfahren hat, ist uns unbekannt. Luisens Eintreten für Rußland und seine Begründung sind ihm bekannt geworden. Ihre Bevorzugung Hardenbergs, dem sie ihre Zimmer zu Zusammenkünften mit dem König zur Verfügung stellt, bleibt nicht geheim[434]). Ebenso weiß man von ihrer Ablehnung des Ministers Haugwitz, den sie lange Zeit nicht empfängt. Der König wünscht in dieser Zeit noch ein Festhalten an der Allianz mit Frankreich. Luise setzt ihren ganzen Einfluß darein, ihn von der Notwendigkeit einer eigenwilligen Politik gegenüber Frankreich zu überzeugen. Charakteristisch ist ihr Brief vom 2. April an den König: „Die Nachrichten aus Westfalen sind schlimm... Übrigens beweist das immer mehr, daß seine Politik nichts achtet. Je mehr Nachgiebigkeit man ihm zeigt, um so mehr spottet er derer, die so dumm sind. Gewalt

[434]) Luise an Hardenberg, 12. Juni 1806. Hardenberg hatte eine inoffizielle Mission zugunsten einer Rußland und England freundlichen Politik.

gegen Gewalt, das ist meiner Meinung nach das einzige..." Wieder drängt sie auf die Napoleon und dem Staate Friedrichs des Großen zukommende Politik der Kraft. Daß sie den Krieg damit ins Auge faßt, ist selbstverständlich; denn daß Bonaparte es auf die äußerste Kraftprobe ankommen lassen wird, weiß sie.

Anfang Juni 1806 wird das Wirken Luisens für eine energische Politik in Berlin unterbrochen. Sie reist aus Gesundheitsrücksichten nach Pyrmont. Wahr ist, daß sie einer Erholung dringend bedurfte. Zu allen außenpolitischen Aufregungen hatte sie der Tod eines Kindes, ihres Sohnes Ferdinand, getroffen. Zu bemerken ist jedoch, daß Luise den oben erwähnten Brief einen Tag nach ihres Sohnes Tod geschrieben hat. Wir finden bei allem Schmerz gefaßte Worte über den erlebten Verlust, denen sofort Ausführungen politischen Inhalts folgen. Sie beweist trotz des Erlebten Kraft genug, sich für das Ganze, für Volk und Staat, einzusetzen, so wie sie es für nötig hält. Man kann sich trotz der schlechten Gesundheit Luisens des Eindrucks nicht erwehren, daß die Reise nach Pyrmont nicht auf ihren Wunsch zustandegekommen ist. Beweise für einen Befehl des Königs zur Reise und somit zur Entfernung Luisens vom preußischen Hof fehlen uns[435]). Als gewiß kann man annehmen, daß Friedrich Wilhelm das Fernsein der Königin vom politischen Zentrum des Staates erwünscht war. Während ihrer Reise versucht Luise von Braunschweig aus, wo sie beim Herzog Aufenthalt nimmt, den König zu einem Entschluß zu veranlassen. Sie berichtet von einem Gespräch mit dem Herzog, in dem Ferdinand auf die Notwendigkeit einer Entscheidung Friedrich Wilhelms, zu welcher Seite er sich schlagen will, hinweist[436]). In dem Gedanken der bevorstehenden Auseinandersetzung mit Napoleon wirkt sie auch bei dem Kurfürsten von Hessen, um ihn und seine Truppen bei Preußen zu halten[437]). Sie spricht in einem bestimmten Futurum von dem Zusammenwirken dieser Truppen mit den preußischen beim Niederwerfen der „infamen Franzosen". Hoffnungen auf die sächsischen Truppen

[435]) Paléologue, M. Maurice: Louise, Reine de Prusse, La naissance d'une légende. RDM. 103, 1891, S. 612, spricht von einem „Befehl" des Königs, ohne Belege dafür anzuführen.

[436]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1806.

[437]) Luise an Friedrich Wilhelm, 7. Juli 1806.

und auf die russische Hilfe geben ihr „etwas Ruhe"; sie hat bei Friedrich Wilhelms Verhalten die ganze Zeit darunter gelitten, Preußen in dem bevorstehenden Kampf allein zu wissen. Vor der Wiedervereinigung mit dem König sieht sie bei Napoleons Verhalten die baldige Änderung der Lage voraus, d. h. die Wendung zum Kriege. Im Briefe vom 30. Juli 1806 an den König steht die moralische Verurteilung Bonapartes allein: „Napoleon ist ein Schuft." Sie ist erklärbar durch die vorausgegangenen Ereignisse. Trotz seines Bündnisses mit Preußen hat Napoleon französische Truppen in der Oberpfalz, in Ansbach, am Niederrhein und in Wesel stehen lassen.

Wir besitzen aus den beiden letzten Monaten vor dem Kriege, August und September 1806, kein Zeugnis mehr für Luisens direkte Mitwirkung an der Politik, die den Krieg vorbereitet. Luise arbeitet aber in den Septembertagen 1806 an der Verschärfung des Konfliktes mit Napoleon, indem sie die Beziehungen zum russischen Hofe mit aller Energie enger zu gestalten sucht. Obwohl sie im Sinne Friedrich Wilhelms Alexander gegenüber für Haugwitz eingetreten ist, läßt sie dem Zaren doch durch den Gesandten Alopeus die Nachricht zukommen, daß ihr wirkliches Vertrauen nur Hardenberg besitze. Sie fordert Alexander auf, letzteren als Unterhändler in den preußisch-russischen Verhandlungen zu erbitten.

Nach der Absendung des preußischen Ultimatums an Napoleon begleitete Luise den König am 20. September ins Hauptquartier. Sie reiste mit ihm nach Weimar weiter und zog am 13. Oktober, nach der Nachricht von der Besetzung Naumburgs durch die Franzosen, mit der Hauptarmee in Richtung Auerstedt. Die unglückliche Entwicklung der preußischen Lage nötigte sie endlich zur Flucht nach Berlin.

Ihre Anwesenheit im preußischen Hauptquartier hat Ablehnung oder größte Billigung erfahren. Sie selbst hat ihre Anwesenheit mit dem Willen des Königs begründet und mit ihrem eigenen Wunsch, in der Nähe der Kriegsereignisse nicht Gerüchten ausgesetzt zu sein[438]). Auf jeden Fall kräftigte ihre Erscheinung inmitten der Truppen den preußischen Kriegswillen.

[438]) Unterredung mit Gentz vom 9. Oktober 1806. Bericht von Gentz in seinem „Journal ...", S. 296—301.

DIE ANGRIFFE NAPOLEONS AUF DIE KÖNIGIN UND DIE FRAGE NACH IHRER BERECHTIGUNG

Luisens Handeln erfährt die Beurteilung des großen Gegners, gegen den es gerichtet war. Diese Beurteilung ist Verurteilung. Wie lauten die Vorwürfe Napoleons, und wie sind sie begründet?

In den „Bulletins der Großen Armee" vom Oktober 1806 setzt sich Napoleon des längeren mit der Persönlichkeit der preußischen Königin auseinander. Die wichtigsten Worte des 1. Bulletins vom 8. Oktober, die Luise betreffen, lauten: „Comme on dit qu'il y a une belle reine qui veut être témoin du combat, soyons courtois, et marchons... pour la Saxe. L'empereur avait raison de parler ainsi, car la Reine de Prusse est à l'armée, habillée en amazone, portant l'uniforme de son régiment de dragons, écrivant vingt lettres par jour pour exciter de toutes parts l'incendie. Il semble voir Armide dans son égarement mettant le feu à son propre palais. Après elle, le prince Louis de Prusse... A l'exemple de ces deux grands personnages, toute la cour crie à la guerre[439])."

Betrachten wir die Aussagen über die Königin: Die Tatsache von Luisens Anwesenheit beim Heer wird festgestellt, ihr Auftreten im Gewand der „Amazone", in den Farben ihres Regiments. Napoleon, der die tieferen Gründe für Luisens Anwesenheit im preußischen Hauptquartier unmöglich durchschauen konnte, hat dieses Handeln der Königin gleich vielen Deutschen nur mit ihrer unweiblichen kriegerischen Haltung zu erklären gewußt. Der Vorwurf, daß sie in ihren zahlreichen Briefen bemüht gewesen ist, die Empörung gegen Napoleon und damit — wie er naturgemäß sagen muß — „den Brand anzufachen", geht auf das Wissen von ihrem reichen Briefwechsel zurück. Ob sie die zum Widerstand gegen Napoleon aufrufenden Briefe gerade in

[439]) Napoléon I., Correspondance 13. Nr. 10967, S. 324ff.

diesen Tagen im Hauptquartier verfaßt hat oder nicht, bleibt dabei belanglos. Napoleon hat richtig erkannt, daß sie in stärkstem Maße durch ihren persönlichen Einsatz zur Unnachgiebigkeit gegen seine Macht aufgerufen hat. Der Vergleich Luisens mit der wahnsinnigen Armida ist, von Napoleons Standpunkt aus gesehen, richtig. Es scheint ihm Wahnsinn, ihn zum Kriege herauszufordern. Es steckt hinter dieser maßlos klingenden Beleidigung nur die Überzeugung Napoleons von seiner Macht, seiner Unbesiegbarkeit, die jedes andere Gefühl in ihm überragt. Der letzte Satz gibt die starke beispielhafte Wirkung von Luisens und Louis Ferdinands Verhalten zu; ihr Einfluß hat vor allem den preußischen Hof aufgerüttelt.

Es folgt das 8. Bulletin vom 16. Oktober: „La reine de Prusse a été plusieurs fois en vue de nos postes; elle est dans des transes et des alarmes continuelles. La veille elle avait passé son régiment en revue; elle excitait sans cesse le Roi et les généraux; elle voulait du sang...[440])."

Nach der Schlacht spricht hier Napoleon mit Genugtuung von dem Unglück der Königin, ihrer Flucht und Gefahr, in seine Gefangenschaft zu geraten. Wieder wird ihre anfeuernde, den König und das Heer aufstachelnde Wirkung betont. Der kurze Satz: „Sie wollte Blut" stellt sie auch als eine blutgierige Amazone dar. Dieser prägnante Ausdruck ist von Napoleon in seinem Haß gewiß mit Absicht gewählt worden, um die Feindin — besonders auch in ihrem eigenen Volk — herabzusetzen.

Im 9. Bulletin vom 17. Oktober nennt er sie „eine Frau mit einem hübschen Gesicht, aber von wenig Geist"[441]). Die Begründung für das Urteil des Mangels an Geist wird in ihrer Unfähigkeit, die Konsequenzen ihres Handelns vorauszusehen, erblickt. Napoleon wählt hier die weithin sichtbare Erscheinung der Königin unter denen aus, die sich in ihrem Willen zu einem ehrenvollen Kampf über die Kräfte Preußens täuschten.

Aus dem 15. Bulletin vom 23. Oktober geht hervor, daß Napoleon, um den König, den baldigen Verhandlungspartner und erwünschten Mitkämpfer gegen Rußland zu schonen, die

[440]) Napoléon I. Correspondance 13, Nr. 11018, S. 363f.

[441]) Ebenda: Nr. 11026, S. 367f.

Hauptverantwortung für den Kampfentschluß der Königin auflädt. Sie habe den König unglücklicherweise beeinflußt und „mit sich fortgerissen“[442]).

Es folgt das Potsdamer Bulletin vom 25. Oktober[443]). In ihm taucht zum ersten Male eine persönliche Verunglimpfung der Königin auf. Napoleon verdächtigt in seiner Anspielung auf Lady Hamilton die Beziehungen der Königin zum Zaren Alexander. Die beiden wirksamen Mittel des Ehrlos- und des Lächerlich-Machens werden von ihm versucht, um die Macht der Königin über ihre Umgebung und über ihr Volk zu brechen.

Das nächste Bulletin vom 27. Oktober schlägt den gleichen Ton an[444]). Zu erklären ist dieser Wandel in der Art Napoleons anzugreifen einmal durch seine wachsende Erkenntnis, daß er sie mit dem Vorwurf des Kriegswillens gegen ihn bei den Preußen nicht unschädlich machen kann. Sodann hat sich sein Haß gegen die Königin durch die Funde in Potsdam und Charlottenburg verstärkt. Er deckt selbst diese letzten Gründe in seinem Schreiben auf: er berichtet von Briefen und Memoiren, die er entdeckt hat und die ihm alle ihre erbitterte Gegnerschaft beweisen. Wieder wird der Einfluß der Frau auf die politische Entwicklung als verderblich hingestellt. Aus diesem ganzen Schreiben spricht der unbeugsame Wille, ihren Einfluß um jeden Preis zu brechen. Damit gibt uns das Bulletin das Eingeständnis, wie bedeutsam, wie gefährlich ihm diese Gegnerin erschien. Ein Bonaparte setzt sich mit dieser Erbitterung und Energie mit einer Frau auseinander!

Gelingt es, die Anklagen Napoleons völlig zu entkräften? Die Vorwürfe und Anklagen Napoleons haben bei den preußisch und deutsch Fühlenden durchweg schärfste Ablehnung erfahren. Ihre Zeitgenossen haben nur Beleidigung und Schmähung der hochstehenden Frau in ihnen zu erblicken vermocht. Die gleiche Auffassung tritt uns auch in den bedeutendsten Biographien entgegen, die Luise gewidmet sind: in der ersten Lebensbeschreibung der Königin von Frau von Berg und in dem Buche Paul

---

[442]) Napoléon I. Correspondance 13, Nr. 11064, S. 398ff.

[443]) Ebenda, Nr. 11069, S. 404ff.

[444]) Ebenda, Nr. 11097, 424ff.

Bailleus. Beide versuchen die Berechtigung der Urteile Napoleons dadurch zu widerlegen, daß sie die Mitwirkung Luisens an dem Entschluß zum Kriege als unwahrscheinlich[445]) oder ausgeschlossen[446]) hinstellen. Frau von Berg schreibt: „Also so wenig Anteil hatte die Königin an dem Kriege..., daß sie diesen Krieg erst erfuhr, als er schon beschlossen war." Ferner: „Die Königin wollte überhaupt nichts, ... als was dem Staate zu Ruhm und Ehre gereichen konnte."

Wie schon erwähnt, besitzen wir aus der letzten Zeit vor dem Kriegsausbruch kein Zeugnis für Luisens Mitwirkung an militärisch-politischen Entscheidungen. Man hat sie deshalb von einer Verantwortung am Kriege freizusprechen, wenn man nur die leitenden Männer für den Krieg verantwortlich machen will, die in den letzten diplomatischen Verhandlungen den Bruch mit Napoleon vollzogen haben. Ihre Mitwirkung an dieser Art politischen Handelns leugnet Luise selbst entschieden in der Unterredung mit Gentz[447]). Die diesbezüglichen Worte der Königin lauten: „Ich bin nie in den öffentlichen Angelegenheiten zu Rate gezogen worden... und ich habe niemals den Ehrgeiz besessen, es zu werden. Wenn man mich gefragt hätte, so hätte ich, das gestehe ich offen, für den Krieg gestimmt; ich glaube, daß er unvermeidbar war; weit weniger aus Berechnung, als aus Ehrgefühl und einem Prinzip der Pflicht mußte man diesen Entschluß fassen." Luise drückt sich gegenüber dem Berichterstatter des österreichischen Hofes sehr vorsichtig aus. In den Rat der Staatsmänner ist sie tatsächlich nicht hineingezogen worden. Sie macht sich mit ihrer Äußerung keiner Unwahrheit schuldig, sagt dabei aber nichts über die Stellung, die sie in der Tat durch ihren Einfluß eingenommen hat.

Trifft aber das Erweisen der fehlenden Mitwirkung der Königin am Kriegsentschluß überhaupt die Anklage Napoleons? Wir glauben, das verneinen zu müssen. Bonaparte hat nicht den Vorwurf gemacht, daß die Königin im Rate der Staatsmänner Preußens eine Stimme gehabt habe. Er wendet sich gegen die Frau, die lange Zeit in allen Äußerungen ihres politischen Wollens

[445]) Bailleu: Königin Luise, S. 190.

[446]) Berg, Luise, Königin von Preußen, S. 40f.

[447]) 9. Oktober 1806 in Erfurt, s. Gentz: „Journal ...".

den Krieg gegen ihn vorbereitete. Hat denn Luise, die außerhalb der diplomatischen Verhandlungen stand, weniger auf den Krieg hingewirkt, als die Diplomaten? Daß sie den Krieg gewünscht hat, gibt sie Gentz gegenüber offen zu. Daß sie diesen Wunsch auch bei jeder Gelegenheit geäußert hat, steht außer Frage. Sie braucht dies hier nicht zu erwähnen. Der Platz, den sie während des ganzen letzten Jahres eingenommen hat, beweist es. Der Mangel an Belegen für ihr Wirken in den letzten Monaten ist noch kein Beweis für eine Änderung ihrer Haltung oder für ein Aufhören ihrer Bemühungen, zur Unnachgiebigkeit gegen Napoleon anzutreiben[448]).

Wie wir dargestellt haben, hat Luise sich stets für die Notwendigkeit der Kriegsentscheidung eingesetzt, hat den König auch in diesem Sinne zu beeinflussen gesucht. Sie hat durch ihr Eintreten die Kampfstimmung im Heer und im Volk verschärft. Luise ist eine treibende Kraft zum Kriege gewesen, das ist von Napoleon mit Recht erkannt worden. Gerade, weil sie nur wollte, „was dem Staate zu Ruhm und Ehre gereichen konnte", ist sie in der Erkenntnis napoleonischen Machtstrebens für den Kampf eingetreten. Der Ausdruck: „sie wollte Blut" besteht insofern mit Recht, als Luise die Überzeugung gehabt hat, daß dem französischen Kaiser nur „mit Blut", d. h. in der Entscheidung durch die Waffen zu begegnen sei. Sie forderte, daß jeder Preuße den letzten Blutstropfen einsetzen müsse, um ihn zu besiegen[449]). Wie aus späteren Äußerungen Luisens hervorgeht, hat sie das Blut des „Tyrannen" selbst gefordert, damit die Menschheit von ihm frei werde[450]). Es bleiben hier die Verdächtigungen ihrer

[448]) Insofern können wir der Ansicht Bailleus nicht zustimmen, der das Vorhandensein des Wunsches der baldigen kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich für die letzten Monate verneint. Bailleu leugnet auch die Beschleunigung des Kriegsausbruches durch Luisens Mitwirkung. Auch hier trifft das nur insoweit zu, als Luise an diplomatischen Verhandlungen nicht teilgenommen hat. Vgl. die oben erwähnte Aktivität Luisens in der Gestaltung der Beziehungen zu Rußland! Die mit durch ihr Handeln veranlaßte Annäherung Preußens und Rußlands ist es gewesen, die Napoleon bewogen hat, Preußen vor dem Eintreten der militärischen Wirksamkeit dieser Verbindung zu schlagen.

[449]) Luise: „Parallèle ...".

[450]) Luise an Georg, 25. März 1809. (FA.) Ferner Luise an ihren Vater, 25. März 1809.

Beziehungen zu Alexander von Rußland. Sie sind gegenstandslos. Napoleon hat hier Luisens starke Hinneigung zu Rußland und ihr Vertrauen auf die Freundschaft Alexanders für Preußen verzerrt dargestellt. Luise hat diese Angriffe Napoleons zur Kenntnis genommen. Daß es unter ihrer Würde war, in irgendeiner Weise auf die Beleidigungen Napoleons einzugehen, ist selbstverständlich. Sie hat aber auch die Angriffe Bonapartes, die sie als Kriegsschürerin kennzeichneten, nicht zurückgewiesen. Sie hat es nicht für nötig gehalten, diesem Vorwurfe Bonapartes durch Zurückhaltung von Äußerungen über die Außenpolitik die Spitze abzubrechen. Durch das Verhalten der Königin in den nächsten Monaten wird ihre Stellungnahme vor Kriegsausbruch noch bekräftigt. Damit wird auch die Richtigkeit von Napoleons Auffassung über sie weiter bestätigt: Sie erscheint als die Gegenkraft, die seinem Handeln antwortet. Sie kann ihm gefährlich werden, daher muß er sie so viel wie möglich unterdrücken.

Es heißt, Luise von Preußen von ihrem Platz verdrängen und ihren Ruhm verkleinern, wenn man ihre kämpferische Aktivität gegen Napoleon für manche Zeiten der preußisch-französischen Auseinandersetzung in Abrede stellt. Der Versuch, Luise von der Mitverantwortung am Kriege 1806 freizusprechen und damit Napoleons Vorwürfe als gegenstandslos zu erweisen, ist nicht gelungen. Er wurde mit dem Ziel unternommen, die Erhabenheit der Erscheinung der Königin festzuhalten. Diesem Ziel hat das Fehlschlagen des Versuches mehr gedient, als sein Gelingen es gekonnt hätte.

DER EINSATZ DER KÖNIGIN LUISE FÜR EINE WEITERFÜHRUNG DES KRIEGES BIS ZUM RUSSISCH-FRANZÖSISCHEN WAFFEN-STILLSTAND VOM JUNI 1807

Nach der Niederlage von Jena und Auerstedt gibt die Königin den Kampf gegen Napoleon noch nicht verloren. Sie erlebt bei ihrem Aufenthalt in Berlin während ihrer Flucht den Mut und den Opferwillen ihres Volkes. Sie glaubt, diesen Kräften die Fortsetzung des Kampfes bis zum Erfolg zutrauen zu dürfen, wenn sie von einem fähigen Führer geleitet werden[451]). In ihren Briefen an den König aus diesen Tagen versucht sie mit größter Eindringlichkeit, Friedrich Wilhelm zu einer schnellen Weiterführung des Kampfes zu bestimmen. Immer wieder weist sie dabei auf den Willen und die Kraft des Volkes hin, denen sich der Herrscher nicht verschließen dürfe. Sie selbst gibt keinem Gedanken an einen Waffenstillstand Raum. Diese Sorge vor derartigen Erwägungen beim König läßt sie ausrufen: „Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden![452])" Damit stimmt sie für die unbedingte Fortführung des Krieges; denn ein Friedensschluß zu dieser Zeit konnte für Dynastie und Volk nur Schande bringen.

Luisens Wirken für eine Ablehnung des Waffenstillstandes im November und die Beurteilung ihres Handelns durch die Partei der Nachgiebigen am preußischen Hofe lassen erkennen, daß Luise den „Weg der Ehre", wie sie ihn nannte, weiter gegangen ist, daß die Anklagen Napoleons sie nicht haben zusammenbrechen lassen. Ihr Brief an die Gräfin Voß vom 13. November 1806 verzeichnet über die Angriffe Napoleons nur die ruhige Mitteilung: „Bonaparte vomit des injures et des infamies contre

---

[451]) Luise an Friedrich Wilhelm, 17. Oktober 1806.

[452]) Luise an Friedrich Wilhelm. 20. Oktober 1806.

moi.“ Diese Worte beziehen sich wohl auf die Angriffe der letzten Bulletins aus Potsdam und Charlottenburg. Der Ausruf: „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!“ steht bezeichnenderweise nicht hinter dieser Bemerkung, sondern hinter der Mitteilung von Napoleons Hohn, er wolle „die Sandwüste“ dem preußischen König lassen. Wir haben es hier mit keinem Ausruf der Verzweiflung zu tun; der Akzent dieses Satzes liegt auf dem Ausdruck des Wunsches, Rache zu nehmen. Zorn über die Unmöglichkeit für sie als Frau, die Rache, wie sie sie wünscht, durchzuführen, klingt mit. Luise hat diese ihre Haltung unmittelbar vor dem Kampf vorausgesehen[453]). Feigheit und Niedrigkeit hat sie vor dem Krieg nicht gezeigt. Also besteht kein Grund für sie, sich durch das Unglück niederdrücken zu lassen. Die Ehre von Volk und Führer schreiben ihr die Schritte weiter vor; sie können zu einer noch größeren Niederlage führen, aber nie zu der Schande des Zurückweichens.

Wir haben aus den Novembertagen 1806, d. h. aus den Tagen schwerster Entscheidungen, Zeugnisse ihres Eintretens für Beharrlichkeit gegen Napoleon. Der Freiherr von Schladen, damals preußischer Gesandter in Petersburg, bemerkt die bezeichnenden Worte Luisens: „Nur feste Ausdauer im Widerstand kann uns retten[454]).“ Nach Berichten Krüdeners beklagt die Königin die Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelms gegenüber der Partei der Schwächlinge und seine Hartnäckigkeit gegenüber Vorschlägen, die zur Fortsetzung des Kampfes raten[455]). Trotz der ablehnenden Haltung des Königs läßt sie in ihren Forderungen nicht nach. Wie uns Jackson mitteilt, läßt sie selbst in diesen Tagen „keine Mutlosigkeit in sich aufkommen und versäumt keine Gelegenheit, den Ratschlägen von Köckritz und Genossen entgegenzuwirken[456]).“ In Graudenz ist wieder Haugwitz ihr erster Widersacher. Haugwitz tritt für die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen um jeden Preis, auch um den des Eintritts

[453]) Luise an Alexander, 29. September 1806.

[454]) Schladen, Graf Heinrich Leopold: „Preußen in den Jahren 1806 und 1807, ein Tagebuch“. Mainz 1845, S. 36.

[455]) Bailleu: Königin Luise, S. 212. Jackson: Diaries and Letters, II, S. 48, 13. November 1806.

[456]) Jackson, Diaries and Letters, II, S. 53, 30. November 1806.

in den Rheinbund ein. Luise weist diesen Gedanken weit zurück. Der Versuch von Haugwitz und Köckritz, sie vom König zu entfernen, beweist die Stärke ihrer Aktivität und auch ihren von dieser Partei gefürchteten Einfluß auf Friedrich Wilhelm. Der König besteht jedoch auf ihre Anwesenheit in Osterode. In den Tagen der Beratungen über den Charlottenburger Waffenstillstand bringt sie hier Friedrich Wilhelm von seiner schwankenden Haltung ab. Es fällt die Entscheidung für die Weiterführung des Kampfes gegen Frankreich. Auf den König wirken auch die Nachrichten aus Rußland mit, in denen Alexander im Sinne Luisens für die Grundsätze der Ehre und des Ruhmes eintritt[457]). Luisens Wirkung dringt wieder in die Öffentlichkeit. Das beweist ein Brief Heinrich von Kleists an seine Schwester: „Sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält[458])."

In dem Kampf um die Führung des Ministeriums nach dem Weggang von Haugwitz konnte Luise nicht, wie sie es wünschte, für die Führer zu einem neuen Preußen, Stein und Hardenberg, eintreten. Ihre schwere Krankheit — Weihnachten 1806 — unterbrach für eine Weile völlig jede Teilnahme der Königin an den Staatsangelegenheiten. Erst im Februar nach dem für Preußen und Rußland glücklichen Gefecht von Pr.-Eylau greift Luise warnend und zur Unnachgiebigkeit auffordernd wieder in die Verhandlungen über Krieg und Frieden ein. Am 16. Februar weist sie den französischen Unterhändler Bertrand ab. Bertrand tritt mit der Bitte Napoleons an sie heran, sie möchte ihren Einfluß beim König im Sinne des Friedens einsetzen. Sie lehnt das mit dem ironischen Hinweis ab: „Frauen haben nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen[459])." Napoleons eigener in seinen Bulletins ausgesprochener Wunsch wird ihm jetzt als Schlag zurückgegeben. Luise setzt sich in den Verhandlungen für die Weiterführung des Krieges ein. Die Gräfin Voß berichtet uns die eigenen Worte der Königin. Sie habe „den König auf das Innigste gebeten, fest zu bleiben und jetzt nicht Frieden zu schließen..."[460]). In den Beratungen selbst wirkt sie auch auf

[457]) Alexander an Friedrich Wilhelm, 3. November 1806.
[458]) Heinrich von Kleist an seine Schwester, 6. Dezember 1806.
[459]) Voß: „Neunundsechzig Jahre ...", S. 283, 16. Februar 1807.
[460]) Voß: Neunundsechzig Jahre ...", S. 284, 20. Februar 1807.

Hardenberg ein, der sie in diesen Tagen als einziger zufriedenstellen kann.

In den folgenden Monaten wirkt Luise dreifach für die Stärkung der preußischen Stellung: Sie unterstützt Hardenberg, den Führer der Partei des Widerstandes, und arbeitet mit ihm zusammen. Sie kämpft gegen Zastrow, den gefährlichsten Widersacher aus der Friedenspartei und Gegner Hardenbergs. Sie setzt sich für eine Änderung im Oberbefehl des russischen Heeres ein. Fördernd und hindernd sucht sie so für die Aufrechterhaltung des ungeschwächten Widerstandes gegen Napoleon zu wirken.

In der zweiten Hälfte des Mai 1807 und in der ersten Hälfte des Juni richtet sie ihre Energie darauf, den König zur Entfernung Zastrows zu bestimmen. Sie fordert zugleich seine Überwachung nach der Entlassung, damit er nicht Verrat an seinem König üben kann, den sie befürchtet. Sie hält diese Entlassung einmal für notwendig, weil Zastrow während seines Zusammenseins mit dem König in Memel dauernd die Unzufriedenheit mit der Fortführung des Krieges in der Umgebung des Königs schürt. Prinzipiell ist sie gegen seine Weiterverwendung in preußischen Diensten, da er der Unterzeichner des Waffenstillstandes von Charlottenburg ist. Aus dieser Unterzeichnung „aus Überzeugung" folgt für sie die Unmöglichkeit, dem preußischen König „gut zu dienen"[461]). Friedrich Wilhelm zögert. Luise benutzt die Weigerung Zastrows, zweiter Oberbefehlshaber des l'Estocqschen Korps zu werden, um den König zur völligen Trennung von Zastrow zu bewegen. Um der Ehre des preußischen Dienstes und der Autorität des preußischen Königs willen verlangt sie seinen Rücktritt. Die Disziplin im Truppenkörper verlangt auch den unbedingten Gehorsam der höchsten Offiziere gegenüber den Befehlen des Königs. Disziplin aber muß gewahrt werden, damit wenigstens noch diese eine wichtige Stärke des preußischen Heeres gegen Napoleon aufrechterhalten bleibe. Am 14. Juni verfügt Friedrich Wilhelm auf ihre wiederholten Mahnungen hin Zastrows Entlassung mit einer Beschränkung seiner Aufenthaltsfreiheit. Ein Beispiel meint Luise darin zu sehen, das auch die

[461]) Luise an Friedrich Wilhelm, 12. Mai 1807 (Vgl. auch die Briefe vom 14., 15., 20. und 22. Mai 1807).

übrigen Gegner des Krieges warnen wird[462]). Die Äußerungen in allen Schreiben an den König aus dieser Zeit[463]) sind nachdrücklich gegen sämtliche Vertreter der Friedenspartei gerichtet. Sie selbst unterdrückt in ihrem Königsberger Kreise alle Stimmen, die für den Frieden eintreten. Bemerkenswert ist es dabei, daß sie es als besonders verderblich und unbegreiflich ansieht, daß „sogar die Frauen nach dem Frieden, nur nach dem Frieden trachten". Sie ist sich der Verantwortung der Frau als antreibende belebende und ermutigende Kraft bewußt und weiß, wie verderblich sich das Zurückweichen der Frauen als hinderndes Moment für einen unablässigen Kampf auswirken kann. Ihr vielleicht unbewußt spricht das Durchdrungensein von der eigenen Kraft und Macht aus diesen Worten.

Als der stärkste Gegner der preußischen Interessen erscheint ihr jedoch der russische Oberbefehlshaber, General Graf Bennigsen. Trotz seines Erfolges gegen Napoleon in der Schlacht von Pr.-Eylau wagte er keine großen, entscheidenden Unternehmungen gegen Napoleon. Er gab als Grund für seine Untätigkeit die Erschöpfung der russischen Kräfte, den Mangel an Reserven und Nahrungsmitteln an. Seine Beziehungen zum Großfürsten Konstantin, dem erbitterten Gegner der Fortführung des preußisch-russischen Kampfes gegen Napoleon, waren bekannt. Königin Luise erkannte seine Gründe nicht an. Der angegebene Mangel an Lebensmitteln scheint ihr ein Zeichen für Bennigsens „Dummheit oder bösen Willen". Ihrer Ansicht nach ist es Sache eines Heerführers, auch für diese indirekten Kampfmittel mit aller Kraft zu sorgen[464]). Sie fordert als im Augenblick wichtigste militärische Tat Bennigsens den Entsatz Danzigs, über das in nächster Zeit die Entscheidung fallen mußte. Über Bennigsens Nachlässigkeit findet sie in diesem Zusammenhang die erbittertsten Worte. Der mögliche Verlust von Danzig scheint ihr nicht nur für die Preußen von Folgenschwere zu sein. Verhaßter als dieser preußische Mißerfolg ist ihr der damit entstandene Erfolg

[462]) Unter diesen vor allem Voß, Karl Friedrich von, Preußischer Finanzminister 1807. Köckritz, Generaladjutant und persönlicher Vertrauter des Königs.

[463]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. Mai 1807, 10. und 12. Juni 1807.

[464]) Luise an Friedrich Wilhelm, 19. Mai 1807.

Napoleons, der „für Napoleon ein neuer Triumph sein und ihm sicherlich die Meinung Frankreichs und sogar die seiner Truppen versöhnen wird". Sie fordert von Friedrich Wilhelm, sich selbst direkt oder über Hardenberg bei Alexander für die Änderung im russischen Oberbefehl einzusetzen. Die militärische Entscheidung soll herbeigeführt werden. Es ist nicht der Verlust von Menschenleben auf dem Schlachtfelde, der sie niederdrückt, sondern das Sterben „um nichts"[464]), das durch das Versagen der Feldherren verursacht wird. Sie drängt auch Kaiser Alexander in einem eigenen Schreiben zum Einsatz der russischen Armee für Danzig[465]). Gleichzeitig spricht sie den Wunsch nach einer Entfernung Bennigsens von der Führung des Heeres aus.

Am 26. Mai kapitulierte Danzig. Wir besitzen einen Brief Luisens an ihren Bruder Georg, in dem sie zu diesem Ereignis Stellung nimmt[466]). Der leidenschaftliche Haß Luisens spricht aus den Worten, die den Sieg der Franzosen zugeben müssen: „Danzig... seit gestern in französischen Händen, in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen." Wir haben es hier mit einer Äußerung zu tun, die wie auch später folgende beweist, welchen starken Hasses, wie großer Leidenschaftlichkeit diese Frau fähig war[467]). In dem Brief an Georg folgt die Verwerfung des russischen Führers, die Klage über den Mangel an Enthusiasmus auf seiten der preußischen Feldherren: „Enthusiasmus, wo bist du geblieben, wo sind die Feldherren hin, die sich im Siebenjährigen Krieg unsterblich machten?" Die begeisterungsfähige, zu entscheidendem Handeln hochgespannte Natur Luisens sieht in diesem Fehlen einen gefährlichen Nachteil gegenüber Napoleon und den französischen Truppen. Die völlige Einsatzbereitschaft der Danziger Bevölkerung und die Tapferkeit der Truppen wird im Gegensatz dazu von ihr hervorgehoben. Es ist dies eine Erfahrung, die zur Verstärkung ihrer schon 1806 intuitiv entstandenen Ansicht beiträgt, daß die Hauptkräfte des Wider-

[464]) Luise an Friedrich Wilhelm, 19. Mai 1807.

[465]) Luise an Kaiser Alexander, 18. Mai 1807.

[466]) Luise an Georg, 28. Mai 1807.

[467]) Die Ansicht der Frau von Berg über Luise: „Leidenschaftlichkeit in irgend einer Angelegenheit des Lebens war ihrer Seele ganz fremd", trifft auf sie nicht zu. Berg: Luise von Preußen, S. 41.

standes im Volke liegen. Es müssen Führerpersönlichkeiten gefunden werden, die diese Kräfte richtig einzusetzen wissen.

Nach dem Fall von Danzig wendet sich Luise im Einvernehmen mit Hardenberg an den Zaren selbst, um die verlangte Änderung beim russischen Oberbefehl zu erreichen[468]). Sie will den Zaren Alexander selbst zur Übernahme des Oberbefehls bewegen. Ein fähiger, willensstarker Monarch scheint ihr zugleich der beste Führer seines Heeres zu sein. Auf Hardenbergs Rat ändert sie jedoch den Brief an den Zaren ab, da nach seiner Meinung Alexanders Übernahme der Heeresführung großen Widerständen im russischen Führerkorps begegnen würde[469]). Sie versucht jetzt nur, Alexander zur Trennung von Bennigsen zu bewegen — dies in schonungslosen Worten. Der Fall Danzigs und der Prestigeverlust des russischen Heeres werden allein dem Versagen der militärischen Führung zugeschrieben. Die Mahnung: „noch ist es Zeit" klingt durch das ganze Schreiben. In einem späteren Brief[470]) benutzt Luise ihre persönlich vertraute Stellung zu Alexander, um ihn im Kampf gegen Napoleon hart zu machen und ihrem Volke damit den helfenden Verbündeten zu erhalten. Als Verteidiger des Rechtes der preußischen Königin, in ihrem Lande zu herrschen, die volle Verfügungsgewalt über preußisches Gebiet wiederzuerlangen, soll er auftreten. Napoleon wird in diesem Brief wieder mit dem Ausdruck „monstre" bezeichnet. Die Kraft seiner „eisernen Hand" meint sie zu spüren. Es sind letzte Aufforderungen an den russischen Kaiser, alle Kraft an die kurz bevorstehenden Entscheidungen des russisch-preußischen Feldzuges zu wenden.

Diese Entscheidungen fallen bald mit dem halben Sieg, richtiger gesagt, mit der halben Niederlage Bennigsens bei Heilsberg am 10. Juni und mit der völligen Niederlage bei Friedland am 14. Juni. Erstaunlich ist es, mit welchem Zweifel Luise die Nachricht vom Siege bei Heilsberg aufnimmt. Es ist dies nicht nur als Versagen der Glückshoffnung zu verstehen, sondern als untrüglich instink-

[468]) Luise an Alexander von Rußland, 2. Juni 1807.

[469]) Ursprünglich lautete die Stelle: „Warum stellen Sie sich nicht selbst an die Spitze einer ruhmbedeckten Armee, die überall neue Lorbeeren pflücken würde, wenn sie gut geführt würde?"

[470]) Luise an Alexander, 10. Juni 1807.

tives Wissen, daß der Persönlichkeit Bennigsens kein ganzer Sieg beschieden sein kann. Bennigsen verlangt den Waffenstillstand, nachdem er hinter die Memel zurückgegangen ist. Königin Luise hält dies für militärischen und politischen Wahnsinn[471]). Ihr ist es klar, daß aus diesem Handeln kein für Preußen fruchtbarer Friede entspringen kann. Vom Gefühl für militärische Ehre erfüllt, fordert die Königin die Erschießung Bennigsens[472]).

Die Verhandlungen zwischen Rußland und Frankreich führen zum Abschluß des russisch-französischen Waffenstillstandes vom 21. Juni in Tilsit. Gegen den Wunsch der Königin und trotz aller ihrer Bemühungen ist vornehmlich durch die Haltung Rußlands eine Lage geschaffen worden, die sie für Preußen als gefährlicher ansieht, als den Krieg gegen Napoleon: die diplomatischen Verhandlungen mit dem Gegner. Im Gegensatz zum König, gibt sie nicht zu, daß Rußlands Systemwechsel „notgedrungen" erfolgt[473]). Notgedrungen schließt nach ihrer Ansicht kein Land Frieden, das erstens kein Land verloren hat, zweitens noch über Geld zum Kriegführen verfügt, drittens noch große Mengen Truppen in Bewegung setzen kann, viertens genügend Nahrungsmittel herbeizuschaffen vermag. All diese Voraussetzungen sieht sie für Rußland als gegeben an. Die Schuld an Rußlands Handeln trägt ihren Äußerungen zufolge die Verantwortungslosigkeit und Ränke des führenden Generals, der von Vertretern einer franzosenfreundlichen russischen Friedenspartei unterstützt wird.

Die Königin hat, soweit es in ihren Kräften stand, für die energische Führung des Kampfes bis zum letzten Augenblick gewirkt[474]).

---

[471]) Luise an ihren Vater, 24. Juni 1807.

[472]) Luise an Friedrich Wilhelm, 22. und 27. Juni 1807.

[473]) Luise an Friedrich Wilhelm, 1. Juli 1807.

[474]) Vgl. die Äußerung des schwedischen Gesandten Brinckmann: „Die Königin hat seit Beginn des Krieges nicht einen Augenblick Heldenmut und Standhaftigkeit verleugnet." (25. Juni 1807.)

DAS WIRKEN DER KÖNIGIN FÜR EINEN EHRENHAFTEN FRIEDEN BIS ZUM ABSCHLUSS DES PREUSSISCH-FRANZÖSISCHEN FRIEDENSVERTRAGES VON TILSIT

Die Tatsache des Waffenstillstandes, also des vorläufigen Verzichtes auf den natürlichen und besten Kampf gegen Napoleon, drückt Luise einen Augenblick nieder, hebt sie aber bald zu neuer Kampfbereitschaft unter den neugegebenen Umständen empor. Da sie sieht, daß die Möglichkeit des militärischen Kampfes genommen ist, beginnt sie, beiden Monarchen, Friedrich Wilhelm und Alexander, Mut und Widerstandskraft für die diplomatischen Verhandlungen mit ihrem Gegner Napoleon einzuflößen. Sie hat das klare Bewußtsein von der Größe und Tragweite dieses neuen entscheidenden Augenblicks. Trotz ihrer in diesen Tagen sehr schlechten Gesundheit erlahmt ihr Wille zum Aushalten nicht. Wir können das Wort Bismarcks „no surrender" über ihre Kampfstimmung setzen. Die Möglichkeit ihres körperlichen Zusammenbrechens faßt sie mit großem Gleichmut auf, wenn nur das Ganze, die Unabhängigkeit des Königs und des Landes und die Zukunft ihrer Kinder gewahrt bleibt[475]).

In einem Schreiben an Alexander ruft sie diesen Herrscher in beschwörenden Worten zum Widerstande auf[476]). Nötig erscheint es ihr vor allem, eine ruhige Haltung zu wahren, die den Kampfesabschluß nicht überhastet, um Napoleon nicht zu übertriebenen Forderungen zu reizen. Wie gesagt wirkte dieser Forderung schon Bennigsens Verhalten entgegen. Auch die Eile, mit der Alexander und Friedrich Wilhelm sich bemühen, mit dem Gegner zu einem Abschluß zu kommen, ist nicht in ihrem Sinne[477]). Dieses Handeln macht ihr zu sehr den Eindruck

[475]) Luise an Alexander, 25. Juni 1807.
[476]) Luise an Alexander, 12./25. Juni 1807.
[477]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

der bedingungslosen Übergabe, des Waffenstillstandes um jeden Preis. Hohn und Verachtung hat sie für diese Volk und Staat zerstörende Schwäche in einem ihrer packenden Bilder: „Es ist alles von der grünen Seite so abgeschert, daß sie alle nach dem Ölzweig ächzen, und er wird vermöglich ihnen und uns werden, nur erlaube man mir zu zweifeln, daß er jemals grüne und blühe[478])." Friedrich Wilhelms Bericht von der Anwesenheit der Herrscher Preußens, Rußlands und Frankreichs in Tilsit faßt sie als Spott auf. Ihrem königlichen Sinn wird es schwer zu glauben, daß sich ein Nachfolger Friedrichs des Großen, der Zar aller Reußen und der korsische Eroberer an den Verhandlungstisch setzen. Dieses Ergebnis eines langen blutigen Kampfes trägt für sie den Stempel des Erniedrigenden und Beleidigenden.

Ihr Haß gegen Napoleon bricht in diesen Tagen wieder leidenschaftlich hervor. Er wird verstärkt durch das bittere Wissen, daß die Vertreter Preußens mit einem Partner verhandeln müssen, der seiner Natur nach nie Verhandlungspartner für einen andern Staat sein kann, sondern nur Gegner. Wieder erfaßt Luise das Gigantische in Napoleon ganz; zugleich werten ihn ihre Ausdrücke aber als das große Gegenprinzip des Guten als „Geißel der Erde", den „Ursprung des Bösen". Als Vertreterin germanischer Kultur sieht sie Napoleon als den Unterdrücker dieser Werte an. Der Gestalt des Fürsten, wie sie ihn auffaßt, des Volks- und Menschheitsbeglückers, ist seine Erscheinung völlig entgegengesetzt.

Dem großen Zerstörer der Freiheit der Völker sollen sich ihre Bewahrer vereint entgegensetzen. Nur das Zusammenstehen des ganzen Nordens von Europa, nicht nur die früher vorgesehene Vereinigung Norddeutschlands kann nach ihrer Meinung dem einen Genie entgegengesetzt werden und den Ansturm seiner Kraft überwinden[479]). Sie sieht die Rettung vor Napoleon nur in einem allgemeinen Frieden, wenn schon ein Friede geschlossen werden muß. Diese ihre Forderungen sind erst mehrere Jahre später verwirklicht worden und haben sich als erfolgreich erwiesen.

[478]) Luise an ihren Vater, 24. Juni 1807.

[479]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

Als richtunggebend für die preußischen Friedensunterhandlungen sieht sie die Unabhängigkeit des Königs und des Landes an. Um diese zu erhalten, sind zwei Dinge nötig: die volle Verfügungsgewalt über das Land, das beim König verbleibt und das unangetastete Recht des Königs, seine Mitarbeiter selbst zu bestimmen. Sie will sich mit einer Verkleinerung Preußens abfinden, aber nicht mit seiner Versklavung, die keine Möglichkeit zum Wiederaufbau und zu neuem Kraftgewinn läßt.

Um nicht die Selbständigkeit der Ministerwahl zu verlieren, darf Friedrich Wilhelm nicht, wie es Napoleon wünscht, Hardenberg opfern. Sie erkennt die symptomatische Bedeutung dieser Einzelfrage. Ein Nachgeben Friedrich Wilhelms an dieser Stelle ist mehr als das Erfüllen eines Wunsches des französischen Kaisers: es ist die Aufgabe der Entschlußfreiheit. Sie schreibt hierzu: „... qu'est-ce que le sacrifice territorial en comparaison du sacrifice de la liberté d'esprit, d'action honnête, du pouvoir absolu, en un mot?[480])" Ein preußischer König, der zum Sklaven des Korsen wird wie ein Rheinbundfürst, wird mit Recht zum „Gespött der Welt". Der Verlust der Ehre eines Staates aber lähmt die Kraft des Volkes zur Erneuerung. Neben den prinzipiellen Gründen gebietet für sie auch die politische Klugheit Hardenbergs Verbleiben im preußischen Staatsdienst. Die Unterlegenheit des rechtschaffenen, schwerfälligen Friedrich Wilhelm und des schwachen Alexander im Zusammensein mit Napoleon in Tilsit bereitet ihr die größte Sorge. Sie spricht von der größeren Verschlagenheit und Gewandtheit des französischen Kaisers und Talleyrands. Ihr Wissen um die Genialität Napoleons und um die große diplomatische Begabung des französischen Ministers klingt hindurch. Der diplomatisch geschickte Hardenberg ist der einzige Politiker auf der preußisch-russischen Seite, der in der Verhandlung seinen Gegnern einigermaßen gewachsen ist. Ferner fürchtet Luise, daß ein Ausscheiden Hardenbergs den Wiedereintritt von Haugwitz und Zastrow bringen könne, und damit die Partei der Nachgiebigkeit und Franzosenfreundlichkeit. Sie hält dem König vor Augen, daß er in diesem Fall seine Rolle ausgespielt haben würde: „Vous êtes un être flambé" — das würde

[480]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. Juni 1807.

dann Wirklichkeit. In ihren folgenden Schreiben an Friedrich Wilhelm macht die Königin Vorschläge für die Erhaltung Hardenbergs im preußischen Dienst[481]). Die Einigkeit Preußens und Rußlands ist ihr auch hierbei Voraussetzung erfolgreichen Auftretens gegenüber dem Feind. Im übrigen mahnt sie Friedrich Wilhelm wieder zur Energie, ja zum Starrsinn, wenn das die preußischen Ziele erfordern. Sie weiß, daß man Bonaparte nicht mit dem allgemein üblichen Maßstabe messen kann, daß man vor allem nicht seine Geduld mißbrauchen darf. Friedrich Wilhelm aber droht in seiner Entschlußlosigkeit bei allem Eigensinn die Gefahr, in diese Lage zu kommen. „Laß alle Minen sprengen!“[482]) Diese kurzen Worte drücken am besten ihren leidenschaftlichen Willen zum Widerstand bis zum äußersten aus.

Luisens Aufrufe haben nicht den von ihr ersehnten Erfolg. Kaiser Alexander gerät unter den Einfluß Napoleons und macht sich freiwillig von ihm abhängig. Er will und kann sich nicht mehr unbedingt für Preußen gegen Napoleon einsetzen. Friedrich Wilhelm ist nicht die geeignete Persönlichkeit, Napoleon von seiner Feindseligkeit gegen Preußen und seinen verschärften Forderungen abzubringen. Napoleon geht auf keine politische Unterredung mit ihm ein. Die Verhandlungen stocken.

Aus dieser für Preußen unerträglichen Lage soll Königin Luise einen Ausweg schaffen. Eine persönliche Unterredung der Königin mit dem französischen Kaiser wird geplant. Die Ratgeber des Königs hoffen, daß dieses Zusammentreffen eine Beschleunigung der Friedensverhandlungen und eine Milderung der Bedingungen bringen werde[483]). Friedrich Wilhelm teilt Luise

[481]) Luise an Friedrich Wilhelm, 27. und 29. Juni 1807.

[482]) Luise an Friedrich Wilhelm, 29. Juni 1807.

[483]) Kalckreuth und Hardenberg traten vor allem für diesen Plan ein, dessen Urheber wahrscheinlich Kalckreuth war. (Kalckreuth an Friedrich Wilhelm III., 28. Juni 1807 — Preußen und Frankreich, II, S. 589.) Doch schwächt Hardenberg in seinen Memoiren seinen Anteil an diesem Handeln zu sehr ab. (Denkwürdigkeiten III, S. 498). — Eine Äußerung Napoleons über die Königin soll für die preußischen Staatsmänner den Anlaß zu diesem Schritt gegeben haben: „er sei sicher, daß die Königin die politischen Geschäfte viel besser führen würde als ihr Gemahl“. (Nach dem Bericht des schwedischen Gesandten K. G. von Brinckmann an seinen König vom 10. Juli 1807; s. Bailleu, DRs. 110, 1902, S. 217ff.)

diesen Vorschlag mit. Er enthält sich dabei jeder persönlichen Meinungsäußerung über den Wert oder Unwert dieses Planes[484]). Nur aus seiner Furcht vor ihrem Zurückweichen vor dieser Zumutung darf man wohl ersehen, daß er diesem Tun als einem möglichen Auswege zustimmte. Die Haltung Luisens vor dem Eintreffen des Briefes Friedrich Wilhelms läßt die Hoffnung auf ihr Einverständnis kaum zu. Er bittet sie noch inständig, bei der verzweifelten Lage Preußens ihre hartnäckige und feindliche Haltung gegen einen Teil der Unterhändler aufzugeben und auch ihren Hof zu größerer Zurückhaltung zu veranlassen.

Königin Luise hat — wie gezeigt — im Kriege und seit dem Beginn der Verhandlungen die preußischen und russischen Gegner Napoleons davor gewarnt, in nachgiebiger, unentschlossener Haltung eine Lage herbeizuführen, die sie zu Bittenden machen würde. Diese Lage ist dennoch von ihnen nicht vermieden worden. Luise selbst wird dazu ausersehen, bittend vor dem gehaßten, von ihr mit aller Energie verfolgten Gegner zu treten. Sie ist damit vor die peinvollste Entscheidung gestellt. Ihre Größe offenbart sich in der Schnelligkeit und Tonart ihrer Antwort, und in der Begründung ihres Entschlusses. Am 30. Juni, spät am Abend, erhält Luise die schwerwiegende Nachricht. Am 1. Juli teilt sie dem König ihre Entscheidung mit[485]). Ihre Antwort setzt durch ihre Ruhe in Erstaunen[486]). Sie gibt zu, daß diese Nachricht unangenehm für sie gewesen sei. Das ist alles. Wir hören keine Klage, keinen Widerstand. Von persönlichen Dingen ist nicht die Rede. „Im gleichen Augenblick", als sie den Brief erhielt, hat sie den Entschluß gefaßt, nach Tilsit zu kommen. Sie ordnet sich dem Wunsch und Urteil Friedrich Wilhelms und seiner Ratgeber unter, die zu glauben scheinen, daß sie Gutes wirken könne. Sie handelt hier wie ein gehorsamer Soldat. Sie selbst gibt sich über den Erfolg dieses Unternehmens keiner Täuschung hin. Das ist einmal nach ihren vorausgegangenen Äußerungen anzunehmen. Sie sagt es auch noch ausdrücklich

[484]) Friedrich Wilhelm an Luise, 29. Juni 1807.

[485]) Luise an Friedrich Wilhelm, 1. Juli 1807.

[486]) Diese Ruhe war der Ausdruck größter Selbstbeherrschung; denn in Wirklichkeit war Luise „außer sich", wie uns Hufeland mitteilt. (Hufeland, Christian Wilhelm: Eine Selbstbiographie, Berlin 1863, S. 39.)

dem Könige, mit der Bemerkung, daß sie gleichwohl ihre Zustimmung gebe: „Im übrigen schmeichle ich mir mit nichts[487])." Wie sonst handelt sie auch hier nach ihrer Richtschnur, daß die Führer in der jeweiligen Lage kein Mittel unversucht lassen dürfen, um das Bestmögliche zu erreichen. Ein „Unmöglich" darf nach ihrer Ansicht nur dem entgegengesetzt werden, was dem Besten des Volkes bestimmt zuwiderläuft.

Das Bewußtsein ihrer sittlichen Überlegenheit über Napoleon und ihrer Würde als Königin, die sich für das Ganze, für Volk und Staat einsetzen darf, macht sie innerlich frei. Sie kann die stolzen Worte schreiben: „Il était fort embarrassé et moi, remplie de la grande idée de mes devoirs, je ne l'étais pas[488])." Die gleiche befreiende Wirkung übt auf sie auch die Erscheinung des Kaisers selbst aus. Die Form seines Kopfes und der Ausdruck seines Gesichts offenbaren ihr die Größe dieses Menschen. Die Gesichtszüge kündigen ihr „den denkenden Mann an", seine ganze Erscheinung erinnert sie an einen „römischen Kaiser"[489]). Niedrigkeit vermag sie in seinen Zügen nicht zu finden. Sie sieht so die Möglichkeit, mit einem geborenen Fürsten zu verhandeln. Sie darf, so scheint es ihr, den Ton ihrer Unterredung so stimmen, wie sie ihn für Fürsten angemessen hält: sie appelliert an die Gerechtigkeit und den Edelmut eines großen Herrschers[490]). Sie mahnt den Sieger, seinen Sieg nicht zu mißbrauchen. Es ist eine Warnung, Maß zu halten. Napoleon gibt Preußen die Schuld, ihn durch wiederholte Weigerung, Frieden zu schließen, bis zum äußersten getrieben zu haben. Königin Luise bekennt sich daraufhin in dieser Unterredung, die mildere Friedensbedingungen bringen soll, zu ihrem Napoleon feindlichen Handeln in den vorhergehenden Monaten und stellt es als gerechtfertigt hin. Sie gibt Bonaparte sowohl ihr Wirken für den Krieg von 1806,

[487]) Luise an Friedrich Wilhelm, 3. Juli 1807.

[488]) Luise: Fragment über Tilsit, 6. Juli 1807. Ferner: Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill: „45 Jahre aus meinem Leben", Übersetzung aus dem Französischen von E. von Kraatz, Braunschweig 1912, S. 222.

[489]) Delbrück: Tagebuchblätter, Teil II, (Bd. 37), S. 285, 10. Juli 1807.

[490]) Es scheint uns abwegig, die Ausführungen der Königin als „angestrengte und unbeholfene weibliche Bitten" zu bezeichnen, wie es K. Griewank in seiner Einleitung zu den Briefen und Aufzeichnungen der Königin tut, S. 34.

wie auch ihr Eintreten für die Verlängerung des Krieges im Jahre 1807 zu. Sie hält den Herrscher Napoleon für groß genug, „Standhaftigkeit", wie sie ihre Gegnerschaft nennt, zu verstehen. Luise weist darauf hin, daß Napoleon in seiner Lage wohl das Recht habe, große Opfer von dem besiegten Gegner zu verlangen. Nur soll er nicht maßlos die Vernichtung Preußens begehren. Napoleon weist diesen Vorwurf zurück. Luise aber erklärt ihm, daß sie den ersten Schritt zur Vernichtung Preußens in der Auflösung der alten Einheit der Kernprovinzen der Monarchie sehe, zu denen die linkselbischen Lande mit Magdeburg gehören. Über Napoleons Ablenken hinweg beharrt sie bei ihrer Mahnung, die Grenzen zu achten, die es auch für den Sieger gibt: Auch er soll nicht den natürlichen Zusammenhang eines Volkes zerstören. Geschickt appelliert sie noch an seinen Ehrgeiz: wenn er allein über das Gesicht des Friedens zu entscheiden habe, so hoffe sie auf eine Änderung der Bedingungen[491]).

Die Unterredung wird vorzeitig durch den Eintritt des Königs beendet. Napoleon hat keine bindenden Zusagen gegeben. Am folgenden Tag zeigt sich das Beharren des französischen Kaisers bei seinem ursprünglichen Plan. Preußen verliert die linkselbischen Lande. Das Handeln der Königin hat nicht das Ergebnis gehabt, das man auf preußischer Seite wünschte.

---

[491]) Nach dem Bericht Karl Gustav von Brinckmanns über seine Unterredung mit der Königin Luise von Preußen. (Aufzeichnungen für seinen König über die Zusammenkunft Luisens mit Napoleon) 10. Juli 1807.

DIE POLITISCHE WIRKUNG DER BEGEGNUNG VON TILSIT

Man hat Luise des Opfers wegen, das sie für Volk und Staat gebracht hat, gepriesen und hat die Männer verurteilt, die ein solches Opfer von ihr verlangt haben, das keinen „politischen" Erfolg bringen konnte. Ist dieser wirklich ausgeblieben? Der politische Erfolg oder Mißerfolg ihres Tuns ist nicht in dem vertraglich niedergelegten Ergebnis der Tilsiter Verhandlungen beschlossen. Die Wirkung des Zusammentreffens beider Monarchen reicht über Jahre hinaus. Sie formt das Bild, das die preußische Königin von der Erscheinung Napoleon Bonapartes hat, entscheidend. Sie ändert die Ansicht des französischen Kaisers über die Königin Luise.

Luise hat diese Begegnung die Größe Napoleons und seiner Macht, aber auch die Grenzen seiner Macht erkennen lassen. Die Riesenhaftigkeit seiner Erscheinung zeigt ihr die Schwierigkeit des natürlichen Zieles preußischen und deutschen Wollens, Napoleon zu überwinden. Sie weiß aber auch seitdem, was sie zuvor nur geahnt hat: welche Kräfte anzusetzen sind, die diese Macht brechen können. Sie wird sich über die Schwächen klar, die Napoleon zuvor eine Überwindung des alten preußischen Staates erleichterten. Sie erkennt, daß durch eine neue Erziehung ein neues Preußen geschaffen werden muß, nachdem Bonaparte als ein Werkzeug der Vorsehung die morschen Erscheinungen des alten Staates hat zusammenstürzen lassen.

Diese Einsicht, die ihr Handeln nach Tilsit bestimmt, ist in einem Brief an ihren Vater in die klarste Form gebracht[492]). Sie sagt hier: „Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es muß eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als ab-

[492]) Luise an ihren Vater, April 1808. Ferner: Eylert, Bd. II, 2. Abschnitt, S. 92. Äußerung Luisens Pfingsten 1810.

gestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns ... es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm, aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben." Das Neue muß entwickelt werden: ein freier Geist, Einheit zwischen Führung und Volk, in den Ständen des Volkes und in den deutschen Stämmen. Wird die Einheit fest, so wachsen auch die Kräfte, die zur Überwindung des starken Gegners, ja jedes Feindes erforderlich sind: die Begeisterungsfähigkeit und die Bereitschaft zum Opfer. Erwachen diese sittlichen Kräfte in aller Stärke, so wird nach ihrer Ansicht die Überwindung Napoleons gelingen: denn er ist nur eine Macht, die zerstören und Neuem zum Durchbruch helfen kann; aber er vermag nicht, für die Dauer ein Reich aufzubauen, da ihm die sittliche Größe fehlt. Im gleichen Brief zeigt Luise die Gründe auf, die zum Scheitern des genialen Kaisers führen müssen: „Er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind..., dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht maßhalten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt."

Die Gewalt Napoleons verletzt in der Unterjochung der Völker das naturgegebene, ewige Gesetz des Rechtes jedes Volkes auf selbständiges eigenes Leben. Indem er die besiegten Völker zu Friedensschlüssen zwingt, die ihnen ein Leben in Ehre und Gesundheit unmöglich machen, fordert er durch diese Maßlosigkeit die Gegenkräfte heraus, die ihm den Untergang bereiten werden.

Luise hat an dieser Ansicht über Napoleon festgehalten und hat ihr Verhalten danach eingerichtet. Ihr Wirken im Winter 1807/08 am Hof in Memel, ihre Unterstützung Steins, ihre tiefere Beschäftigung mit der Geschichte, ihr erhöhtes Interesse für das Schul- und das ganze Erziehungswesen zeugen für das Wissen der Königin, wo die Arbeit für die Zukunft einzusetzen hat. Es sind Männer wie Scharnhorst und Gneisenau, die sie im Zusammensein des Preußischen Hofes mit begeisternden Worten anfeuert, Männer, von denen sie weiß, daß von ihnen in erster

Linie an der Erneuerung der staatlichen und volklichen Kräfte gearbeitet werden kann. Man kann ihre ganze politische Tätigkeit bis zur Wiederberufung Hardenbergs im Jahre 1810 kurz vor ihrem Tode als Auswirkung dieser persönlichen Begegnung mit dem Gegner ansehen.

Diese Zusammenkunft hat aber auch Napoleon eine gerechte Erkenntnis der von ihm angegriffenen preußischen Königin ermöglicht. Er erkennt bei diesem persönlichen Einander-Messen die Größe dieser Frau und bekennt sie auch, obwohl er weiß, daß sie seine Feindin ist und bleiben wird. Von vielen Äußerungen seien nur die zu Goltz gesprochenen Worte angeführt, daß die Königin „Charakter im Unglück" bewiesen und keinen Schritt getan habe, „der ihre Würde beeinträchtigen könnte"[493]). „Geist und Seelenadel" rühmt er an ihr[494]). Im Gegensatz zum Verhalten des Königs hebt Bonaparte an der Königin das Vertrauen hervor, das sie ihm bewiesen habe. Ihm mag im Gegensatz zu den Bemühungen der anderen fürstlichen Persönlichkeiten, ihn das Gewesene vergessen zu machen, um zu einem annehmbaren Frieden zu kommen, die Größe der Königin aufgefallen sein, die sich in ihrer Unterredung mit ihm stolz und offen zu ihrem früheren Handeln bekannte. Wenn er auch noch in Tilsit im Gefühl des Sieges stolz an Joséphine schreibt, daß die Worte der Königin nichts über ihn vermocht hätten[495]), so gibt er Jahre später gerechter und wahrer den Eindruck wieder, den er damals von ihr gewonnen hat. Da hebt er ihre Klugheit und ihren Mut mit dem Urteil hervor, daß es sich in der Unterredung von Tilsit um eine Sache von großer und „unberechenbarer Wichtigkeit" gehandelt habe. In dieser Unterhandlung sei die preußische Königin die Führende gewesen. Die Ungezwungenheit, Würde und Geschicklichkeit, mit der sie bei ihrem Gegenstand beharrte, hätten es ihm damals unmöglich gemacht, selbst, wie es seine Natur und sein Wille forderten, die Führung der Unterredung

[493]) Unterredung von Napoleon und Goltz, 7. Juli 1807. Ferner Tagebuchaufzeichnungen der Prinzessin Wilhelm von Preußen, Juli 1807 (HA.)

[494]) Napoleon zu Alexander nach dem Bericht Brinckmanns.

[495]) Napoleon an Joséphine, 7. Juli 1807 (Correspondance 15, Nr. 12869, S. 393); 8. Juli 1807 (ebenda Nr. 12875, S. 395).

zu ergreifen[496]). Dieses Gefühl der größten Hochachtung bestimmt alle Äußerungen Napoleons über die Königin seit ihrem Zusammentreffen.

Das Wissen um eine gerechte Einschätzung ihres Wesens durch den französischen Kaiser ermöglicht es Luise in der Folgezeit, sich brieflich an ihn zu wenden, um Erleichterungen der Lage Preußens zu erreichen.

Die Wirkung der Tilsiter Begegnung auf das Wesen der Königin selbst ist als sehr groß anzusehen. Das Opfer, das sie mit der Hingabe für ihr Volk gebracht hat, gibt ihr einmal ein noch stärkeres Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und der Kraft des preußischen Staates. Es hebt sie dazu wie jedes große Opfer über die Schranken ihrer Persönlichkeit hinaus. Eine noch größere Königin kann sich von nun an für ihr Volk einsetzen und mit dem Einsatz ihrer reichen Erscheinung politisch wirken.

---

[496]) Mémorial de Sainte-Hélène, Bd. 4, S. 262. Napoleon über Luise von Preußen, 16. Juli 1816.

DIE ZUSAMMENARBEIT DER KÖNIGIN MIT DEM FREIHERRN VOM STEIN FÜR DIE ERLEICHTERUNG DER FRIEDENSBEDINGUNGEN

Nach dem Vertrag von Tilsit brach für Preußen noch kein Friede an. Luise sollte mit ihrer Voraussicht Recht behalten, daß „dieser Ölzweig nicht grüne und blühe", d. h. daß aus dem kleinmütig und eilig geschlossenen Waffenstillstand kein wirklicher Friede entstehen könne. Weitere Forderungen der Franzosen nach preußischem Geld und Land, beleidigende Äußerungen gegenüber den preußischen Unterhändlern bedeuteten neue Demütigungen des geschwächten Staates.

Luise hat diese Schmach lebhaft empfunden, sie hat sich manchmal der Verzweiflung nahe geglaubt. Entscheidend für die Beurteilung der Königin ist jedoch nicht, daß sie Zeiten bitterster innerer Not und Stimmungen der Hoffnungslosigkeit gekannt hat, sondern daß sie die Kraft besessen hat, sich aus solchen Tiefen wieder zur Höhe des Glaubens an die Erstarkung Preußens und zur Kraft des Entschlusses emporzuarbeiten. Sie hat die scheinbare Ausweglosigkeit der preußischen Lage gesehen und hat nicht aufgehört, nach einem Ausweg zu suchen.

Daß Friedrich Wilhelm allein, ohne einen willensstarken und mutigen Ratgeber kein erfolgreicher Wegbereiter für ein neues Preußen und für eine bessere Lage des Staates sein könnte, wußte sie seit langem. Ihre Sorge ist es nun gewesen, ihm einen überlegenen, mitreißenden Helfer zu verschaffen, da der fähige, der Königin auch persönlich angenehme Hardenberg als Opfer des Vertrages von Tilsit den preußischen Staatsdienst hatte verlassen müssen. Sein Platz war auszufüllen.

Es gab für Luise nur einen Mann, der ihn jetzt einnehmen konnte. Das war der vom König in Ungnade entlassene Freiherr vom Stein. Diesen Mann erkannte Luise als den Führer des neu aufzubauenden Staates. Ihre Charakteristik Steins zeigt, daß sie

die Größe dieses Menschen in seinem „umfassenden Geist" sah, der ihn Auswege finden lassen würde, die einem nur klugen Menschen verborgen bleiben[497]). Ferner hob sie seine Willenskraft und Hoffnungsstärke hervor, die zum Wiederaufbau unentbehrlich waren. Luise durfte von diesem Mann, der mehr war als ein Politiker im landläufigen Sinn, annehmen, daß er auch die Erziehung des Volkes für den neuen Aufstieg des Staates in Gang bringen und leiten würde.

Sie bewährte bei der Berufung Steins wieder ihre ausgleichende Kraft, die vor einer großen Aufgabe unwichtige Gegensätze der Meinungen auf jeden Fall überwinden wollte und konnte. Durch die Vermittlung der Frau von Berg wandte sie sich an Stein, um ihn zur Rückkehr in den Dienst des Königs zu bewegen[498]). Die Entfernung Beymes aus der Umgebung des Königs, die Stein zur Bedingung seiner Übernahme der Geschäfte machte, sagte sie ihm nicht für sofort, aber für eine nahe Zukunft zu. Sie bestimmte ihn zur Geduld um des Ganzen willen und erreichte so seinen Eintritt vor dem Ausscheiden Beymes. In ihrem Verhalten gegenüber Stein können wir die gleiche Haltung erkennen, die sie schon bei dem Ereignis von Tilsit gezeigt hat. Wenn es sich um das größere Wesen, um Staat und Volk handelt, haben persönliche Bedenken zurückzutreten. Sie fordert das hier von Stein, und sie erfüllt es wieder selbst; denn sie, die Königin von Preußen, scheut sich nicht, bittend vor den Mann zu treten, den der König vor nicht langer Zeit in Ungnade entlassen hat. Mit der Einigung zwischen dem König und Stein bereitet sie die Basis, auf der das Wirken der Reform allein ruhen konnte, die Preußen zum Kampf gegen Napoleon stark machen sollte.

Die weitere Voraussetzung für dieses Werk bildete nach ihrer Ansicht die innere Freiheit, die der König sich gewahrt hatte, da er nur notgedrungen zum Friedensschluß bereit gewesen war[499]). Das Bündnis mit Napoleon war nicht freiwillig vollzogen und verband daher auch nicht den König mit dem französischen

---

[497]) Luise an Frau von Berg, 13. September 1807.

[498]) Luise an den Freiherrn vom Stein, Oktober 1807.

[499]) Luise an ihren Vater, 12. Juli 1807.

Kaiser. Nach Luisens Meinung durfte diese Einigung nur der schützende Wall sein, hinter dem sich in Entschlossenheit und Eile die preußische Erneuerung vollziehen sollte. Das ist ihre Ansicht geblieben. Sie hat hier nicht geschwankt. Wenn sie zeitweise scheinbar Annäherung an Paris gesucht hat, so bedeutet dies noch keine Trübung ihrer Ansicht vom Wesen Napoleons, dem notwendigen Gegensatz gegen ihn und kein Hinabsinken in frauliche Sentimentalität. Sie weiß sich mit dem Minister vom Stein darin eins, alle Mittel zu versuchen, auch die diplomatische Annäherung an Frankreich zu benutzen, um vielleicht kleine Erleichterungen zu erreichen, ehe man vorbereitet genug ist, erneut den offenen Kampf gegen dieses Land aufzunehmen.

Die Gelegenheit zur Mitwirkung Luisens an den preußisch-französischen Auseinandersetzungen nach dem Friedensschluß gab sich bald. Entgegen Napoleons Versprechen über die Räumung des Landes war der Abzug der französischen Truppen an der Passarge zum Stillstand gekommen. Napoleon machte jetzt die Räumung des Landstriches bis zur Weichsel von der Zahlung der Kontributionen abhängig.

Die günstigen Worte Napoleons über die preußische Königin, die Luisens Schwester, die Fürstin Therese von Thurn und Taxis, aus Paris berichtete, wiesen Luise auf einen Weg, den sie im Notfall zu beschreiten gedachte, wenn Napoleon nicht durch diplomatische Verhandlungen zu bewegen sein sollte, die Truppen bis zur Weichsel zurückzunehmen. In den Beratungen mit dem König und Stein schlug sie vor, sie in diesem Fall nach Paris gehen zu lassen, um dort in einem zweiten Treffen mit Napoleon um Durchführung der Zusagen und um einige Erleichterungen nachzusuchen. Sie gab sich auch hier keinem ungerechtfertigten Optimismus hin[500]). Sie sah solche Reise nur als eine der Handlungen an, die einem das Bewußtsein geben, alles, was in eigenen Kräften stand, getan zu haben. Daß sie sich dabei von ihrem eigenen Zusammentreffen mit Napoleon mehr Erfolg versprach als von dem Auftreten anderer fürstlicher Persönlichkeiten in Paris, ist bei ihrer Menschenkenntnis nur zu berechtigt. Stein lehnte den Vorschlag Luisens nicht ab. Er wollte diese

[500]) Luise an ihren Bruder Georg, 7. Oktober 1807.

Reise nur als ein gewagtes und kostbares Mittel aufgeschoben sehen.

Vorläufig schrieb Luise im Einvernehmen mit Stein an Therese von Thurn und Taxis in Paris[501]). Dieser Brief war dazu bestimmt, dem Kaiser zu Gehör gebracht zu werden. Das Schreiben zeigt eine diplomatische Geschicklichkeit, die Luise in allen folgenden Briefen an Napoleon auszeichnet. So sehr ihr Charakter zu Offenheit und Geradheit neigte, so hat sie es — durch die persönliche Begegnung mit Bonaparte darin bestärkt — doch gelernt, die Eitelkeit des französischen Herrschers in ihre Rechnung einzubeziehen und an seine Gerechtigkeit zu appellieren, an die sie nicht glaubt. Sie spielt aber in diesem Schreiben nicht nur auf Napoleons Gerechtigkeitsliebe und auf seine Freundschaft mit Preußen an, sondern ruft auch seine politische Einsicht auf. Die politische Klugheit des Kaisers könne es nicht zulassen, daß ein Land durch die fortdauernde Besetzung mit fremden Truppen der Hilfsmittel beraubt werde, die es ihm ermöglichen sollen, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Ferner werde dem Kaiser, falls er die Freundschaft mit Preußen wirklich sucht, ein Land schlecht zum Freund dienen können, das keine Kraft mehr zu gewinnen vermag und daher niemand wirklich unterstützen kann. Im Hintergrunde steht die Anspielung auf Napoleons Absicht, Preußen als Mitkämpfer gegen Rußland zu gebrauchen. In diesem eigentlich an Napoleon gerichteten Briefe handelte sie nach dem Grundsatz, den sie auch für eine persönliche Begegnung mit ihm aufgestellt hatte: seiner Eitelkeit müsse geschmeichelt werden „durch eine Stimme, die mit Würde und Anstand Recht fordert, mit Formen, die seine Sinne bestechen“[502]).

Hat Luise die Lage Preußens im Schreiben nach Paris als hoffnungslos hingestellt, so ist dies doch nicht ihre wahre Ansicht der Dinge. Sie erkennt trotz des großen Elends der Lage, daß diese nichts weniger als verzweifelt ist. Sie weiß noch, um „unerwachte Kräfte“, um „manche noch nicht aufgetane Quellen“, die für das Verlorene Ersatz bieten können[503]). Zusammen mit

[501]) Luise an Therese, 7. Oktober 1807.

[502]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

[503]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

der Hoffnung Luisens auf den Sieg der gerechten Sache bildet dieses Wissen von den noch schlummernden Kräften des preußischen Staates und deutschen Volkes einen starken Antrieb ihres Wirkens für die Erhebung ihres Landes. Beide Einsichten lassen keine Verzweiflung in ihr aufkommen. Trübe Stimmungen der Königin, Momente des Verzagens, die besonders in den Briefen an Frau von Berg im August 1807 offenbar werden, sind nie durch den Zweifel am Sieg der „guten Sache" bewirkt.

Am 29. Oktober 1807 traf die Nachricht von der Forderung Napoleons auf Aushändigung der preußischen Domänen und Festungen ein. Ihre Erfüllung bedeutete einen neuen schweren Schlag für die preußische Selbständigkeit. Angesichts dieser Forderungen schien der Königin die Zukunft ihres Staates für einen Augenblick hoffnungslos. Sie legte ihre Ansicht über die Lage der Dinge in ihrer „Betrachtung über Preußens Lage im Unglück" am gleichen Tage nieder. Diese Aufzeichnungen — so erschütternd und fast verzweifelt sie klingen — zeigen ihren Willen, den passiven Schmerz zu überwinden. Die Klarheit, die sie über das, was ihre Niedergeschlagenheit bewirkt, gewinnt, macht sie zum Herrn über die erste Erschütterung. Sie breitet das Ereignis in voller Deutlichkeit vor ihren Augen aus und lenkt dann ihren Blick auf die Zukunft: was bleibt Preußen jetzt zu tun? Das Gebliebene zusammenzuhalten, das scheint ihr fürs erste am wichtigsten. Auch in den neuen Forderungen Napoleons sieht Luise den damit verbundenen Verlust der Selbständigkeit des Königs und Landes als gefährlichstes Übel an. Der Verlust des königlichen Rechts über Boden und Menschen seines Staates und die Kontributionen als ein Mittel, die französische Herrschaft über preußisches Land auf beliebige Zeit auszudehnen, machen Preußen zum Sklaven des französischen Kaisers. Ihre Ansicht ist stets die gleiche geblieben, wie sie sie schon 1805 aussprach: Nichts drückt einen Staat tiefer nieder als Mangel an Selbständigkeit. Abtretung von Landesteilen wiegt leicht dagegen.

Auf die Energie und den Mut Steins setzt sie auch in diesen Tagen ihre Hoffnung. Das Vertrauen, das sie diesem Mann in jenen schweren Augenblicken des preußischen Staates schenkt, wird zur Hilfe für sie selbst und zur Stütze für den Minister, die ihn sicherer trägt als die Billigung des Königs. Noch am

Tage des Empfanges der bedrohlichen Nachricht läßt Luise Stein zu einer Unterredung zu sich rufen, um mit ihm über die Lage und die Mittel zu ihrer Änderung zu sprechen. Stein hat ihr in dieser Unterredung seine Erschütterung nicht verbergen können. Luise sagt von ihm, Stein sei über diese Nachrichten „zum erstenmal zu Stein" geworden[504]). Aber die Erschütterung hinderte weder den Minister noch die Königin, schnelle Entschlüsse zu fassen, die zum mindesten einen Aufschub der Erfüllung der Bedingungen bewirken mußten.

Stein hielt jetzt die schnelle Entsendung eines Mitgliedes des preußischen Königshauses nach Paris für wünschenswert. Die Wahl fiel auf den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Königs. Er sollte in persönlichen Verhandlungen mit dem Kaiser zu einer Verständigung über die Räumung preußischen Landes und die Höhe der Kontributionen gelangen. Luise traute dieser Persönlichkeit weder die nötige Gewandtheit noch den erforderlichen Mut zu, um mit einiger Aussicht auf Erfolg beim Kaiser aufzutreten. Sie setzte sich dem Vorschlag gleichwohl nicht entgegen. Diese Entsendung gehörte auch zu den Mitteln, die versucht werden mußten[505]). Immerfort wirken, sich nicht bescheiden, nicht in Hoffnungslosigkeit versinken: das war ihre Parole.

Luise selbst wandte sich in einem Schreiben jetzt direkt an Napoleon[506]). Dieses Schreiben bringt gegenüber dem vorher erwähnten Brief an die Schwester Therese wenig Neues. Es hat den Vorteil, an den Mann selbst gerichtet zu sein, für den es bestimmt war und ist daher klarer und geschlossener in der Form. Die Hinweise auf die Nützlichkeit eines einigermaßen kräftigen Preußens auch für Napoleon kehren hier wieder, ebenso die Versicherungen des Wunsches der preußischen Regierung, mit dem französischen Kaiser und Volke in gutem Einvernehmen zu leben. Stärker betont ist in diesem Schreiben die geschickte,

[504]) Luise an Frau von Berg, 10. November 1807.

[505]) In gleicher Weise hatte sie einige Zeit vorher die Reise des russischen Gesandten Graf Tolstoy nach Paris aufgefaßt, der versprach, für Preußen einzutreten. Sie schätzte zu dieser Zeit „die strengsten Befehle" Kaiser Alexanders, für Preußen zu wirken, geringer ein als in den Jahren vorher. Nichtsdestoweniger billigte sie die Entsendung, damit die „Räder nicht stille standen".

[506]) Luise an Napoleon, 4. November 1807.

beinahe verschlagene Appellation an die Güte und Ritterlichkeit Napoleons. Luise weiß Napoleon an die Achtung, die er für die Frau als Mutter hat, zu erinnern und mahnt ihn, auch ihr gegenüber diese Achtung zu betätigen, indem er ihr und dem König eine ehrenvolle Rückkehr nach Berlin ermöglicht. Die Königin benutzt in feiner geschickter Weise Äußerungen des von ihr als unberechenbar erkannten Mannes, um vielleicht von Bonaparte Vorteile für ihr Land zu erreichen. Sie glaubt nicht an die Güte Napoleons, wohl aber an einen bisweilen wohlwollend und gnädig gestimmten Kaiser.

Einige Zeit später drückt sie ihre Erkenntnis seines Wesens in den Worten aus: „... les hommes et leurs calculs sur tout ce qui est vraisemblable est nul avec Napoléon, qui ne ressemble à rien[507])." Die Unvergleichlichkeit und Unberechenbarkeit Napoleons erkennt sie klar. Es ist dies ihre festbleibende Ansicht, kein Augenblicksaufschwung[508]). Luisens Schreiben an Napoleon bittet, aber die bittende Königin begibt sich nicht ihres Stolzes. Der Stolz der preußischen Herrscherin, die Würde der Frau und das hohe Bewußtsein eines sittlich und geistig starken Menschen klingt durch diesen Brief. Ein Schachzug, er entscheidet nicht, aber er wirkt mit anderen zusammen[509]). Stein hat die Zustimmung zu diesem Brief gegeben, da er mit der Königin gemeinsam die Politik verfolgte, dem Gegner bei teilweiser Erfüllung seiner Forderungen Freundlichkeit zu zeigen, dabei aber so schnell und

[507]) Luise an Frau von Berg, 30. November bis 1. Dezember 1807.

[508]) Der Ansicht Bailleus können wir nicht zustimmen. Bailleu sagt: Königin Luise, S. 268: „Bei ihrem von Gefühlsimpulsen beherrschten Wesen wird sie immer wieder durch ein paar freundliche Worte in Illusionen gewiegt und zu dem Versuche verleitet, in die großen Fragen des Volkslebens und in die furchtbare Kraftentfaltung jener Tage, in die napoleonische Weltpolitik, mit Sentimentalitäten einzugreifen". — Zu bedenken ist: der Brief der Königin zielt im wesentlichen auf die Zurückziehung der französischen Truppen, wie sie im Tilsiter Vertrag versprochen war, gar nicht auf eine Änderung der Weltpolitik Napoleons.

[509]) Keinesfalls macht das Schreiben den Eindruck, den die Worte Bailleus S. 266 aussprechen: „Das Schreiben der Königin ist wie der Angstruf einer Unglücklichen, der Räuber die Kehle zudrücken. Dennoch möchte man wünschen, die Königin hätte den Brief nicht geschrieben oder Stein die Absendung verhindert. Ob er sich Erfolg davon wirklich versprach?". — Wäre dieses Schreiben ein Ruf der Verzweiflung, dann wäre seine Absendung unverzeihlich gewesen.

durchgreifend wie möglich die Wiedererstarkung Preußens für den neuen Kampf vorzubereiten.

Das gleiche Ziel, Verständnis für Preußens Schwierigkeiten und dadurch Erleichterung der Vertragsbedingungen zu erreichen, verfolgt die Königin auch in ihrer Auseinandersetzung über die preußische Lage mit ihrer Schwester, der Fürstin Therese von Thurn und Taxis[510]). Luise hatte bis zu dieser Zeit in ihrem Kampf gegen den Kaiser ihre Geschwister auf ihrer Seite gehabt und bei ihnen für die Lage Preußens Verständnis und Unterstützung gefunden. In den Novembertagen 1807 zeigte ihr ein Schreiben ihrer Schwester aus Paris, daß dieses Verständnis an einer wichtigen Stelle verloren zu gehen drohte[511]). Therese zieh die preußische Regierung, den preußischen Hof der Unklugheit und des Starrsinns gegenüber Napoleon. Sie hatte sich in vielen Punkten die Ansicht des Pariser Hofes zu eigen gemacht. Luise wurde durch dieses Schreiben aufs höchste erbittert und hielt es für notwendig, der Schwester wieder zu einer gerechteren und deutschen Auffassung der Dinge zu verhelfen. Sie tat dies in einer unnachsichtigen, zugleich sachlichen und leidenschaftlichen Weise[512]). Hier war nicht nur die Schwester in ihrem Vertrauen getroffen, sondern vor allem die Königin und deutsche Frau. Therese war hier für sie die Vertreterin preußischer und deutscher Interessen im feindlichen Auslande, die um keinen Preis den Gegnern in die Hand arbeiten durfte. In ihrem Schreiben gibt Luise ihr die Versicherung, daß der König die Vertragsbedingungen erfüllen und in Freundschaft mit Frankreich leben wolle, zugleich aber für das Glück seines Landes und seiner durch den Krieg verelendeten Untertanen sorgen müsse. Sie stellt der Schwester die Schwierigkeit der Lage des Königs bei den unangemessenen Forderungen Frankreichs vor. Therese soll an ihrem Platz dafür Sorge tragen, daß die Bedingungen Frankreichs annehmbar werden und damit schneller erfüllt werden können.

---

[510]) Therese weilte in Paris, um die Freigabe der beschlagnahmten Thurn- und Taxis'schen Güter zu erlangen.

[511]) Therese an Luise, 26./27. Oktober 1807.

[512]) Luise an Therese, 18. November 1807.

Im gleichen Sinn warnte sie den im Dezember 1807 nach Paris gereisten Bruder, den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz[513]). Bezeichnend sind hier die Worte Luisens in ihrem Doppelsinn: es geschehe alles, „um mit Frankreich zu enden und bald zu enden". Als „Unterpfand" dieser Wahrheit erinnert sie ihn daran, daß Stein Preußen „leitet, begeistert, fördert, belebt". Dem Bruder, der ihr näher stand als die Schwester Therese, konnten diese Worte anzeigen, daß Luise hoffte, ein erstarktes Preußen werde dem Kampf mit Frankreich nach einiger Zeit ein anderes Ende bereiten, als der unter den Nachfolgern erstarrte Staat Friedrichs des Großen.

Ende November erhielt die preußische Regierung die Nachricht, daß die französischen Truppen bis hinter die Weichsel zurückgenommen würden. Ferner gab sich Bonaparte mit der Besetzung von drei preußischen Festungen zufrieden. Der königlichen Familie wurde es so möglich, von Memel nach Königsberg überzusiedeln (15./16. Januar 1808). Luise erkannte, daß der hauptsächliche Beweggrund für Napoleons Einlenken eine politisch-militärische Notwendigkeit war. Bonaparte brauchte diese Truppen anderweitig. Ihrem persönlichen kleinen Eingreifen an verschiedenen Stellen schrieb sie kein Verdienst an der Änderung der Lage zu.

Daß ihr Handeln gar nicht mitgewirkt habe, kann man nicht beweisen; Napoleons Handeln ist auch hier unberechenbar.

---

[513]) Luise an Georg, 17. Dezember 1807.

LUISENS MITWIRKUNG AN STEINS VORBEREITUNG DER PREUSSISCHEN ERHEBUNG AN DER SEITE ÖSTERREICHS BIS ZUR ÄNDERUNG DER AUSSENPOLITISCHEN LAGE IM HERBST 1808

Die äußerliche Annäherung Preußens an Frankreich, die Stein und Luise in allen Handlungen betont zeigten, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Prinz Wilhelms Sendung nach Paris verlief ergebnislos, Steins in Berlin mit Daru abgeschlossener Vertrag, der etwas milder war, wurde von Napoleon nach langem Zögern nicht ratifiziert. Der russische Kaiser ließ zwar durch seinen Botschafter in Paris, Tolstoy, die preußischen Forderungen unterstützen, vermied aber jedes persönliche Einschreiten zugunsten Preußens wie auch jeden Meinungsaustausch mit den preußischen Herrschern[514]). Das Versagen der bisherigen Politik legte der preußischen Regierung den Gedanken nahe, jede Gelegenheit zur gewaltsamen Abwerfung der Fesseln des Vertrages zu ergreifen.

Neben der voraussichtlichen Zwecklosigkeit des Aufenthalts Steins in Berlin veranlaßte Luise die wachsende Gegnerschaft gegen den Minister in Königsberg, ihn zur beschleunigten Rückkehr an den Sitz der Regierung zu mahnen[515]). Luise sah sich hier in die Lage versetzt, nicht nur den äußeren Feind, sondern auch den inneren Gegner bekämpfen zu müssen. Das Wirken des Ministers der Erneuerung wollte sie nicht stören lassen.

Stein kehrte am 31. Mai 1808 wieder nach Königsberg zurück. Die allgemeine Volksstimmung war der Erhebung gegen Frankreich günstig. Stein fand auch Männer wie Gneisenau und Scharn-

---

[514]) Luise an ihren Vater, 31. Januar 1808.

[515]) Luise an Frau von Berg, 17. Mai 1808. Beyme und Zastrow, die ausgesprochenen Gegner Steins, intrigierten gegen ihn beim König und zogen Männer wie Schrötter und Schön in ihre Kreise. Die letzteren waren nur Gegner einzelner Maßnahmen Steins.

horst zu einer Richtungsänderung der preußischen Politik bereit. Die Nachricht von der wachsenden Erbitterung der österreichischen Stimmung und von österreichischen Rüstungen verstärkte in Stein und der Königin die Hoffnung, im Bunde mit diesem Staat gegen Napoleon vorgehen zu können. Luise sah hier die Möglichkeit einer neuen Koalition gekommen, die die Befreiung bringen konnte. Preußen allein würde zum Kampf gegen den Kaiser zu schwach sein[516]). Luise war ihrer Abstammung und Bildung nach fähig und bereit, auch den deutschen Gedanken zu erfassen und sich über das Wohl des preußischen Staates hinaus für das Gedeihen des ganzen deutschen Vaterlandes einzusetzen. Daß ein Weg zu diesem Ziel über das Zusammengehen Preußens und Österreichs führte, wußte sie. Bot sich jetzt also die Gelegenheit zu einer Annäherung der beiden Staaten, so war sie ohne Bedenken bereit, an ihr mitzuarbeiten.

Luise wandte sich in einem Schreiben an die Kaiserin von Österreich, Maria Ludowika, die zur österreichischen Kriegspartei gehörte[517]). Sie ließ diese wissen, daß sie auf die Unterstützung der preußischen Königin für die „allgemeine Wohlfahrt" rechnen dürfe.

Im gleichen Sinne wandte sie sich auch an die Mutter der Kaiserin[518]). Hier wies sie auf die Angriffspläne als auf „große Unternehmungen" hin, und bezeichnete das Ziel dieser Unternehmungen, die „allgemeine Wohlfahrt", näher als „Unabhängigkeit". Man soll auf österreichischer Seite nicht denken, daß das preußische Unglück die Seele der Königin dieses Landes habe erniedrigen können.

Die preußisch-französischen Verhandlungen in Paris sollten Anfang September 1808 abgebrochen werden. Stein schlug die Rückberufung des Prinzen Wilhelm vor[519]). Ebenfalls in den

---

[516]) Vgl. hier ihre Anschauungen in den kritischen Aufzeichnungen zu den Matériaux Lombards, die sie im Sommer 1808 niederschrieb: sie sind nicht nur Gedanken einer Rückschau, sondern weisen in die Zukunft: ein zweites Mal darf Preußen nicht allein den Kampf aufnehmen; greift aber ein ebenfalls bedrängter Nachbarstaat zu den Waffen, so soll Preußen versuchen, mit ihm gemeinsam das französische Joch abzuschütteln.

[517]) Luise an Kaiserin Maria Ludowika, 25. Juli 1808.

[518]) Luise an die Erzherzogin Maria Beatrix, 28. Juli 1808.

[519]) Stein, Denkschrift vom 14. September 1808.

ersten Septembertagen erhielt die preußische Regierung die Nachricht, daß gegen Ende des Monats eine Zusammenkunft des französischen Kaisers mit dem Zaren in Erfurt stattfinden sollte. Auf ihr mußte über das Schicksal Preußens entschieden werden, wie auch über die Haltung des russischen Kaisers in dem drohenden Konflikt zwischen Österreich und Frankreich. Luise hatte wieder einmal den Zaren in die Berechnung der preußischen Außenpolitik einzubeziehen. Ihr nächstes politisches Ziel war es dabei, Alexander von der Hilfeleistung für Napoleon gegen Österreich zurückzuhalten und ihn zu veranlassen, einige Erleichterungen für Preußen zu bewirken. In ihrem Brief an den russischen Kaiser wird Preußen nicht genannt[520]). Es ist dies nicht nur „patriotische Selbstlosigkeit“[521]), es beweist hier bewußt geübte Kunst der Menschenbehandlung. Sie will den Willen zum Ruhm und den Ehrgeiz des russischen Herrschers anstacheln, zum Heil, zur Rettung Europas zu wirken. Für diese Zukunft wird Zar Alexander sich vielleicht eher einsetzen als für das kleine Preußen, „nur“ um der Gerechtigkeit willen. Europas wegen soll Alexander sich nicht von Napoleon bestimmen lassen, aktiv gegen Österreich aufzutreten, wenn dieses gegen den Korsen zu den Waffen greift. Aber auch für das russische Reich ist dieses Handeln notwendig. Ein besiegtes Österreich wird leicht ein angegriffenes, vielleicht besiegtes Rußland zur Nachfolgerin haben. Hiermit versucht sie an die politische Einsicht Alexanders zu appellieren. Zugleich ruft sie ihm ins Gedächtnis, daß ein Handeln gegen Napoleon für Rußland leichter sei als für die anderen Staaten, da es „noch“ frei, in seinen Kräften unbeschränkt sei und nicht der Kontrolle Napoleons unterliege. Alexander lehnte es bei seiner Unterredung mit Stein in Königsberg ab, sich mit Preußen und Österreich gegen Frankreich zu verbünden[522]). Luise wandte im Verein mit dem König und

[520]) Luise an Alexander, 8. September 1808.

[521]) Bailleu: Königin Luise, S. 292 sieht nur „patriotische Selbstlosigkeit“ in ihrer Nichterwähnung Preußens. — Nicht für Österreich allein bittet sie Kaiser Alexander. Mittelbar setzt sie sich doch für Preußen und Deutschland ein.

[522]) Furcht vor einer Unternehmung gegen Napoleon spricht aus den zu Stein geäußerten Worten des Zaren: „Was sollen wir machen? Er rennt uns alle über“. Berichtet von Bailleu, S. 293.

Stein, aber auch in einer Zusammenkunft mit Alexander ohne Zeugen die Kraft der Beredsamkeit ihres großen offenen Charakters auf. Sie erreichte nur kleinere, aber doch wichtige Versprechungen von dem Kaiser[523]). Kurz nach Alexanders Abreise kam die Nachricht von der Entdeckung des Steinschen Briefes über die wachsende Erhebung in Deutschland durch die Franzosen und von der Unterzeichnung des Pariser Vertrages durch den Prinzen Wilhelm nach Königsberg. Erhöhte Kontributionen, die Besetzung von drei preußischen Oderfestungen durch französische Truppen standen in Aussicht. Luise teilte die neue Lage Alexander sofort mit[524]). Drei Ziele sind es, für die sie Alexanders Einsatz fordert. Sie bittet ihn noch einmal, sich für die Milderung der im Pariser Vertrage erhöhten Kontributionszahlungen einzusetzen. Zugleich weist sie ihn auf die Gefahr hin, die die drei Oderfestungen in französischer Hand für Rußland bedeuten würden. Ihr Verbleiben bei Preußen soll der Kaiser verlangen. Zuletzt wünscht sie seine Verwendung für den Freiherrn vom Stein, dessen Abgang von Napoleon gefordert wird. Alexander erreichte bei Napoleon eine Herabsetzung der preußischen Schulden sowie den Verzicht auf die drei Festungen. Die Räumung eines weiteren Teiles des preußischen Landes stellte die Rückkehr des Königspaares nach Berlin in Aussicht. Napoleon bestand aber auf Steins Entlassung.

Allen Nachrichten zufolge war der österreichische Kampf gegen den französischen Kaiser fürs erste aufgeschoben. Napoleon war durch die zu offenen Vorbereitungen Steins in Preußen und Deutschland mißtrauisch gegen das Königreich geworden. Ein Bruch mit Napoleon zu dieser Zeit konnte keine Aussicht auf Erfolg haben. Die Politik der betonten „Freundschaft" mit Frankreich mußte wieder aufgenommen werden. Der engere Anschluß an Rußland, den „Freund" Frankreichs, war geeignet, das Mißtrauen Napoleons zu beseitigen und ihn darüber hinaus zu weiteren Zugeständnissen an Preußen zu veranlassen.

Diese Änderung der Lage darf man als entscheidend ansehen für die Abwendung der preußischen Königin von Stein,

[523]) Alexander versprach, sich in Erfurt für die Räumung preußischen Landes und bessere Bedingungen für die Kontributionszahlungen einzusetzen.

[524]) Luise an Alexander, 29. September 1808.

der seine Vorbereitungen für die baldige bewaffnete Auseinandersetzung mit Napoleon trotz der Entdeckung seiner Absichten fortsetzte[525]). Wie aus Briefen der Königin Luise vom Anfang des Jahres 1809 hervorgeht, billigte sie auch dieses unvorsichtige Handeln Steins nicht, das sie Furcht „wegen der Folgen"[526]) ausstehen ließ. Sie fürchtete wohl, daß Stein einen Angriff Napoleons auf Preußen heraufbeschwören könnte, der einer Erhebung dieses Staates zuvorkommen sollte. Die Handlungsweise des Reichsfreiherrn ließ erkennen, daß er als preußischer Minister zu wenig Rücksicht auf den preußischen Staat nahm. Luise empfand hier im Gegensatz zu dem Minister Stein als preußische Königin stark die Verantwortung, die sie vor ihrem Lande, vor der preußischen Dynastie und vor ihren Kindern hatte. Sie konnte ihrer Stellung und Anschauung nach nicht wie Stein über Preußen hinwegschreiten, um vielleicht Deutschland wieder zu erheben. Es waren also entscheidende politische Erwägungen, die Luise veranlaßten, dem Minister ihre Zustimmung zu versagen und endlich seinen Abgang nicht aufzuhalten. Persönlichen Gründen, dem Wirken Naglers und der Gräfin Voß Einfluß auf ihre sachliche Haltung einzuräumen, scheint uns abwegig[527]). Luise zeigte sich hier auch dem Einfluß ihrer Freundin, der Frau von Berg, auf deren Urteil sie viel gab, nicht zugänglich. Frau von Berg setzte sich anfangs stark für Stein ein. Aus einem Brief Champagnys an Napoleon erfahren wir, daß die Königin Clérembault gegenüber ihren Anteil an der Entlassung Steins hervorhob und ihn bat, dies dem französischen Minister des Auswärtigen, Champagny, mitzuteilen[528]). Sie konnte mit Sicherheit annehmen, daß ihre Haltung bekannt wurde und damit die Möglichkeit

---

[525]) Ritter, Gerhard: Stein. Eine politische Biographie, Stuttgart-Berlin 1931, 2 Bde, II. Bd., S. 74ff.

[526]) Königin Luise an Frau von Berg, 27. Februar 1809, vgl. auch Luise an Georg, 21. Februar 1809.

[527]) Luise hatte die sie und Stein trennenden Eigenschaften seines Charakters und Temperaments schon früh erkannt (vgl. Luise an Georg, 7. Oktober 1807; Luise an Frau von Berg, 7. August 1808), auch Meinungsverschiedenheiten mit ihm gehabt, ohne daß sie dies zu einem Aufgeben ihrer Unterstützung für den Minister veranlaßt hätte.

[528]) Cavaignac, G.: „La saisie de la lettre de Stein en 1808." RH. 60., S. 77.

bestand, einen Teil des Mißtrauens zu zerstreuen, das am französischen Hof gegen sie bestand. Dies war notwendig, da ihre Zugehörigkeit zu der sogenannten „Patriotenpartei" bekannt war, und sich ihr Name auch in Steins aufgefangenem Schreiben fand[529]). Wir haben es hier mit einer Äußerung politischer Zweckmäßigkeit zu tun, die Luise in dem Augenblick der vorzeitigen Entdeckung der preußischen Pläne für notwendig hielt[530]). Die Königin mußte Stein fallen lassen, weil sein Verbleiben in der preußischen Regierung zu dieser Zeit höchste Gefahr für den Staat bedeutet hätte.

Luise hat sich mit ihrem Handeln nicht gegen die Sache der Freiheit, nicht für eine Freundschaft mit Frankreich erklärt. Sie hat an der Verbindung mit Frankreich in diesem Augenblick festgehalten, um über einen gefährlichen Moment des vorläufigen Waffenstillstandes beider Staaten hinwegzukommen. Sie hielt die Zeit für noch nicht reif, um über einen Krieg mit Frankreich hinaus zu einem wirklichen Frieden zu gelangen.

---

[529]) Stein an Wittgenstein, 15. August 1808. (Pertz. Bd. II, S. 231ff.)

[530]) Ritter (Stein, II. Bd., S. 86) führt die Äußerung der Königin auf tiefe „Erbitterung" zurück und vermutet, daß „dazu noch ein besonderer uns unbekannter Anlaß" vorlag: „etwa eine heftige Szene mit Stein". Diese Erklärung kann der Königin nicht gerecht werden. Politisches, preußisch-dynastisches Interesse, das Ritter im übrigen bei der Königin erkennt, gab den Ausschlag für ihr Handeln.

DIE HALTUNG DER KÖNIGIN WÄHREND DES KRISENJAHRES 1809

Die preußische Regierung war durch die Macht der Verhältnisse wieder auf die Seite der russisch-französischen Verbindung gedrängt worden. Das französische Wohlwollen oder zum mindesten die Duldung des französischen Kaisers war notwendig, um die Last des Friedensvertrages zu erleichtern und so die Wiedererstarkung des Volkes und Staates schneller und umfangreicher vorzubereiten.

Die Stimmung im preußischen Volke und Militär wandte sich jedoch in steigendem Maße gegen Frankreich. Die österreichischen Rüstungen dauerten fort. Es war offensichtlich, daß der Konflikt zwischen Österreich und Frankreich sich bald in einem Krieg der beiden Mächte entladen würde. Die zahlreichen antifranzösischen Stimmen in Preußen und im übrigen Norddeutschland drängten zum Anschluß an die Unternehmungen Österreichs.

Luise von Preußen war mit ihrem Herzen auf der Seite der entschlossenen Kämpfer für die deutsche Freiheit. Das letzte Ziel ihres Willens war es ununterbrochen, den Kampf der Deutschen, überhaupt den Kampf aller freiheitlich gesinnten Völker gegen Napoleon zu ermöglichen. Das Bestreben der Königin war es aber auch, Preußen und seine Dynastie zu erhalten. Sie mußte deshalb danach trachten, die Gefahr möglichst zu mindern, die dem Bestande des Staates drohte. Unmöglich erschien ihr unter diesem Gesichtspunkt ein Alleinkampf Preußens mit Napoleon, ein Kampf an der Seite Österreichs unter Umständen möglich. Für erstrebenswert hielt sie aber die Koalition beider Staaten mit Rußland und England gegen Frankreich. Erst sie gab einem Angriff größere Stoßkraft und Aussicht auf Erfolg. Es war dies die Koalition, für die Königin Luise schon 1805 eintrat. Im Sinne dieser Anschauungen handelte sie.

Kaiser Alexander hatte bei seinem zweiten Aufenthalt in Königsberg im Oktober 1808 das preußische Königspaar an den russischen

Hof nach Petersburg eingeladen. Der König und Stein zögerten, die Reise zu beschließen. Die Königin setzte sich von Anfang an für diesen Plan ein und wußte auch den König zu überzeugen. Luise befürwortete diese Reise aus zwei Gründen: Die Annahme der Einladung des Zaren schien ihr einmal ein Mittel zu geben, Napoleon über Preußens Haltung zu beruhigen, zugleich den sicheren Rückhalt an Rußland zu betonen und dadurch vielleicht neue Erleichterungen zu erlangen[531]). Der Hauptbeweggrund der Fahrt nach Petersburg aber war ihr Wille und ihre Hoffnung, den Zaren im längeren persönlichen Zusammensein in seiner feindlichen Haltung gegen Napoleon zu bestärken, und doch noch die Koalition Rußland, Preußens und Österreichs zustande zu bringen[532]). Die Hoffnungen Luisens wurden enttäuscht[533]). In den Aussprachen mit dem Könige beharrte Alexander bei dem Bündnisse mit Frankreich und riet auch Friedrich Wilhelm, am Anschluß an Napoleon festzuhalten[534]).

Die Petersburger Reise brachte Luise die Einsicht, daß sich Preußen und Deutschland vorläufig auf sich allein gestellt gegen Napoleon zu wehren hätten, Rußland höchstens in noch ferner Zukunft durch die Not der Ereignisse gezwungen zu ihnen treten würde. Trotz ihrer großen Enttäuschung an Kaiser Alexander durfte sie ihrer Ansicht nach Rußland nicht aus ihren Berechnungen und Plänen ausschließen; der Wille zum Widerstande gegen Napoleon mußte auch hier weiter gestärkt werden, wo er vor-

---

[531]) Luise an ihren Vater, 2. November 1808.

[532]) Luise an Frau von Berg, 12. September 1808. Der Brief bezieht sich auf das Zusammensein im Oktober in Königsberg, sein Inhalt gilt auch hier. — Max Lehmann: Freiherr vom Stein, II., S. 590, stellt den Wunsch der Königin, eine Entschädigung für die Jahre der Entbehrung zu haben, als einzigen Grund für ihre beabsichtigte Reise hin. Einer nebenbei gesagten Äußerung der Königin wird hier ein Wert beigelegt, der ihr nicht zukommt. Es bedeutet eine völlige Verkennung ihrer Erscheinung, wenn man annimmt, daß sie in der Zeit der Not zu einer so kostspieligen Reise geraten habe, um sich Zerstreuung und glanzvolles Leben zu verschaffen. Dem widerspricht auch ihr Handeln im Jahre 1810, als sie eine nötige Erholungsreise wegen der zu hohen Kosten ablehnte. (Luise an Therese, 8. Juni 1810.)

[533]) Vgl. Teil I, 2. Abschnitt, S. 92f.

[534]) Aus Coulaincourts Immediatberichten, 15. Januar 1809 (Bailleu PPrStA. Bd. 75, S. 550).

handen war. Nur suchte sie jetzt nicht mehr auf Alexander einzuwirken, sondern wandte sich an die Gemahlin des Kaisers, die Zarin Elisabeth und an die Kaiserin-Mutter, Maria von Rußland, die zur Partei des Widerstandes gehörten. Die Charaktere der beiden Frauen schienen ihr fester zu sein als der des Zaren. Beide waren instinktiv von Haß und Mißtrauen gegen Napoleon erfüllt. Luisens Bestreben war es, durch ihre Einwirkung auf diese beiden Fürstinnen diese Gefühle in ihnen zu verstärken und zum tätigen Einsatz zu bringen. Ihr nächstes Ziel war dabei, Rußland von der Hilfeleistung für Napoleon gegen Österreich zurückzuhalten. Ein russischer Angriff gegen Österreich an der Seite Frankreichs würde jede Siegesaussicht dieses Staates zunichte machen.

Luise appellierte an das dynastische Ehrgefühl der Zarin Elisabeth[535]). Sie zeigte ihr die Gefahr auf, die für ihren Thron und ihre Dynastie entstehen würde, wenn Napoleon sich nach der Niederwerfung Österreichs und Preußens gegen Rußland wendete. Zu beachten ist wieder Luisens zutreffende Anschauung von der napoleonischen Politik. Es stand für sie fest, daß diese mit Notwendigkeit über Preußen und Österreich hinausdrängte, zur Unterwerfung des noch ungeschwächten Kolosses im Osten Europas. Mit feiner ironischer Überlegenheit spielte sie auf Alexanders Ehrgeiz und Ruhmesliebe an, wenn sie sagte, daß die Krone für sie selbst nicht die große Anziehungskraft habe, die sie für viele andere besitze. Mußte der Zar nicht Furcht haben, seine Krone zu verlieren? Geschickt angebrachte Bemerkungen, für die Zarenfamilie berechnet, die Luise aus eigener Anschauung in ihrer Selbstherrlichkeit und Eitelkeit kennengelernt hatte!

Man muß sich bei den Bemühungen Luisens in dieser Zeit stets vergegenwärtigen, daß sie sich trotz schwerster persönlicher Enttäuschungen und in der fast hoffnungslosen Lage ihres Landes nicht zur Passivität herabdrücken ließ.

Anfang April 1809 begann Österreich seinen Krieg gegen Frankreich. Luise hielt sich nicht in dem Maße zurück, wie es die Haltung der preußischen Regierung, besonders die des Königs erfordert hätte. Sie wandte sich wieder an die Kaiserin Elisabeth,

---

[535]) Luise an Elisabeth von Rußland, 12. April 1809.

um in ihr die Begeisterung für die Sache Österreichs wachzurufen[536]). Sie berichtet dabei, daß ihre Haltung Napoleon nicht unbekannt geblieben sei und dieser wieder seine Pfeile gegen sie richte. Sie weicht vor den neuen Angriffen Bonapartes nicht zurück. Das Bewußtsein der neuen persönlichen Gegnerschaft des französischen Kaisers wirkt eher antreibend als niederdrückend auf sie. Auch in einem Brief an die Kaiserin Maria verstärkt sie in ihr die Abneigung gegen Napoleon[537]). Immer wieder warnt sie die russische Macht davor, zur Niederlage des österreichischen Staates beizutragen.

Anfang Mai, als Preußens Eingreifen in den Kampf auf Österreichs Seite möglich erscheint, bereitet sie die Kaiserin Maria auf dieses Ereignis vor. Sie betont, um am russischen Hofe den Argwohn gegen die preußische Regierung, besonders gegen den König nach Möglichkeit einzudämmen, Friedrich Wilhelms Unbeteiligtsein an Aufständen, kriegerischen Einzelaktionen in Westfalen, sowie am unverantwortlichen Auftreten Schills. Zugleich aber weist sie darauf hin, daß der König durch sein Volk gezwungen werden könnte, Partei für Österreich zu ergreifen. Geschieht das — so stellt sie es hier in den Vordergrund — so wird der König aus politisch-dynastischer Notwendigkeit handeln, um die Woge der Kampfesbegeisterung wie der Vaterlandsliebe nicht über seinen Thron hinweggehen zu lassen. Fortwährend bemüht sich die Königin, Rußland, wenn nicht zum Freund, so doch wenigstens nicht zum Feind Preußens und Österreichs zu machen. Sie fürchtet als den höchsten Triumph Napoleons die Zerstörung des preußisch-russischen Einvernehmens.

Im Mai wandte Friedrich Wilhelm sich Österreich zu. Er stellte die Hilfeleistung Preußens für eine nahe Zukunft in Aussicht. Er tat dies nicht als Führer dieser Bewegung, sondern wurde von den Ereignissen mitgetragen. Die preußischen Rüstungen waren schon vorher verstärkt worden und hatten Beschwerden der Franzosen zur Folge gehabt.

Luise hatte in den vorhergehenden Meinungskämpfen auf preußischer Seite möglichst Zurückhaltung geübt. Es war ihre

[536]) Luise an Kaiserin Elisabeth, 4./16. April 1809.

[537]) Luise an Kaiserin Maria von Rußland, 3./15. April 1809.

Absicht, nicht entscheidend in die Beratungen einzugreifen[538]). Der Grund zu dieser Zurückhaltung ist der Zweifel an einem österreichisch-preußischen Sieg in dem kommenden Kampf[539]). Sie will nicht im größeren Kreise wie 1805/06 zu einem Krieg treiben, dessen Ausgang wahrscheinlich keine Befreiung bringen wird. Das schließt jedoch nicht aus, daß sie sich beim König und seiner Umgebung dafür einsetzt, daß kein Mittel gegen Österreich ergriffen wird und man sich bereit macht, dem für die Freiheit kämpfenden deutschen Staat zu helfen, falls die preußische Unterstützung nach einer oder zwei gewonnenen Schlachten zum endgültigen österreichischen Siege erforderlich ist. Die Ehre des Staates und der Dynastie fordern nach ihrer Ansicht, dem Bruderstaat diese Hilfe nicht zu versagen. Die Volksmeinung verlangt diese Haltung ebenfalls. Luise erkennt in dieser Zeit schon ganz klar die Wichtigkeit des Volkswillens für den Bestand der Monarchie.

Sollte sich das Glück des Krieges in diesem Fall trotz des Eintritts Preußens in den Kampf wenden, so wird sie sich mit Fassung in das harte Ergebnis finden. Ein Untergang nach einem ehrenvollen Kampf ist ihr weniger schrecklich als schmachvolle Unterwerfung[540]).

Eine Schlacht wird von den Österreichern gewonnen: Napoleon wird bei Aspern besiegt. Luise glaubt nicht an einen bleibenden Erfolg dieses Sieges. Sie erkennt klar, daß nicht „die Zahl der französischen Soldaten", sondern „das Genie Napoleons" der größte Feind Österreichs ist[541]). Ein Bonaparte wird durch eine Niederlage nicht gelähmt, die jeden anderen ermatten würde. Wir haben in Luisens Meinung nicht „Pessimismus", in ihrer auch jetzt noch geübten Zurückhaltung nicht „hilflose" Unentschlossenheit zu sehen[542]). Ihre Haltung in diesen Tagen ist

[538]) Luise an ihren Bruder Georg, 1. April 1809.

[539]) Gegen Bailleu, S. 297. Es ist nicht persönliche Empfindlichkeit, nicht Furcht vor erneuten Schmähungen ihrer Feinde in ihrem Verhalten zu sehen. Dem widerspricht ihr Wesen, dem stehen auch Äußerungen aus dieser Zeit entgegen.

[540]) Luise an Frau von Berg, 15. Mai 1809.

[541]) Luise an Elisabeth von Rußland, 2. Juni 1809.

[542]) Gegen Bailleu: Königin Luise, S. 299. Ferner: gegen Griewank: Einleitung zu den Briefen und Aufzeichnungen der Königin Luise, S. 43.

Ausdruck des Wissens, das ihre Grundüberzeugung darstellt: Ein ganzer Sieg über Napoleon wird nur den vereinigten Kräften des „Nordens Europas" und Österreichs möglich sein. Dieser Bund ist durch das Versagen Rußlands zur Zeit nicht zustandegekommen. Österreichs Kampf ist damit für sie zu einem Verzweiflungskampf, zu einem „Schwanenlied" geworden und wird das „Ende" auch des preußischen Staates „beschleunigen"[543]), der ihm um der deutschen Ehre willen beistehen muß. Dieses Bewußtsein von der Unausweichlichkeit der Niederlage bei dem gleichzeitigen glühenden Wunsch und Willen, an der Seite des deutschen Bruderstaates zu kämpfen, schlägt sich in Ausdrücken der Qual, der Niedergeschlagenheit und Sehnsucht nieder und bewirkt die Gedämpftheit aller Kundgebungen ihres Willens.

Als Königin von Preußen betont sie gegenüber dem österreichischen Unterhändler, dem Obersten von Steigentesch, ihre Verantwortung für die Erhaltung ihres Staates als Erbe ihrer Kinder[544]). Sie will damit die Zurückhaltung und Vorsicht der preußischen Regierung rechtfertigen. Als „Deutsche aus vollem Herzen"[545]) gibt sie ihm in der Abschiedsaudienz die Versicherung, daß Preußen bei einem aussichtsreichen Fortgang des Krieges an die Seite Österreichs treten werde: „Nur ein Sieg von Ihrer Seite, und alle Hindernisse sind auch in Königsberg besiegt[546])." Die Unmöglichkeit des Handelns erregte die Königin so sehr, daß ihre körperlichen Kräfte versagten. Sie erkrankte kurz nach der Unterredung mit Steigentesch an einem schweren Fieber. Bis zum Ende des Juli konnte sie sich nicht an politischen Auseinandersetzungen beteiligen.

Anfang Juli erfolgt nach der Niederlage von Wagram das Waffenstillstandsangebot der Österreicher. Bezeichnend ist es, daß man der Königin dieses Ereignis vorläufig zu verheimlichen suchte. Man wußte, daß sie nichts so sehr erregen konnte wie ein schnelles Nachlassen im Kampfesmut. Der König ließ zwar auch

[543]) Luise an ihren Bruder Georg, 21. Februar 1809.

[544]) Unterredung zwischen der Königin und Steigentesch, 17. Juni 1809.

[545]) Luise an Kaiserin Maria Ludowica, 18. Juni 1809.

[546]) Abschiedsaudienz Steigenteschs bei der Königin, 18. Juni 1809.

jetzt die Verbindung mit Österreich noch nicht abreißen[547]), versuchte sogar, den Kaiser von Rußland zum Anschluß an die österreichisch-preußische Partei zu bewegen[548]). Jedoch geschahen diese Bewegungen nicht aus seiner innersten Überzeugung heraus und entbehrten daher der Kraft. Ein Motiv dieser Handlungen war die Furcht vor den Ergebnissen des Friedens für Preußen. Die Verhandlungen Knesebecks in Wien blieben erfolglos, der Friede des Kaiserstaates mit Frankreich wurde immer wahrscheinlicher. Nur in Tirol erhob sich das Volk im August 1809 trotz des Waffenstillstandes und kämpfte allein für seine Freiheit.

Ein Zeugnis für Luisens Sehnsucht nach der Auslösung kämpferischen Sinnes durch die Ereignisse der Zeit ist der Ausdruck ihrer begeisterten Zustimmung zu dem Handeln eines Andreas Hofer. Das Tiroler Volk — so meint sie — haben seine Berge frei und mutig gemacht, die letzte Kraft an die Ehre des Vaterlandes zu setzen[549]). Schwach und klein erscheinen ihr dagegen die Bemühungen der Souveräne der bedrohten Staaten und die Haltung noch vieler Mitglieder des eigenen Volkes. Mutlosigkeit nahm sie bei den Herrschern wahr, in denen harte Entschlossenheit zum Widerstand leben sollte. An ihrem eigenen Wesen erlebte Königin Luise stets aufs neue, daß der harte Druck des französischen Kaisers einen Gegendruck hervorrief, daß ein Angriff den Widerstand in ihr verstärkte. Die schwerste Bedrückung konnte bei ihr wohl ein Nachlassen der Hoffnungsfreude, nie aber ein Erlahmen des Willens zum Handeln, zum Kämpfen bewirken. Ein Geist wie der ihre, der so stark, ja fast ausschließlich, die antreibenden Kräfte jedes Unglücks und jeder Niederlage an sich erlebte, konnte nur denken, daß ein Unglück noch nicht groß genug sei, wenn es diese Wirkung nicht allgemein hervorrief. Große Schicksalsschläge mußten vor allem die Führer der Völker aufrütteln und stärken. Das hatten die Ereignisse bis zur Stunde noch nicht überall vermocht. Also mußten noch größere Geschehnisse ihre Kraft erweisen. Auf dieses Geschehen machte sie sich gefaßt, ja, sie wünschte es. Den vollkommensten Ausdruck

[547]) Entsendung des Oberstleutnants von Knesebeck in das österreichische Hauptquartier.

[548]) Entsendung des Majors von Schöler nach Petersburg.

[549]) Luise an Frau von Berg, September 1809.

findet diese königliche Ansicht in einem Brief Luisens an Scheffner: „Die Erscheinung der Geißel der Welt hat gewiß große Zwecke zum Grund, die der Vorsehung allein bekannt sind. Erweckung der entarteten Welt ist gewiß einer dieser Zwecke; aber ich sehe weder Vernunft noch Rechtlichkeit, weder Sittlichkeit noch Religiosität durch das bis jetzt über uns gekommene Unglück erweckt. Nur große Szenen sind imstande große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für der Welt bewirkt werde. Die Gemüter sind zu verhärtet durch Egoismus und falsche Bildung, als daß man hoffen dürfte, daß sie leicht zu erschüttern und zu bessern wären, nur große Revolutionen können und werden diese bewirken[550])." Diese Worte schrieb Luise von Preußen nach dem Tilsiter Frieden und nach dem verlorenen Kriege Österreichs, den dieses Land am 14. Oktober 1809 beendete. Preußen, allein und noch nicht bereit für den Freiheitskampf, mußte weiter die Bedingungen Napoleons erfüllen und sich unter dieser Last für die Zukunft kräftigen. Im Dezember des Jahres kehrte das Königspaar nach Berlin zurück.

[550]) Luise an den Kriegsrat Scheffner, 24. August 1809.

LUISENS WERK DER WIEDERBERUFUNG HARDENBERGS

Napoleon hatte dem preußischen Gesandten, dem Obersten Krusemarck, im November 1809 seine Unzufriedenheit über Preußens unzuverlässige Haltung erklärt, aber keine neue Landesabtretung, die die preußische Regierung fürchtete, verlangt. Luise glaubte dennoch nicht an eine Sinnesänderung Napoleons gegenüber Preußen. Sie ahnte, daß nach der Abrechnung mit Österreich wieder schwerere Tage für ihr Land kommen würden. Sie erwartete weder „Billigkeit" noch „Gerechtigkeit" von Bonaparte[551]). Die im Grunde unveränderte Haltung des französischen Kaisers zeigte sich in den ersten Januartagen des Jahres 1810. Napoleon verurteilte die Einstellung der fälligen Kontributionszahlungen. Er wies auf den unterschriebenen Vertrag hin, der den König verpflichtete. Die Forderung nach einer Abtretung von preußischem Land als Ersatz für ausbleibende Gelder tauchte hier auf. Napoleon dachte an einen großen Teil Schlesiens mit der Festung Glogau, der die Verbindung zwischen Sachsen und dem Herzogtum Warschau herstellen sollte. Bis zum Ende Januar war kein Ausweg gefunden, um die drohende Gebietsabtretung abzuwenden. Bei den Maßnahmen, die das Ministerium vorschlug, war vorauszusehen, daß sie Napoleon nicht befriedigen würden. Das Königspaar war sich darin einig, daß diese Abtretung vermieden werden müsse. Sie hätte das zerstückelte Preußen wieder beträchtlich geschwächt, zudem einen Landesteil, der Preußen und Österreich verband, aus dem Staatskörper herausgerissen. Da das Ministerium nicht imstande war, entsprechende Vorschläge zu machen, mußte es durch ein anderes ersetzt werden oder einen klugen, willensstarken Leiter erhalten.

Der Gedanke einer Rückberufung Hardenbergs in das Ministerium tauchte wieder auf, der schon nach dem Abgange Steins

[551]) Luise an Kaiserin Maria von Rußland, 6./18. November 1809.

als Wunschbild erschienen war. Ob die Königin zuerst Friedrich Wilhelm auf Hardenberg hinwies, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Ganz in ihrem Sinn war es jedenfalls, die Rückkehr des alten Ministers in die preußische Regierung zu beschleunigen. Sie sandte zusammen mit einem Dankbrief Friedrich Wilhelms ein eigenes Schreiben an Hardenberg, das ihn ihrer Unterstützung versicherte[552]). Sie drückte in vorsichtigen Wendungen die Notwendigkeit einer Führung der preußischen Geschäfte durch Hardenbergs Hand aus. Noch war die Zusage, daß sie sich mit allen ihren Kräften für seinen Wiedereintritt in die Regierung einsetzen wolle, durch den Hinweis auf zwei Bedingungen abgeschwächt: „Wären wir frei und hätte ich Stimme im Kapitel...". Diese Voraussetzungen zu schaffen, ist ihre nächste Sorge.

Sie bestimmt den König zu einer Unterredung mit dem französischen Gesandten, dem Grafen St. Marsan[553]). Friedrich Wilhelm soll ihn bitten, bei Napoleon die Erlaubnis zu einer Wiederberufung Hardenbergs zu erwirken. Der Wunsch Hardenbergs, mit Frankreich in ein gutes Einvernehmen zu kommen, muß unterstrichen werden. Sie selbst spricht zu St. Marsan von ihrer eigenen Haltung. Napoleon mag erfahren, daß sie die Freundschaft mit Rußland aufgegeben habe und zu einer persönlichen Unterredung mit ihm in Paris bereit sei. Zur Unterstreichung ihrer Haltung erklärt sie sich damit einverstanden, vorläufig einen Brief an Bonaparte zu schreiben, in dem sie ihm die Lage Preußens auseinandersetzt und ihm Vorschläge zu einer Einigung macht.

Dieses Schreiben an Napoleon[554]) gibt ein klares, anziehendes Bild ihrer Persönlichkeit, die alle Mittel anzuwenden verstand, wenn es sich um das Wohl ihres Landes handelte. Stolz und Schmeichelei, Verstellung, Offenheit und Ironie mischen sich in diesem Bild in wunderlicher Weise und geben doch ein bewundernswertes Ganzes. Im Eingang dieses Schreibens erinnert sie Bonaparte an die Zusammenkunft in Tilsit, bei der er wohl ihr Wesen genug kennengelernt habe, um zu wissen, daß sie den

---

[552]) Luise an Hardenberg, 22. Januar 1810.

[553]) Die Unterredung fand am 13. Februar 1810 statt.

[554]) Luise an Napoleon, 17. Februar 1810. (Anhang Nr. 4.)

Mut besitze, persönlich die schwerste Bedrängnis zu ertragen. Nicht für ihre eigene Stellung, sondern für ihr Volk erbitte sie eine Erleichterung der Lage. Hinter diesen Zeilen steht unausgesprochen die stolze Versicherung, daß sie auch jetzt noch nicht, wie es Napoleon vielleicht gehofft hatte, von der Schwere der Lage gebeugt sei, sondern als Königin und Führerin ihres Volkes weiter aufrecht bleiben werde. Sie appelliert an die politische Einsicht des französischen Herrschers, der „in dem gleichen Augenblick ein Ereignis, seine Ursachen und Wirkungen durchschaue". Sie weist auf die Hauptgründe für Preußens Versagen bei der Vertragserfüllung hin: auf den verlängerten Aufenthalt der französischen Truppen auf preußischem Boden und auf die Kontinentalsperre, die den preußischen Handel und damit eine bedeutende Einnahmequelle für den Staat unterbinde. Bevor sie zu ihren Vorschlägen für einen Ausgleich übergeht, weist sie auf die „große Seele" Napoleons hin, die der Bitte einer Königin, Gattin und Mutter Erfüllung schenken werde. Luise glaubt nicht an die „große Seele" Napoleons, aber sie glaubt an die Stärke seiner Eitelkeit. Ihr eigener Vorschlag ist es, Bonaparte möge Preußen für 10 Jahre die gleiche Erleichterung gewähren, die er Danzig zugebilligt habe, und möge während dieser Zeit nur die Zinsen der Summe einziehen, die Preußen zahlen muß. Sie betont, daß die Größe seiner Einsicht neben seiner Großmut dieser Erleichterung zustimmen müsse. Zum Schluß des Briefes weist sie auf den Ruhm hin, der sich für ihn aus einem solchen Handeln ergeben werde.

Dieser Brief wurde Mitte Februar geschrieben, ist Napoleon aber erst einen vollen Monat später von Therese von Thurn und Taxis, die die Überreichung des Schreibens übernommen hatte, übergeben worden. Er kam zu spät. Napoleon hatte in der Zwischenzeit seine Entschlüsse über das Königreich gefaßt. Preußen schien sich Zeit zu lassen, das mußte Napoleons Ungeduld und Zorn erregen. Seinen Herrscherstolz kränkte es, daß sich längere Zeit kein Mitglied der königlichen Familie herbeiließ, mit ihm persönlich in Verbindung zu treten. Seine Ansicht, daß er König und Königin für seine persönlichen Feinde zu halten habe, wurde dadurch verstärkt. Ohne Luisens Schuld war der Einsatz der Königin hier umsonst.

Anfang März, einen Tag vor dem Geburtstag Luisens erhielt man aus Paris die bedrohliche Nachricht, daß Napoleon Führer und Volk Preußens als seine Feinde ansehe und als solche zu behandeln wünsche. Die Abtretung eines Teiles von Schlesien im Falle der Zahlungsaussetzung wurde jetzt unumwunden gefordert. Die Empörung über dieses Ansinnen Napoleons war am preußischen Hofe allgemein. Die Minister wußten keinen Ausweg. Der König war gleich der Königin aufs höchste betroffen. Nur kam er — nach der Schilderung St. Marsans — über das Aufwallen der Empörung nicht hinaus. Er hatte nicht die Kraft, sich von seinen Ministern zu trennen oder selbst auf neue Hilfsmittel zu sinnen. Die Äußerungen der Königin, auch die Briefe der Frau von Berg bestätigen uns diese Ansicht über Friedrich Wilhelm.

Das neue drohende Unheil lähmte die Kräfte des Königs, trieb aber die Aktivität der Königin Luise bis aufs äußerste an. An ihrem Geburtstag, dem 10. März, am Tage nach dem Eintreffen der ungünstigen Nachricht, fordert sie den Fürsten Wittgenstein auf, zur Vermeidung der Landesabtretung für die Beschaffung von ausreichenden Geldmitteln zu sorgen. Durch dieses Handeln schafft sie sich jetzt in der Notlage des Staates die „Stimme im Kapitel", die nötig ist, die Regierung vor einer Übergabe zu retten und ihr eine energische Führung zu verschaffen. Sie tritt an die Spitze einer Nebenregierung, deren letztes Ziel die Befreiung Preußens von der Willkür der Forderungen Napoleons ist. In ihrer unermüdlichen Arbeit für eine durchgreifende Planung in der Schuldentilgung und für die Einsetzung des Freiherrn von Hardenberg offenbart sich ihr Wille, ohne Anlehnung an einen befreundeten Nachbarstaat Preußens Stellung zu sichern. Der russische „Stern" ist für sie „erloschen"[555]). Luise erwartet die Initiative zur Befreiung Preußens vom französischen Joch jetzt nicht mehr von Rußland. Sie vertraut nur mehr der Eigenkraft ihres Staates und ihres Volkes, das unter vermehrten Opfern zuerst die finanzielle und dadurch in der Zukunft die politische Selbständigkeit erringen wird. Sie will die Grundlagen schaffen für größeres Tun. Ihre Ansicht, daß der endgültige Sieg über

[555]) Vgl. Luise an Frau von Berg, 12. März 1809.

Napoleon nur einer Koalition der von ihm bekämpften Staaten gelingen werde, bleibt auch jetzt bestehen. Sie will in Preußen nur ein vollwertiges Mitglied dieser Vereinigung erziehen.

Der Kampf zwischen dem Ministerium und der Nebenregierung begann mit dem 12. März 1810. An diesem Tage übersandte Wittgenstein dem König seine Denkschrift über die mögliche Abtragung der Schuldenlast, und an dem gleichen Tage teilte auch das Ministerium dem Herrscher seine Ansicht mit. Die Regierung trat für unbedingte Erfüllung von Napoleons Wünschen ein, da Preußen ohne den Anschluß an die französische Macht nicht bestehen könne. Ein Mittel, Preußen die Landesabtretung zu ersparen, wurde gar nicht genannt. Als das Gutachten der Minister in die Hände Friedrich Wilhelms gelangt war, bat Luise Wittgenstein zu einer Unterredung mit dem König und dem Minister Altenstein[556]). Die Königin hatte das Gutachten der Minister ebenfalls gelesen: „Höchst erbärmlich", damit sprach sie das Urteil über eine Politik, die Preußen ganz an Bonaparte ausliefern wollte. Altenstein beharrte bei seiner Ansicht. So war ein Grund mehr für Luise gegeben, schnellstens für die Ablösung dieser Regierung durch eine mutigere zu sorgen, die zu selbständigem Handeln entschlossen war.

Sofort nach dieser Unterredung schrieb Luise an Hardenberg[557]). Sie bat ihn um beschleunigte Rückkehr in die Nähe Berlins, damit er sich mit Wittgenstein in Verbindung setzen könne. Am gleichen Tage teilte sie ihrem Vater mit, daß sie das geplante Wiedersehen mit ihm aufschieben müsse, da sie in dieser Zeit ihren Posten nicht verlassen dürfe[558]). „Festzustehen": so bezeichnete sie ihre Aufgabe. In diesem Feststehen mußte sie in diesen Tagen Stütze sein für den König, der ihrer Sicherheit bedurfte. Es war das erstemal, daß Friedrich Wilhelm sich ihrem selbständigen Handeln nicht entgegenstellte. 1805, 1806 war sie durch die Gegenwehr des noch unerschütterten Herrschers in ihrer Tätigkeit gehemmt worden. Diesmal überließ er der Stärkeren das Feld. Sie nahm ihren Platz wie selbstverständlich ein.

[556]) Luise an Wittgenstein, 14. März 1810.
[557]) Luise an Hardenberg, 14. März 1810.
[558]) Luise an ihren Vater, 14. März 1810.

Sie traf Vorbereitungen für den Fall, daß der französische Kaiser die Rückkehr Hardenbergs nicht gestatten würde. Eine Arbeit mit dem alten Ministerium wäre dann nötig. Diese Regierung durfte jedoch, um aufbauende Arbeit leisten zu können, nicht in ihrem Pessimismus und in ihrer Entschlußlosigkeit verharren. Ein anderer Geist mußte ihr eingeprägt werden. Luise entwarf für das Ministerium Dohna-Altenstein eine Denkschrift, die die Richtschnur eines wahrhaft politischen Handelns bilden sollte[559]). Dem Ministerium wird in dieser Denkschrift ein Spiegel vorgehalten, in dem es sein eigenes Verhalten und seine Folgen sehen kann, und es wird ihm der Weg zu einem fruchtbaren Handeln aufgezeigt. Klar und einfach ist diese Denkschrift aufgebaut. Sie zeugt für einen Menschen, dessen Denken vom Ziel des Handelns geleitet wird und daher fruchtbare, tatkräftige Gedanken hervorbringt. Sie ist das Werk einer Frau, deren unbeugsamer Wille auf das Leben von Staat und Nation, von Führer und Volk gerichtet ist.

Der Inhalt der Denkschrift ist kurz folgender: Die Annahme, Preußen sei „verloren", ist die Annahme eines Menschen, der zu keinem großen Handeln taugt; denn sie „wird ... alle großen Maßregeln hemmen". Der Mensch, der diese Ansicht hat, ergreift nur „kleine oder halbe" Maßregeln, da er an einen Erfolg seines Tuns letzten Endes nicht glaubt. Durch dieses Handeln, besser: dieses Unterlassen, arbeitet er aber, anstatt den Staat aufzurichten, auf seinen Untergang hin. Ein „wahrer Staatsdiener" hingegen muß einmal alle Mittel „aufzufinden" suchen, die den Staat vorwärts bringen könnten. Es ist dies der Hinweis auf den Geist, der den Führer macht. Er muß weiter alle Mittel „im Gange bringen", die er als richtig erkannt hat. Es ist dies die Forderung zur Tat, ohne die der reichste Geist in der Staatsführung zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Diese Forderungen müssen von den Leitern eines Staatswesens erfüllt werden, einmal, um dem natürlichen Sinn des Staates, seiner Größe und seinem Wachstum Genüge zu tun und ferner, um jedem Feind den Vorwand zu nehmen, mit Gewalt gegen diesen

[559]) Denkschrift, etwa 17. März 1810, veröffentlicht bei Bailleu: Königin Luise, S. 336/337.

Staat vorgehen zu können. Der Gesichtspunkt für die Stärkung des Staates muß die Rettung der „Nationalität" sein, d. h. das Volk muß in seiner Gesamtheit als Lebensgrund seinem Führer erhalten bleiben, und das Staatsoberhaupt muß den alleinigen Leiter des Volksschicksals für das ganze Volk darstellen. Ein Appell an den Willen, das unzerstückelte Preußen wiederherzustellen und den Staat von dem Willen eines fremden Herrschers zubefreien! Eine Arbeit der Regierung in diesem Sinne wird den „Stoff" zur notwendigen Verbreitung dieser Ideen im Volke geben und wird den Grund schaffen, auf dem der Mut zum Opfern, der für das Erreichen eines großen Zieles erforderlich ist, gedeihen kann.

Diese Denkschrift wurde dem Geheimen Staatsrat Nagler übergeben, der das Ministerium davon in Kenntnis setzen sollte. Vor allem wünschte Luise, daß Nagler seinen Schwager Altenstein im Sinne der Denkschrift zu einer einsichtigen und tatkräftigen Haltung veranlassen möge. Diese Haltung sollte die Basis abgeben für eine Zusammenarbeit von Altenstein und Wittgenstein, die im Falle von Hardenbergs Fernbleiben nötig wäre. Noch am gleichen Tage schrieb sie einen kurzen Brief an Nagler, um ihn zur Eile anzutreiben: „Jetzt muß gehandelt werden und nicht die alte Leier abgeleiert, die zu nichts hilft[560])." Die schnelle Tat fordert sie hier von anderen, wie sie sie auch von sich gefordert hat. Das verlangte Geld muß beschafft werden, wie, das soll Sache der Finanzsachverständigen sein, aber solcher Sachverständigen, die die große Sache, um die es geht, nicht aus dem Auge lassen. Sie blickt auf die augenblicklichen praktischen Erfordernisse, die zur Bewältigung der gegebenen Lage notwendig sind. Was hat sich ein Mitglied der preußischen Regierung um Napoleons geheime Absichten in dieser Frage zu kümmern?! Nur Sklavensinn tut dies, eigensinniges Beharren auf der eigenen Schwäche. Keine Übergabe, ehe nicht alle Mittel erschöpft sind! Daß keine völlige Erschöpfung der preußischen Kräfte eintreten werde, ist der Glaube, der ihrem Willen Stärke verleiht.

Nagler versagte. Altenstein verdeckte die eigene Ratlosigkeit mit persönlichen Angriffen auf Wittgenstein; seine Denkschrift wies keinen positiven Vorschlag auf. Die Königin benachrichtigte

[560]) Luise an Nagler, 18. März 1810.

Wittgenstein auch von diesem Fehlschlag. Friedrich Wilhelm zog auf den Rat Luisens Hardenberg zur Mitarbeit an den Problemen der Geldbeschaffung heran. Die Gutachten Wittgensteins und der Minister, der Brief der Königin an Wittgenstein vom 14. März und andere Schreiben gelangten jetzt zur Einsicht an Hardenberg, der sofort nach dem Empfang dieser Schriftstücke nach der Mark, in die Nähe Berlins, reiste. Für den 14. April wurde in Beeskow eine Zusammenkunft des Königspaares und des alten Ministers verabredet. Luise mußte ihr wegen einer schweren Erkrankung ihrer jüngsten Tochter fernbleiben.

Von diesen Tagen an glitten die Geschäfte immer mehr in die Hände Hardenbergs, der Anfang Mai auch Altensteins neue Vorschläge als unbrauchbar ablehnte. Wochen mußten bis zur Entscheidung vergehen. Altenstein wurde die Führung der Finanzen aus der Hand genommen. Seine Empörung darüber flammte auf und damit überhaupt der Kampf der beiden Parteien. Altenstein, Beyme und Nagler standen auf der einen Seite, Luise und Hardenberg auf der anderen im Vordergrunde. Der König hielt sich seiner Eigenart gemäß zurück. Ihm war der Entscheidungskampf peinvoll. Wie stets drohte seinem konservativen, der Gewohnheit unterworfenen Wesen die Gefahr, alte Mitarbeiter trotz ihrer erkannten Unfähigkeit zu halten. Luise hat ihn hier durch ihre Gegenwart in der Ablehnung der Minister bestärkt. Mußte sie wegen der Erkrankung ihres Kindes von Potsdam, wo der König weilte, fern sein, so rief sie ihn brieflich zum Widerstande auf[561]). In Sorge um die Entscheidung des Königs blieb sie jedoch nur wenige Tage von ihm getrennt.

In diesen Tagen opferte sie die Pflichten der Mutter ihrer Kinder denen der Mutter ihres Volkes. Auch im Kampfe zwischen zwei Pflichten siegte sie: sie entschied sich für die größere Pflicht; denn hier stand das Leben eines ganzen Volkes auf dem Spiel. Luise hat dieses Opfer ohne Klagen gebracht. Zu dieser Zeit war sie über die seelische und geistige Haltung, die das Opfer erleben läßt, schon hinausgedrungen. Ihr Leben war zu dieser Zeit mit dem Staatsleben derart verwachsen, daß sie die Hingabe an das Ganze als selbstverständlich empfand.

[561]) Luise an Friedrich Wilhelm, 17. April 1810.

In ihrem Kampf gegen das Ministerium schuf sich Luise in Nagler einen erbitterten Gegner. Wie Altenstein dem Geheimrat Wittgenstein gegenüber griff auch hier ein kleiner Charakter zu dem Mittel der persönlichen Verunglimpfung, um eigene Schwäche zu verdecken und einem starken Gegner die Kraft zu rauben. Luisens Wille zur Mitarbeit wurde hier ebenso wenig wie früher durch die Angriffe Napoleons geschwächt. Nur war die persönliche Enttäuschung hier größer. Auch wog ein innerer Feind schwerer als ein äußerer[562]). Durch die Feindschaft Naglers drohte hier dem Gelingen ihrer Bemühungen Gefahr, dem Staat wieder eine verantwortungsfreudige Regierung zu schaffen. Naglers Drohung, eines ihrer politischen Papiere Napoleon in die Hand zu spielen[562]), konnte, wenn sie wahr gemacht wurde, die Wut des französischen Herrschers neu entfachen und den Wiedereintritt Hardenbergs unmöglich machen.

Der Widerstand dieser Partei richtete sich auch gegen Humboldt. Dieser hatte durch die Art seiner Erziehung die Kräfte des Geistes gegen den Eroberer geweckt. Er wurde durch Beyme seiner religiösen Haltung wegen beim König verdächtigt. Durch ihren Einsatz erreichte es Luise, daß er für den preußischen Staatsdienst erhalten blieb. Sie hatte die Erkenntnis und handelte danach, daß Preußen jeden „eminenten Kopf" brauche[563]).

Humboldt war der dritte der Staatsmänner, die die Königin dem preußischen Dienste am Staat und am Volk über Hindernisse hinweg wieder zugeführt oder erhalten hat. Unbeirrbar setzte sie ihr Handeln für die Persönlichkeiten ein, deren Größe und Fruchtbarkeit für ihren Staat und damit für das ganze Deutschland ihr Instinkt, Erfahrung und Einsicht in das Wesentliche des Menschen gezeigt hatte. Es offenbarte sich hier eine ihrer größten, wahrhaft politischen Eigenschaften: Gedanke, Gefühl und Tat wirkten bei ihr in seltener Harmonie zusammen. Zu denken, daß etwas ersprießlich sein könne und es nicht auszuführen versuchen, war für sie unmöglich. Darin war sie dem König Friedrich Wilhelm unendlich überlegen, dessen klare und

[562]) Luise an ihren Bruder Georg, 24. April 1810.

[563]) Luise an Wittgenstein, 30. April 1810.

kluge Erkenntnisse oft durch seinen „nordischen Zweiflersinn“[564]) zur Unwirksamkeit bestimmt wurden.

Briefe von Luisens Bruder Georg und der Frau von Berg sprechen von den großen Schwierigkeiten, mit denen die Königin in diesen entscheidenden Tagen zu kämpfen hatte. Hier steht neben den oben erwähnten Widerwärtigkeiten das Hindernis an erster Stelle, welches das Wesen des Königs für sie bildete[565]). Luise wußte, Hardenberg würde und müßte wie einst Stein Vollmacht und ihm gehorsame Mitarbeiter fordern. Hier drohten wieder Gefahren für den Staat, dessen größte Bedrohung doch von außen kam. Sie hätte nach der Ansicht der Königin allein alles entscheidend bestimmen müssen. Depressionen blieben so in Luisens Gefühlsleben nicht aus. Sie wurden noch verstärkt durch die körperliche Schwäche, die den einzigen Feind darstellte, der ihr bis zu einem gewissen Grade gefährlich werden konnte. Doch gewannen diese Tiefen nie so weit Gewalt über sie, daß Unruhe, Hoffnungslosigkeit, Verbitterung oder Laune in ihr aufkamen[566]). Diese Eigenschaften oder Erlebnisweisen, die ein stetiges Wirken zerstören, kannte Luise nicht. Im schlimmsten Fall drückten sie Traurigkeit oder Müdigkeit für kurze Zeit nieder[567]).

Ansporn und freudig empfundenen Rückhalt der Zustimmung gewährte Luise in diesen Monaten die Haltung ihrer Geschwister, vor allem die des Bruders, Georg von Mecklenburg-Strelitz, und die ihrer Freundin, der Frau von Berg. Letztere hat dank ihrer Beziehungen zu zahlreichen Persönlichkeiten des Staates, des Hofes und der Gesellschaft die Königin bisweilen auf Menschen und Vorkommnisse hinweisen können. Doch kann man sie trotz

[564]) Clausewitz, S. 422.

[565]) Georg an Frau von Berg, 15. April, 3. Mai, 7. Mai 1810. (FA.)

[566]) Georg an Frau von Berg, 3. Mai 1810.

[567]) Der Brief der Frau von Berg, der den Mangel an physischen Kräften, die Angegriffenheit der Nerven Luisens als ein hinderndes Moment für das Handeln der Königin in den Vordergrund rückt, ist am 18. April geschrieben. Er stammt also aus den Tagen, in denen Luise durch die doppelte Sorge um den Staat und um ein todkrankes Kind gequält wurde. Diesen Brief darf man daher nicht als ein Zeugnis für die vorherrschende Stimmung und Haltung der Königin während der monatelangen Verhandlungen ansehen. Bei Bailleu wird dieses Schreiben zu sehr in den Vordergrund gestellt.

all' ihrer Klugheit und Rührigkeit nicht als „die Seele der Partei der Königin und Hardenbergs“[568]) ansehen. Die „Seele der Partei der Königin“ bildete Luise von Preußen. Sie gab bei ihrem Blick für das Wesentliche durch ihre Begeisterung, ihren Opfersinn und vor allem durch ihr Handeln bedeutenden Gedanken und Absichten erst das Leben. Mochten Hinweise, Einflüsse bisweilen auch von anderen kommen, das Entscheidende kam von ihr: das war die Tat, der persönliche Einsatz.

In den ersten Maitagen kamen auf eine Einladung Luisens der König und Hardenberg auf dem Kaninchenwerder, der heutigen Pfaueninsel zusammen. Wie die Königin es voraussah und wünschte, forderte Hardenberg vollständige Bewegungsfreiheit im Falle seines Wiedereintritts in die Regierung. Diese konnte nur ein Ministerwechsel im ganzen bringen. Der König versuchte wieder, Mitglieder der alten Regierung zu halten. Die Entscheidung wurde hinausgeschoben. Der Eintritt Hardenbergs war auch noch von der Erlaubnis des Kaisers von Frankreich abhängig. Sie zu erlangen, standen die Aussichten für Preußen im Mai 1810 besser als vorher. Die Briefe der Fürstin Therese von Thurn und Taxis brachten die Neuigkeit eines langsamen Stimmungsumschwunges am französischen Hof zugunsten des bis dahin hart umkämpften Staates. Therese schrieb der Einwirkung des österreichischen Staatskanzlers Metternich einen gewissen Einfluß zu. Luise konnte hier an dem Verhalten Metternichs erleben, daß man einem Staat, der sich bis aufs Äußerste wehrt, dessen Führer Mut und Opfersinn zeigen, eher zu Hilfe eilt, als einem matten, dem Feind ergebenen. In der Antwort an Therese, in der sie auch Metternich dankt, sagt die Königin, daß das Wirken und die Vorschläge des österreichischen Staatskanzlers zeigten, daß er sie „sehr gründlich“ kenne, wenn er meint und danach handelt, daß ihr „nichts . . . zu teuer“ sei, „wenn es sich um das allgemeine Beste

---

[568]) So Bailleu: Königin Luise, S. 343. — Wir können einer Betrachtungsweise nicht zustimmen, die die Ursache der Handlung, Hinweise und Anregungen so weit in den Vordergrund rückt, daß sie die Persönlichkeit, von der diese zum Teil stammen, als den Menschen ansieht, der das Entscheidende leistete. — Wir haben zu fragen: was hätte Frau von Berg erreichen können, wenn die preußische Königin nicht die Einsicht, Energie und den Opfersinn besessen hätte, die sie hier durch ihr Handeln bewies?!

handelt". „Mein Leben gehört dem Staate, wenn es seinem Wohle dienen kann", fährt sie fort[569]).

Bemühungen Preußens, der österreichischen Freunde und auch St. Marsans fanden in Paris leichter Gehör, da die spanische und holländische Politik für Napoleon zu dieser Zeit im Vordergrunde stand und ihm gewiß eine Beruhigung der Lage in Preußen und Deutschland erwünscht war. Luise selbst schrieb diesen Umschwung im wesentlichen den außenpolitischen Problemen Napoleons zu, besonders der Lage in Spanien[570]). Mochte Napoleons Entscheidung auch in der Hauptsache durch diese Gründe bestimmt sein, so bleibt es doch Luisens Verdienst, daß durch ihre Entschlußkraft, ihr Hinhalten die Abtretung eines großen Teiles von Schlesien vermieden wurde. Die Regierungsmitglieder in ihrer untätigen Hoffnungslosigkeit hätten dieses Land Napoleon übergeben, und die später eingetretene Besserung des preußisch-französischen Verhältnisses wäre ohne Nutzen gewesen.

Am 27. Mai erhielt der preußische Hof durch St. Marsan die amtliche Nachricht, daß der französische Kaiser den Eintritt Hardenbergs in die preußische Regierung gestatte. Luisens Hoffnung ging damit in Erfüllung. Noch war jedoch nicht alles getan, um Hardenbergs Stellung sicher und wirkungsreich zu gestalten. Der innere Feind mußte noch überwunden werden: das waren die alten Minister und Friedrich Wilhelms Hartnäckigkeit im Festhalten an ihnen. Luise kostete es harte Kämpfe unter Aufbietung ihres ganzen Einflusses auf den König, um ihn ihrem und Hardenbergs Willen geneigt zu machen. In ihren Briefen an Frau von Kleist und an die Schwester Therese[571]) spricht sie von den Eindrücken jener Tage. Selbstsucht und Kleinlichkeit führt sie als Eigenschaften an, die sie bei den Menschen ihrer Umgebung schmerzlich empfindet. Ihren Idealismus, ihre Hingabe für die anderen haben diese Erlebnisse jedoch nicht zunichte machen können. Bis zuletzt kämpfte sie hier, bis der König sich nach wiederholten Unterredungen mit Hardenberg

[569]) Luise an Therese, Mai 1810.

[570]) Luise an Elisabeth von Rußland, 21. Mai 1810. Luise an Therese, 7. Juni 1810.

[571]) Luise an Frau von Kleist, 16. Mai 1810. Luise an Therese, 17. Juni 1810

entschloß, ihn zum Staatskanzler zu ernennen und die Entlassung Altensteins, Beymes und Naglers zu genehmigen. Luise wandte sich erst wieder an den neuen Staatskanzler, als der Streit um die Regierung völlig entschieden war. Sie wünschte ihm gehorsame und hilfreiche Mitarbeiter für seine schwere Aufgabe.

Mit dieser Entscheidung kam Ruhe über Luise. Sie sah den Mann an der Spitze des Staates, von dem sie glaubte, daß er seine Kraft für die Ehre und Freiheit Preußens mit Energie und Klugheit einsetzen würde. Hardenberg besaß die diplomatische Kunst, die in der Zeit des „Waffenstillstandes" mit dem „befreundeten" Frankreich vonnöten war. Durch sein höfisches Wesen fand er den Weg, den König zu leiten und ihm dabei doch das Bewußtsein zu lassen, daß er König sei[572]). Das Zutrauen zu diesem Minister empfahl Luise dem König noch auf ihrem Totenbett. Die feine und rücksichtsvoll leitende Hand Hardenbergs mußte in den nächsten Jahren beim König die Hilfe und Stütze ersetzen, die die Königin ihm bis dahin gegeben hatte. Daß Hardenberg hier keinen vollkommenen Ersatz schaffen konnte, liegt in der Natur der Verhältnisse und in seinem Mangel an Kräften des Herzens und des Charakters begründet. Doch war er der einzige, der diese Stelle bei Friedrich Wilhelm einnehmen konnte. Er hatte Größe genug, um hervorragenden Männern den Weg zu ebnen und sie in ihr Wirkungsfeld zu bringen. Durch diese Eigenschaft, die er in höherem Maße als der König besaß, der aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit an alten, bisweilen unfähigen Mitarbeitern festhielt, konnte er zur Aufrichtung und Zusammenfassung der Kräfte beitragen, deren vereintes Wirken die Voraussetzung eines erfolgreichen Freiheitskampfes bildete.

Luisens Wille richtete sich in den letzten Monaten ihres Lebens auf die Zusammenarbeit mit dem wiedergewonnenen Minister. In dieser neuen Ordnung der Staatsführung sah sie ruhig und fest auf ein zweites Treffen mit ihrem großen Gegner hin[573]). Waren auch ihre körperlichen Kräfte zu dieser Zeit schon sehr

---

[572]) Luise an Georg, 7. Oktober 1807.

[573]) Luise an Therese, 8. Juni 1810.

geschwächt, so besaß sie doch die Stärke ihrer Seele und ihres Willens unvermindert[574]). Luise bekannte die Jugend ihres Herzens, obwohl sie wußte, daß „Erfahrungen und Menschenkenntnis" ihre Seele „grau" gemacht hatten[575]). Mut, Beharren, Hoffnungsfreude und Opfersinn waren ihr geblieben und wiesen sie auf neues Wirken.

Ende Juni trat die Königin eine kurze Erholungsreise zu ihrem Vater und zu ihren Geschwistern nach Mecklenburg an. Dort starb sie am 19. Juli 1810 in Hohenzieritz.

---

[574]) Gegen Bailleu: Königin Luise, S. 347. Daß Luise sich nicht als „Siegerin" fühlte, trifft zu. Diesem Gefühl hätte sie erst nach dem Erreichen ihres Zieles Raum gegeben: nach der völligen Überwindung Napoleons.

[575]) Luise an Therese, 8. Juni 1810.

DIE WIRKUNG DER KÖNIGIN NACH IHREM TODE

Obwohl ein entschlossener Mann an die Spitze der preußischen Regierung getreten war und die preußisch-französische Lage sich im Augenblick entspannt hatte, löste der Tod der Königin Luise bei vielen Schrecken und Sorge um die Zukunft aus, Gefühle, die über die Trauer um eine verehrte Königin und Landesmutter hinausgingen. Es seien hier zuerst die impulsive Äußerung des Schmerzes des Fürsten Blücher angeführt und das Zeugnis Gneisenaus, der damals einer der kritischsten Beurteiler der Königin war. Blüchers erste Worte, als er die Nachricht vom Tode Luisens empfing, lauteten: „Ich bin wie vom Blitz getroffen[576])." Er fuhr fort: „In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden." Gneisenaus ruhige Worte sagen: „Es ist dies ein großes Unglück, selbst in politischer Rücksicht[577])." „Mit dem Leben dieser Frau, obwohl sie mein Tadel oft traf, sehe ich abermals eine Hoffnung verschwinden. Ich bin wirklich in tiefer Trauer[578])." Wilhelm von Humboldt aber, der auch den Tod der Königin für „ein wahrhaftiges öffentliches Unglück für Preußen" und „in gewisser Hinsicht sogar für ganz Deutschland" ansah, beklagte ihr Ende auch deshalb, weil es eine „Leere" an der Spitze des Staates schuf, die „nichts ausfüllen" konnte: „Sie hatte im höchsten Grade die Gabe, zu beseelen, zu ermutigen, zu beleben und wieder zu beruhigen allein schon durch ihre Gegenwart, selbst in gefahrvollen Augenblicken; sie erkannte alle Talente, sie besaß die Kunst, selbst diejenigen zu entdecken, die sich am wenigsten selbst hervortaten[579])."

---

[576]) Blücher an Rittmeister von Eisenhart, 22. Juli 1810.

[577]) Gneisenau an seine Frau, 21. Juli 1810. (Pertz, Gneisenau I., S. 618.)

[578]) Gneisenau an seine Frau, 27. Juli 1810. (Ebenda, S. 619.)

[579]) Wilhelm von Humboldt an Karoline von Rudolstadt, 28. August 1810. (Französischer Text bei Bailleu: HzJb VI, 1902.)

Diese Wirkung konnte mit ihrem Hinscheiden nur eine Persönlichkeit auslösen, deren Wille groß war und auf deren Tat man in der kommenden Zeit der Wiederaufrichtung des preußischen Staates rechnete. Ihr Wille, der den König mitriß, und ihr unerschrockenes Handeln konnten in der Vorbereitung des Kampfes und in der Entscheidung nicht mehr eingesetzt werden. Erleichtert schien der große Gegner der Königin sagen zu können: seine größte Feindin sei gestorben.

Freund und Feind erkannten in diesem Augenblick nicht die Kraft des Wirkens der Königin, das über ihren Tod hinaus dauerte. Das Vorbild ihrer Vaterlandsliebe kräftigte dieses Empfinden in ihrem Volk. Ihr Einsatz für die Ehre des Staates stärkte das Ehrgefühl in jedem Vertreter Preußens. Ihr Haß gegen den Unterdrücker und die Fremdherrschaft entzündete die Kampfesbegeisterung in ihrem Staat und darüber hinaus im deutschen Land. Der Opfersinn der Königin mit ihrer Hingabe für das Ganze, für Staat und Volk, stärkte die Opferbereitschaft aller für das Land und für die Dynastie. Die zum Gedeihen notwendige Verbundenheit zwischen König und Volk, zwischen der Führung und den Geführten, wurde so geschaffen. Zur Erfüllung dieser Forderungen aus ihrer Denkschrift vom März 1810 hat Königin Luise selbst durch ihr Handeln am meisten beigetragen. Die Kräfte des Widerstandes und des Angriffs gegen den Unterdrücker sind so durch sie geweckt worden und durch das Unglück, das auch ihr vorher, nur schneller und stärker als vielen anderen, zum größten Erzieher geworden war. Auch hier hat sich ihre tiefe politische Einsicht erwiesen. 1809 war das Unglück noch nicht groß genug gewesen, um alle zu wecken und zu erheben[580]). Diese Kräfte wurden neben der Stärke der Heere zur größten Gefahr für Napoleon.

Der große Gegner der Königin, der selbst die Tatkraft dieser Frau zur vollen Entfaltung gebracht hatte, zeichnet die Kraft der Wirkung ihres Widerstandes im Handeln und im Dulden, als er auf St. Helena die Ereignisse des Kampfes überschaut. In dem gleichen Zusammenhang, in dem er seine Verachtung für Friedrich Wilhelm III. ausspricht, bekennt er den schweren

---

[580]) S. o. S. 184. (Brief an Scheffner.)

politischen Fehler, den er damit begangen habe, daß er die preußische Dynastie nach seinem Siege über den preußischen Staat weiter regieren ließ[581]). Auch hiermit wird er zum Zeugen für die Größe der Königin von Preußen. Nicht Friedrich Wilhelm war es, der diese Dynastie für Napoleon gefährlich machte.

Das eigene Volk verspürte nach der Überwindung der Trauer bald die machtvolle Nachwirkung des Daseins und Handelns dieser Königin. Am stärksten wurde sie in den Mitgliedern des Volkes empfunden, die dazu bestimmt waren, im Kampf mit ihrem Leben für die Freiheit des Staates und Volkes einzutreten. Die Dichter, die zu Freiheitskämpfern wurden, sprachen sie als Schutzgeist des Heeres, des tatenstärksten Volksteils in der Kampfzeit, an. Die vornehmsten Eigenschaften des Soldaten hatte sie vorgelebt: Mut und Opferbereitschaft. 1813 ruft Theodor Körner ihr zu: „So hast Du uns den deutschen Mut gerettet. Jetzt sieh auf uns, sieh auf Dein Volk zurück, wie alle Herzen treu und mutig brennen!“ Er fährt fort: „Und mögen tausend Flammenblitze regnen, und mögen tausend Tode uns umdräun, ein Blick auf Deine Fahne wird uns segnen; wir stehen fest; wir müssen Sieger sein!“[582])

Die Hoffnung auf den Sieg: auch sie hatte Luise von Preußen über Zweifel und Verzagen hinweg immer wieder in sich und anderen aufgerichtet. Sie erschien dem größten deutschen Dichter als charakteristische Eigenschaft der Königin, die geeignet war, Energie zum Handeln auszulösen. Goethe wünschte, daß die Erscheinung der Königin in seinem Werke: „Des Epimenides Erwachen“ durch die Gestalt der Hoffnung versinnbildlicht würde[583]).

---

[581]) Gourgaud, Général Baron Gaspard de: „Sainte-Hélène“. Journal inédit de 1815 á 1818. Paris, 2. Bd., Kapitel XIV, S. 402.

[582]) Theodor Körner: „An die Königin Luise“.

[583]) Goethe an Iffland, 24. Mai 1814.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Das politische Wirken der Königin Luise, wie es im Vorwort gezeichnet wurde, ist dargestellt worden. Wir haben gesehen, wie Luise die Gemeinschaft mit dem König bewußt so harmonisch gestaltete, daß sie die Kräfte beider Gatten stärkte und ihren Bund zum Vorbild für die erste natürliche Gemeinschaft eines Volkes werden ließ. In ihrer Schätzung aller Glieder ihres Volkes nach ihrem inneren Wert und Verdienst, gleich welche Stellung sie im Leben einnahmen, und in ihrem gütigen Verhalten allen Menschen gegenüber stärkte sie das Gefühl der Einheit des Volkes, das der Nationwerdung vorausgeht. In ihrem Kampf um die Aufrichtung des rechten Herrschertums wirkte sie unablässig für die Vervollkommnung der Führung des Volkes. Die stärkste politische Kraft ging jedoch von ihrer eigenen Entscheidung und ihrem Handeln in den großen Augenblicken aus, in denen Sein und Nichtsein des Staates und Volkes auf dem Spiel stand. War die Ehre und Freiheit der Nation bedroht, so entschied sie sich ohne Zögern für den Kampf um diese lebenswichtigen Güter. Noch bedeutsamer war es, daß sie in diesem Kampf nicht nachließ, sondern die Kraft besaß, den Kampfeswillen über Niederlagen hinaus aufrechtzuerhalten. Diese Beharrlichkeit einer Frau verdeutlichte die Kraft ihres Volkes und wirkte über die Erfolge ihres eigenen beschränkten Handelns hinaus, wie es jede große Kraft tut, die sich als dauerhaft bewährt. Der eigene Zauber, Anmut und Glanz ihrer Persönlichkeit verstärkte ihre Wirkung, aber diese war nicht in ihm beschlossen. Luise wirkte vor allem durch ihre Tätigkeit, die sie unermüdlich für die Erstarkung ihres Volkes auf allen Lebensgebieten und für seine Befreiung einsetzte. Sie war ein in sich geschlossener Mensch und vereinte in ihrem Wesen die Kräfte, die ein Volk erhalten und formen. Diese zutiefst politische Kraft war so stark, daß sie unbezwingbar ihren Einfluß über den preußischen Staat und

das deutsche Volk geltend machte und sie zur Führerin derer werden ließ, die die besten Werte des Volkes und Staates in sich trugen. Luise war die Seele des Widerstandes gegen Napoleon. Ihre Kraft setzte sich in dem großen Ringen durch und befähigte ihr Volk, auf einer neuen geistigen und seelischen Grundlage den Kampf gegen den Eroberer siegreich zu Ende zu führen. Dies verdeutlichen Napoleons Worte auf St. Helena, daß es Luise gewesen sei, die mehr als fünfzehn Jahre lang in Wahrheit regiert habe.

ANHANG

Nr. 1: Aufzeichnung der Königin Luise über die Neutralitätspolitik des Königs Friedrich Wilhelm III.[584])

»Lors de l'avênement au trône du Roi tous les coeurs lui furent dévoués. Son peuple l'aime encore avec la même chaleur comme du commencement, parce qu'il voit que son[585]) jeune monarque n'écoute et ne suit que le chemin de la justice. Son coeur doué des plus rares qualités ne se laisse[586]) pas éblouir des louanges précoces; et le bien et le bonheur de ses sujets lui tient plus à coeur que le suffrage de quelques têtes exaltées ou de quelques plumes renommées qui pourraient peut-être lui donner une grande réputation momentanée, mais non pas la certitude d'avoir fait son devoir; et il ne pourrait jouir du repos d'âme qui fait maintenant la base de son bonheur. Bientôt après la mort de son père toutes les cours étrangères se jetèrent pour ainsi-dire à son col, recherchèrent son amitié, et chacune d'entre elles était fière de la posséder. L'égoisme y avait sa part, comme il préside presque à toutes les actions, et il ne se démentit[587]) pas non plus dans cette occasion, et peu après les assurances d'amitié, d'estime et d'intérêt particulier vint l'intérêt personnel de chacune d'entre elles, et le Grand Plan d'Alliance générale se découvrit. Quel accueil (?) pour un jeune Roi, qui surtout comme celui-ci reçut une éducation militaire ... et qui par les connaissances acquises aurait certainement joui un grand Rôle. Mais encore il ne se laissa pas subjuguer par cette grande tentation, et un regard jeté sur son peuple, qui pour être heureux a besoin de la Paix et de la tranquillité lui firent prendre le système de Neu-

---

584) Aufzeichnung ohne Titel und Jahresangabe. Wahrscheinlich 1799. (HA.)

585) Luise: falsch: ‚leur'.

586) Luise: falsch: ‚lesse'.

587) Luise: falsch: ‚démendit'.

tralité; et voilà cette politique secrète si décriée qui détache la Cour de Berlin des autres puissances. J'en appelle au juge impartial si le Roi n'agit pas d'après ses devoirs; et il me paraît que si jamais égoisme a été pardonnable c'est celui qui a pour but le bien de son peuple en lui assurant la Paix. On prophétise à la Prusse un démembrement général et une destruction à la Monarchie ... Cependant j'aime à observer que jusque ce moment d'horreur, il y aurait bien des difficultés à vaincre: L'Amour et l'enthousiasme de tout un peuple, la défaite générale d'une armée qui s'est[588]) déjà assez fait connaître par ses victoires dans la guerre de Sept-ans, et les forces réunies du nord de l'Europe. Voilà une résistance formidable, sur laquelle un Souverain doit être bien fier ... Si même le système de Neutralité que le Roi de Prusse observe n'est pas de l'intérêt des Puissances qui recherchèrent son alliance, elles ne peuvent pas lui refuser leur estime de sa persévérance, parce qu'elles sont pénétrées de la vérité qu'il agit bien et conformément aux intérêts de son pays. Personne ne connaît au juste les forces intérieures de la Monarchie prussienne, personne ne sait au fond le raisons qui décident la Prusse à observer la neutralité, ainsi il est fort particulier que des étrangers veulent décider de tout sans avoir les connaissances nécessaires.«

Nr. 2: »Parallèle de la conduite qu'on a tenu envers M Laforest[589]) et M d'Alopéus[590]).«

»M Laforest a fini toute communication avec le Ministre[591]) de Hardenberg qui alors était le seul Ministre du Cabinet du Roi, et n'a travaillé qu'avec le Sécrétaire du Roi le conseiller du Cabinet Lombard. On a fait des remontrances à la cour de France d'une conduite aussi étrange, et on a reçu pour toute réponse la demande officielle d'éloigner le ministre de Hardenberg des affaires étrangères; et M Laforest resta et reste, quoiqu'il n'ait pas travaillé avec le Ministre que le Roi avait nommé pour cela.

---

588) Luise: falsch: ‚sait'.

589) Luise: falsch: ‚Lafforet'.

590) Aufzeichnung Luisens ohne Datum, wahrscheinlich März 1806. (HA.)

591) Luise: falsch: ‚ministère'.

Hier le Roi a écrit une lettre au Comte de Goltz à Petersbourg pour faire des remontrances à cette cour que M d'Alopéus se refuse à travailler avec le Comte de Haugwitz; (suite contagieuse de l'exemple de M Laforest) d'après cette lettre il demandera son rappel, cela est sûr, et nous perdrons en lui un véritable ami de la Prusse qui a son bien et ses intérêts à Coeur. Maintenant on se demande: était-il nécessaire de faire cette démarche décisive ou non? J'aurai conseillé que non. Car comme le Comte de Keller est devenu troisième Ministre du Cabinet, M d'Alopéus peut maintenant travailler et transfaire (?) ses communications avec le dit Ministre, ce qui ne peut choquer ni le Roi ni le Comte de Haugwitz comme le Roi a permis et laissé faire M Laforest même avec son Sécrétaire dans le temps que M de Hardenberg occupait la première place, et qu'on a rien fait pour exciter le rappel du Sieur Laforest qui tout comme M d'Alopéus, avait tort. Cette démarche va donner de l'humeur à l'Empereur Alexandre parce qu'on agit avec partialité dans cette affaire.

Ou bien il fallait demander le rappel de tous les deux ... ou d'aucun, car sans cela on pourra nous faire le juste reproche de la part de la Cour de Pétersbourg que nous permettons des Insolences à la France et que nous sommes très rigide envers elle. Voici les réflections qui m'ont frappé en lisant la lettre écrite au Comte de Goltz, et que j'ai dit en parties à M Lombard; j'ai très bien remarqué qu'elles lui déplaisaient, et que sa vanité prévaudra toujours dans ses démarches. Comme c'est lui avec lequel Laforest a travaillé, il trouve très naturel qu'il reste et ne voit pas même que Laforest a manqué aussi grossièrement qu'on peut manquer au Roi, et il engage le Roi de faire une démarche qui n'est absolument que la suite de ses passions à lui. Hardenberg était Ministre comme l'est Haugwitz maintenant, mais Laforest a manqué à Hardenberg que Lombard ne peut pas souffrir, et il se tait; Alopéus manque à Haugwitz qu'il aime, et il jette des cris.

Qu'on fasse bien attention à cela et on ne trouvera aucune partialité de ma part. Il fallait demander le rappel ou du moins faire une démarche aussi décisive à Paris, qu'on vient de la faire à Pétersbourg pour que la balance soit égale; et qu'on ne puisse nous faire le reproche de faiblesse pour un homme qui

est si justement haï de tout le genre humain et en particulier de tous les honnêtes gens qui n'aiment ni le crime ni l'immoralité. Si nous perdons Alopéus et que nous ayons à sa place un Ministre Russe qui n'aime pas la Prusse, ce qui est très possible, alors il trouvera bien le moyen de nous brouiller avec sa Cour ... et nous voilà isolés, privés du seul appui, et ce qui plus est, du véritable Ami du Roi. Nous voilà isolés, seuls, vis-à-vis du colosse infame de Napoléon. Et voilà ce que sa politique désire.

Mais qu'il y ait du monde qui par bonne ou mauvaise volonté, par étourderie ou par aveuglement, travaille à lui faciliter ses infames intentions, voilà ce qui est affligeant. On dit toujours: il ne faut pas se brouiller avec la France, avec ce Monstre de pouvoir, et moi je réponds, il faut être aussi pointilleux pour ménager ses Amis, les seuls qui peuvent nous être utiles et servir d'appui contre ce Monstre, qui ne connaît point d'amis. Il ne veut que des Esclaves qui soient les instruments de ses Volontés. Et je suis persuadée que chaque Prussien versera plutôt la dernière goutte de son sang, que de s'avilir du point de souscrire à l'[592]) infamie de devenir les Alliés ou les Esclaves — ce qui est synonyme des Francais: Et c'est à ce qu'on travaille, j'en suis persuadée.«

Nr. 3. Aufzeichnung der Königin Luise über den Nutzen des Studiums der Geschichte[593]).

„Alle nützliche Unterhaltung des Geistes kann nicht anders als wichtig für uns sein; sie übt uns im Denken, macht uns geschickt, äußere Begebenheiten schneller zu fassen und zu ordnen und besonders den Wert unserer eigenen Handlungen genau zu bestimmen. Diese Vorzüge, denke ich, kann man erlangen, indem man die Geschichte lernt. Sie lehrt uns große Begebenheiten und Charakterzüge, Menschen von allen Klassen in mannigfaltigen Situationen, Handeln[594]) und Urteilen; indem wir nun auf den Grund zurückgehen, warum dieses geschah, Vergleiche aufstellen, erlangen wir die Vorzüge, die ich oben

[592]) Luise: falsch: ‚leur'.

[593]) Aufzeichnung Luisens ohne Titel und ohne Datum, wahrscheinlich 1809 oder Anfang 1810. (HA.)

[594]) Luise: falsch: ‚handlen'.

erwähnte. Ich bin ferner überzeugt, daß Geschichte auch auf unser sittliches Benehmen Einfluß hat, indem wir durch öftere Beispiele des Guten oder Bösen imstande gesetzt werden, das zu wählen, was unser Herz[595]) am annehmungswürdigsten findet; ein gutes Herz wird wohl nur das nachzuahmen suchen, was dem Vollkommenen am nächsten kömmt ... Dadurch, daß unser Scharfsinn, Beobachtungsgeist und Urteilskraft in beständiger Tätigkeit ist, ist es nicht zu vermuten, daß unser eigen Inneres ohne Untersuchung bleiben sollte; freilich wird diese beinahe immer so leicht und geschwinde vorgenommen werden als möglich, aus Furcht, etwas zu entdecken, was uns unangenehm sein könnte, und haben wir so etwas Zweideutiges gefunden, so sind wir sehr geneigt, es zu entschuldigen und es am Ende gar nicht mehr für einen Fehler zu erkennen. Doch der tief Denkende[596]), dem es nicht gleichgültig ist, wie es um ihn stehe, kömmt oft wieder auf sich selbst zurück und bringt es endlich dahin, die Larve von seinem Gemüt zu reißen und sich's ehrlich zu gestehen, was ihm noch fehlet, um die großen Beispiele gleichzukommen, die wir vor uns haben. Auf diese Weise wird die G(eschichte) eine Schule der Lebensweisheit ..."

Nr. 4: Entwürfe zu dem Schreiben der Königin Luise an Napoleon vom Februar 1810: 3. Fassung:[597])

Monsieur mon frère.

Le peu d'heures d'entretien que j'ai eues avec Votre Majesté Impériale à Tilsit ont certainement suffi pour lui faire connaître en entier mon âme et ma façon de penser. Je ne crains donc pas de lui dire que je sais supporter avec courage tous les malheurs qui ne me sont que personnels. Aussi ce n'est pas cela qui me porte à vous tracer ces lignes, Sire; mais c'est le malheur d'un pays extrêmement malheureux. Le Roi n'a pas hésité un moment[598]) de porter les plus grands sacrifices pour remplir les engagements

---

[595]) Luise: falsch: ‚unserem Herzen'.

[596]) Luise: falsch: ‚dem ... Denkenden'.

[597]) 1. Fassung: 17. Februar 1810; 3. Fassung: 21. Februar 1810

[598]) In der 1. Fassung: „Le Roi et moi nous n'avons pas hésité ...."

qu'il avait pris vis-à-vis de Votre Majesté (il Vous serait désagréable d'en entendre les détails) mais tous ses efforts ont été vains; toutes les ressources du Roi et celles de notre malheureux pays sont épuisées et je serais effrayée sans doute, de l'avenir de Misère qui est devant moi si à mon tour je ne connaissais l'âme de V(otre) M(ajesté). Son Génie qui est si supérieur, dont le coup d'oeil est si pénétrant qu'il aperçoit dans le même moment l'Evénement, ses causes et ses effets, voudra pour un instant me donner son attention.

Je lui tracerai en peu de mots et avec une entière confiance et l'Etat des choses et les remèdes que je lui propose.

Le séjour des troupes de Votre Majesté dans notre pays (qui n'est pas un pays riche) et la somme des contributions payées jusqu'à présent y a fait disparaître le numéraire, et si autrefois la Prusse retirait quelque numéraire de l'étranger par l'exportation de ses denrées et le produit de ses fabriques, l'état actuel du commerce sur le continent en ôte maintenant les ressources. Quant aux emprunts dans l'étranger c'est à l'approbation et à l'assistance de Votre Majesté[599]) que nous espérons celui en Hollande[600]); mais Sire, si les efforts que nous avons faits Vous ont prouvé ... notre bonne volonté — V(otre) M(ajesté) peut savoir aussi que c'est une ressource à laquelle il ne nous sera pas facile de revenir.

Voilà nos maux, voilà le mal tel qu'il est; mais le remède est entre vos mains, Sire, et Vous ne le refuserez pas, à une Epouse, à une Mère, à une Reine, qui ne Vous demande autre chose, que de faire parler Votre grande âme et qui n'en appelle qu'à elle. Il y a deux moyens de soulager ces maux, le premier est une idée qui n'appartient qu'à moi mais qui, si elle avait l'approbation de V(otre) M(ajesté) serait le plus grand bienfait qu'Elle puisse nous accorder, c'est si Elle voulait peut-être[601]) nous faire jouir du même avantage qu'elle a accordé à ce qu'on dit[602]) à la Ville de Danzig, et Se contenter à ne retirer pendant dix

[599]) Im 1. Entwurf: ‚Votre Majesté Impériale'.

[600]) Im 1. Entwurf: ‚d'Hollande'.

[601]) Im 1. Entwurf fehlt: ‚peut-être'.

[602]) Im 1. Entwurf: ‚m'a dit'.

ans que les intérêts de toute la somme que la Prusse a encore à payer — ou le second moyen serait de nous accorder des prolongations de termes pour les payements!

Je Vous assure, Sire, que nous ne pensons pas par ces demandes, à Vous porter à diminuer le total; — c'est au contraire, Sire, pour Vour conjurer de nous fournir les moyens et la possibilité de tenir notre parole et de remplir le engagements que nous avons pris vis-à-vis de Vous, que j'ose Vous parler ainsi.

Je le répète encore, j'en appelle à Votre grande âme; je ne Vous[603]) demande que ce qui est digne d'être demandé à un homme aussi grand que Vous et dont la générosité des sentiments ne peut qu'ajouter à sa gloire.

C'est avec confiance que je finis ces lignes en y ajoutant que j'ai la ferme conviction que V(otre) M(ajesté) ne veut point anéantir l'ouvrage du Grand Frédéric, mais qu'il lui sera doux de penser que la postérité en parlant de Frédéric et de sa Maison devra se rappeler à (ce)[604]) qu'elle aura à devoir au Génie[605]) du Grand Napoléon.

Je suis avec la plus haute considération
Monsieur mon frère
de Votre Majesté Impériale
La bonne Soeur

Luise.

---

[603]) Im 1. Entwurf fehlt: ‚Vous'.

[604]) ‚Ce' von Luise ausgelassen.

[605]) In der 1. Fassung: ‚Génie bienfaisant'.

LITERATURVERZEICHNIS

Abkürzungen:

Altpr. Mschr. = Altpreußische Monatsschrift.
DR. = Deutsche Revue.
DRs. = Deutsche Rundschau.
FBPG. = Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte.
HzJB. = Hohenzollern-Jahrbuch.
PrJbb. = Preußische Jahrbücher.
PPrStA. = Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven.
RDM. = Revue des deux mondes.
RH. = Revue historique.

Sind mehrere Auflagen eines Werkes angegeben, so sind die Zitate der unterstrichenen Auflage entnommen. Die noch nicht veröffentlichten Briefe tragen im Zitat die Angabe des Archivs, in dem sie sich befinden. Die übrigen Briefe oder Aufzeichnungen sind in einer der im Verzeichnis vermerkten Quellensammlungen zugänglich. Es ist der Kürze halber nicht vermerkt worden, welche Quellen im Originaltext angeführt sind, welche in der Übersetzung. Der Briefwechsel Luisens mit Friedrich Wilhelm III. ist im Original zum größten Teil französisch geschrieben, ebenso der Briefwechsel mit Alexander von Rußland. Die Übersetzungen Bailleus oder Griewanks sind an Hand der Originale zum Teil verändert worden.

HA. = Hausarchiv (Hohenzollern-Hausarchiv zu Berlin-Charlottenburg).
FA. = Mecklenburg-Strelitz'sches Familienarchiv.

Quellen:

Bailleu, Paul: Preußen und Frankreich von 1795—1807, Diplomatische Korrespondenzen. I. Teil: 1795—1800, Leipzig 1881 (PPrStA. Bd. 8); II. Teil: 1800—1807, Leipzig 1887 (PPrStA. Bd. 29).
— Aus einem Stammbuch der Königin Luise. FBPG. 8, 1895.
— Briefe der Königin Luise an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. DRs. 86, 1896.
— Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen. Leipzig 1900, PPrStA. Bd. 75.
— Briefe der Königin Luise an ihren Bruder, Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. DRs. 105, 1900.
— Die Verhandlungen in Tilsit 1807. DRs. 110, 1902.

Botzenhard, Erich: Freiherr vom Stein. Briefwechsel, Denkschriften und Aufzeichnungen. Berlin 1931—34.

Boyen, Hermann von: Erinnerungen. Hrsg. von Friedrich Nippold. 3 Bde., Leipzig 1889 und 1890.

Braun, Julius W.: Luise, Königin von Preußen, in ihren Briefen. Berlin 1888.

Clausewitz, Karl von: Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, Heft 10, 1888, 2. verb. Auflage 1908.

Delbrück, Friedrich: Tagebuchblätter 1800—1809 in: Monumenta Germaniae Paedagogica, 36, 37, 40. Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I. 3 Teile, Berlin 1907 von Georg Schuster.

Egelhaaf, G.: Königin Luises Briefe an Dr. Brown. Vom Fels zum Meer, 1888/89.

Eisenhart, Friedrich von: Denkwürdigkeiten 1769—1839. Hrsg. von Ernst Salzer. Berlin 1910.

Eylert, R. Fr.: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. 3 Bde., 3. Aufl., Magdeburg 1843—46.

Gentz, Friedrich: Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz, publiés par G. Schlesier. Stuttgart 1841.

Griewank, Karl: Königin Luise. Briefe und Aufzeichnungen. Leipzig o. J. (1924).

— Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. 1793—1810, Leipzig o. J. (1929).

Gourgaud, Baron Gaspard de: Sainte-Hélène. Journal inédit de 1815 à 1818. Paris Flammarion 1898.

Hardenberg, Fürst: Denkwürdigkeiten, hrsg. von L. von Ranke, 5 Bde., Leipzig 1877.

Hufeland, Christian W.: Eine Selbstbiographie. Berlin 1863.

Jackson, Sir George: Diaries and letters. Hrsg. von Lady Jackson. 2 Bde., London 1872.

Krieger, Bogdan: Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin, Mlle de Gélieu. DR. 30^1, 1905.

Lang, Karl Heinrich Ritter von: Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. Braunschweig 1842.

Las Cases: Mémorial de Sainte-Hélène. 8 Bde., Paris 1823.

Ménéval, Baron Claude François: Mémoires pour servier á l'histoire de Napoléon I. Paris Dentu 1894.

Napoléon I.: Correspondance. 32 Bde., Paris 1858—1870.

Preußen, Friedrich II. von: Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. In: Oeuvres VIII., Berlin 1848.

Preußen, Friedrich Wilhelm III. von: Vom Leben und Sterben der Königin Luise. Eigenhändige Aufzeichnungen, hrsg. von Heinrich Otto Meisner. Berlin—Leipzig 1926.

Prusse, Louise de, Princesse A. Radziwill: Quarantecinq années de ma vie. 1770—1815. Braunschweig 1911. Luise von Preußen, Fürstin A. Radziwill: 45 Jahre aus meinem Leben. Übersetzung von E. von Kraatz. Braunschweig 1912.

Scheffner, Johann George: Mein Leben, wie ich, Johann George Scheffner, es selbst beschrieben. Königsberg und Leipzig 1821 und 1823.

Schladen, Graf Heinrich Leopold von: Preußen in den Jahren 1806 und 1807, ein Tagebuch. Mainz 1845.

Voß, Gräfin Sophie Marie: Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin. 6. Auflage, Leipzig 1894.

Darstellungen:

Adami, Friedrich: Luise, Königin von Preußen. 13. Auflage, Gütersloh 1890.

Ancillon, Frédéric: Oraison funèbre de Très Haute et Très Puissante Princesse Louise ... de Mecklenbourg-Strelitz, Reine de Prusse. Berlin 1810.

Bailleu, Paul: Aus Königin Luisens Brautzeit. HzJB. 1, 1897.

— Königin Luise in Pyrmont. HzJB. 2, 1898.

— Königin Luise in Tilsit. HzJB. 3, 1899.

— Königin Luise als Braut. HzJB. 5, 1901.

— Königin Luisens letzte Tage. HzJB. 6, 1902.

— Königin Luisens Kindheit und Jugend. HzJB. 9, 1905.

— Königin Luise im Kriege von 1806. DRs. 129, 1906.

— Königin Luisens letzte Tage. HzJB. 13, 1909.

— Königin Luise, ein Lebensbild. 1. Auflage, Berlin—Leipzig 1908, 3. Auflage besorgt von Hermann Dreyhaus, Berlin 1926.

Baur, Wilhelm: Prinzeß Wilhelm von Preußen, geb. Prinzeß Marianne von Homburg. Ein Lebensbild aus Tagebüchern und Briefen der Prinzeß. Hamburg 1886.

Bellardi, Paul: Königin Luise, ihr Leben und ihr Andenken in Berlin. Berlin 1893.

Berg, Caroline Friederike von: Luise Königin von Preußen. 1. Auflage, Berlin 1814, anonym erschienen.

Besse, Paul: Die Königin Luise und ihre welthistorische Bedeutung. Köln 1870.

Blasendorff, C.: Die Königin Luise in Pommern. Stettin 1879.

Cavaignac, G.: La saisie de la lettre de Stein en 1808. in: RH. 60, Paris Alcan 1896.

Delbrück, Hans: Von der Königin Luise, Stein und dem deutschen Nationalgedanken. Besprechung des Bailleuschen Buches in einer allgemeinen Betrachtung. In: PrJbb. 136, 1909.

Dreyhaus, Hermann: Die Königin Luise in der Dichtung ihrer Zeit. Berlin o. J.

Engel, Eduard: Königin Luise. Berlin 1876.

Griewank, Karl: Königin Luise. In: Bd. 2 von „Die großen Deutschen". Neue deutsche Biographie, hrsg. von Willy Andreas und von Wilhelm Scholz. 4 Bde., Berlin 1936.

Hass, Hermann: Königin Luise in ihren Briefen und in Zeugnissen Mitlebender. Jena 1929.

Hintze, Otto: Königin Luise und die Wiedergeburt des Preußischen Staates. In: Historische und politische Aufsätze. Bd. 3, 4 Bde., 1908, Deutsche Bücherei 94—101.

— Königin Luise, Festrede zur Feier ihres hundertsten Todestages gehalten. Berlin 1910, HzJB. 14, 1910.

Horn, Georg: Das Buch von der Königin Luise. Berlin 1883.

Jagow, Kurt: Königin Luise, ein Lebensbild. Leipzig o. J. (1934).

Knaake, Emil: Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte. Halle 1909.

Krieger, Bogdan: Königin Luise und der Geheime Kabinattsrat Lombard. In: DR. 26^3, 1901.

— Erziehung und Unterricht der Königin Luise. HzJB. 14, 1910.

— Königin Luise und ihr Königsberger Kreis. Ostdeutsche Monatshefte 10, 1929/30.

Lehmann, Max: Freiherr vom Stein, 3 Bde., Leipzig 1902—1905.

Mommsen, Theodor und Treitschke, Heinrich von: Königin Luise. 2 Festreden. Berlin 1876.

Paléologue, M. Maurice: Louise, Reine de Prusse. La naissance d'une légende. In: RDM. 103, 1891.

Pertz, G. H.: Das Leben des Freiherrn vom Stein. 6 Bde., Berlin 1849—1855.

— Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithard von Gneisenau. Bde. 1—3, Berlin 1864—1869. Bde. 4, 5 von H. Delbrück, Berlin 1879/80.

Petersdorff, H. von: Königin Luise, Bielefeld 1903.

Reicke, Rudolf: Der Kriegsrat Scheffner und die Königin Luise. Königsberg 1865. Separatdruck aus der Altpr. Mschr. 1., 1864.

Ritter, Gerhard: Stein, Eine politische Biographie. 2 Bde., Stuttgart—Berlin 1931.

Schuster, Georg: Geschichte des preußischen Hofes. Bd. 3, Friedrich Wilhelm III. und sein Hof. Berlin 1914. Bearbeitung von Erich Bleich.

Seidel, Ina: Luise, Königin von Preußen. Königstein im Taunus und Leipzig o. J. (1934).

Seidel, Paul: Königin Luise im Bilde ihrer Zeit. HzJB. 9, 1905.

Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im 19. Hahrhundert. 5 Bde., 3. Auflage, Leipzig 1882—1894.

Vaihinger, Hans: Königin Luise als Erzieherin. Halle a. S. 1894.

LEBENSLAUF

Am 8. Dezember 1909 wurde ich, Tessa Klatt, zu Berlin-Charlottenburg geboren. Von 1916—1929 besuchte ich das Sophie-Charlotte-Lyzeum und das Hohenzollern-Oberlyzeum, das ich mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ostern 1929 ließ ich mich an der Universität Berlin einschreiben, um Geschichte, Französisch und Philosophie zu studieren. Während meiner Studienzeit erwarb ich durch Ergänzungsprüfungen das Abitur eines humanistischen Gymnasiums.

Ich besuchte Vorlesungen und Seminarübungen unter anderem der Herren Professoren Brackmann, Breysig, Elze, Gamillscheg, Hartung, Nicolai Hartmann, Hofmann, Holtzmann, Köhler, Heinrich Maier, Meinecke, Spranger, Weber, Wechßler und Windelband.

Besondere Förderung verdanke ich Herrn Professor Elze, der mich auch zu meiner Dissertation über die Königin Luise anregte. Ihm und dem zweiten Berichterstatter, Herrn Professor Hartung, gebührt mein besonderer Dank.